

- Digitalisierte Fassung im Format PDF -

Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Georges Louis LeClec de Buffon

Die Digitalisierung dieses Werkes erfolgte im Rahmen des Projektes BioLib (www.BioLib.de).

Die Bilddateien wurden im Rahmen des Projektes Virtuelle Fachbibliothek Biologie (ViFaBio) durch die [Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg \(Frankfurt am Main\)](http://Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg (Frankfurt am Main)) in das Format PDF überführt, archiviert und zugänglich gemacht.

Herrn von Buffons
Naturgeschichte
der vierfüßigen Thiere.

Mit Anmerkungen und Vermehrungen aus dem Franz. übersetzt.

Zweiter Band.



Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.



Berlin 1773.

Bei Joachim Pauli, Buchhändler.

10
45

Mar 30. 5. 02



V. 3598



Vorerinnerung.

Der gegenwärtige Theil der von Buffoni-
schen Thiergeschichte ist an Kupfer-
platten ungleich reicher, an der Anzahl der Bo-
gen aber, nicht völlig so stark, als der erste.
Vielleicht sind unter unsern Lesern einige, wel-
chen das Versprechen des Verlegers, jedesmal
wenigstens 20 Bogen zu liefern, bey der jeko

IV Vorerinnerung.

verminderten Zahl derselben verdächtig vorkommen mögte. Mir scheint es daher sehr billig, den eigentlichen Grund hiervon kürzlich anzugeben. Freylich könnte schon die Menge der Kupferplatten als eine reichliche Entschädigung für etliche Bogen angesehen werden. Allein ich muß zur Ehre des Verlegers gestehen, daß ihn ein weit beträchtlicherer Aufwand auf mehrere Kupfer im geringsten nicht abgeschreckt haben würde, wenn es bloß darauf angekommen wäre, diesen Theil noch um einige Bogen zu verstärken. Er ist allemal bereit, lieber mehr, als er versprochen, wie es schon bey etlichen Bänden geschehen, als weniger zu liefern. Diesmal hat er meinen Vorstellungen mehr, als irgend einem andern Bewegungsgrunde gefolget. Wir hatten einmal die Ordnung und Eintheilung

theilung

theilung des Hrn. von Buffon bezubehalten für gut gefunden. Da er, vermöge derselben, erst von lauter einheimischen zahmen oder Hausthieren, hernach von einheimischen wilden und endlich von ausländischen zahmen und wilden Thieren handelt, in diesem Band aber gerade die erste Klasse der Hausthiere zu Ende gieng; so schien es mir ungeschicklich, das erste Geschlecht einheimischer wilden Thiere, mit dem letzten Geschlechte der zahmen in einem Bande zu vermischen, um so viel mehr, da die folgende Geschichte der Hirsche, Rehe u. s. w. diesen Band über die Hälfte der gewöhnlichen Stärke vergrößert haben würde. Wo die Regeln einer guten Abtheilung der Bände mehr Kupfer und Bogen, als gewöhnlich, erfordern, wird man den Liebhabern

bern

VI Vorerinnerung.

Herrn dieses Werkes eben so willig stärkere Bände für einerley Preis liefern, als man jetzt hoffet, wegen der Paar fehlenden Bogen dieses Theils, um des angeführten Grundes willen, alle gewünschte Nachsicht willig zu erhalten.

D. Martini.

Herrn

Herrn von Buffons
Naturhistorie
der
vierfüßigen Thiere.
II. Band.


1 7 7 3.



V.

Die Ziege. 7)



 Alle Thiergattungen pflegen zwar durch einen gewissen Zwischenraum, dessen Grenzen die Natur selbst nicht überschreiten kann, von einander abgesondert, dennoch aber einige durch eine so grosse Menge von Beziehungen einander ähnlich zu seyn, daß man zwischen ihnen kaum
A 2 den

- 1) *Capra Hircus* Linn. S. N. XII. p. 94 *Tragus domesticus*, Caper, si castratus. *Klein.* Quadr. p. 15. *Briff.* Quadr. p. 38. *Bouc et Chevre domestique* *Sallens* Thiere p. 302. *Hircus et Capra domestica* *Gess.* Quadr. Fig. p. 270. *Ic.* Quadr. p. 17. *Aldrov.* Quadr. bisulca p. 619. fig. 635. *Fonst.* Quadr. p. 46. T. 26. 27. *Capra domestica* *Raj.* Quadr. p. 77. n. 1. *Sloan.*

den Raum zu einer nöthigen Scheidungslinie wahrnehmen kann. So bald wir also diese nahe verwandte Gattungen zusammen vergleichen und in Absicht auf uns näher betrachten, findet man, daß einige für uns von vorzüglichem Nutzen sind, die andern aber nur auf den Nothfall dienen, in Ermangelung der ersten ihre Stelle zu vertreten und uns gleichen Vortheil als jene, zu stiften. So können wir z. B. den Esel fast eben so gut, als das Pferd, und, wenn es uns an Schafen zu fehlen anfienge, die Ziegen an ihrer Stelle gebrauchen. Die Ziege versorgt uns eben so wohl, und fast noch reichlicher mit Milch, als das Schaf, sie liefert uns eben so häufigen Talg, und ihr Haar, ob es gleich etwas gröber, als die Schafwolle zu seyn pfeget, giebt eben so gute Zeuge, als diese. Ihr Fell steht in einem höhern Preiß, als die Schafhäute, und man weiß, daß auch das Fleisch junger Ziegen dem Hammelfleisch im Geschmack wenig

Sloan. Jam. Vol. II. p. 328. Caper. Capra Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 239. Ejusd. Auctuar. p. 331. Hircus domesticus Charlet. Exerc. p. 9. Hoedus Gesu Quadr. p. 314. Chevre privée ou domestique Kolbe T. III. 36. Der Ziegenbock heißt bey den Franzosen *Bouc*, lateinisch *Hircus*, in der Jugend *Hoedus*, Chald. *Ize*, Hebr. *Gdhies*, Griech. *Τεάγος*, Arab. *Maez*, Sarac. *Anse*, Persisch *Busan*, Span. *Cabron*, in der Jugend *Cabrito*, Ital. *Beccho*, jung *Cavretto*, Illyr. *Kozel*, Pohl. *Koziel*, Schwed. *Get*, Engl. *Goat*-*Bucke*, jung *Kydd*, Holl. *Bok*.

Die Ziege oder Geiße wird im Franz. *Chevre*, in der Jugend *Chevreau*, im Lat. *Capra*, im Chald. *Iza*, im Griech. *Αίξ*, im Arab. *Schuah*, im Persischen *Buz*, im Span. *Cabra*, im Ital. eben so, im Illyrischen oder Dalmatischen *Koza*, Holl. *Geit*, im Engl. *Goat*, die jungen aber im Deutschen *Zickel* genennet

nig oder nichts nachgebe u. s. w. Man bemerkt an dergleichen für den Nothfall dienlichen Geschlechtern, daß sie es den Hauptgeschlechtern mehrentheils an Härte und Stärke zuvor thun. Esel und Ziegen sind lange nicht so vieler Aufsicht und Wartung bedöhtigt, als Pferde und Schafe. Allenthalben finden jene für sich eine schickliche Nahrung; sie genießen mit gleichem Vortheil alle Arten von Pflanzen, groben Gewächsen und sogar von dornichten Sträuchern. Unempfindlicher gegen die rauhe Bitterung, können sie auch leichter den Beystand der Menschen entbehren. Je weniger sie uns als nothwendig angehören, desto mehr scheint sich die Natur ihrer anzunehmen. Anstatt also sich einzubilden, diese geringere Geschlechter wären aus den vorzüglichern durch die Ausartung entstanden, oder den Esel sich als ein ausgeartetes Pferd zu denken, hat man vielmehr Ursach zu glauben, das Pferd sey ein zu mehrerer Vollkommenheit gebrachter Esel, das Schaf hingegen eine feinere Art von Ziegen, die wir durch sorgfältige Wartung verbessert und, um unsrer eignen Bequemlichkeit willen, so stark vervielfältiget haben; oder die vollkommensten Geschlechter, besonders von Hausthieren, wären aus den weniger vollkommenen wilden, ihnen am nächsten verwandten Geschlechtern entstanden; weil die Natur allein unmöglich so viel, als in der Vereinigung mit den menschlichen Bemühungen, auszurichten vermögend ist.

Dem ohnerachtet ist die Ziege doch ein besonderes und von den Schafen wohl noch stärker, als das Pferd vom Esel, unterschiedenes Geschlecht. Zwar beleeget ein Ziegenbock das Schaf eben so gern, als der Esel die Stute, und ein Widder hält sich zur Ziege

ge so gut, als der Hengst zur Eselin. Ob sich aber wohl dergleichen Begattungen oftmals zutragen, und vielmal fruchtbar ablaufen, so hat man daraus doch niemals Mittelgattungen zwischen Ziegen und Schafen entstehen gesehen. Vielmehr bleiben es immer ein Paar von einander merklich, in gleichem Grad, unterschiedene Geschlechter. Es ist also durch die mannigfaltige Vermischung derselben im Grunde nichts verändert worden. An statt neuer Mittelgattungen von Thieren, entstanden vielmehr lauter einzelne Verschiedenheiten, welche in keines von den ursprünglichen Geschlechtern einen merklichen Einfluß hatten und vielmehr die Wirklichkeit des Unterschiedes ihrer eigenthümlichen Geschlechtsmerkmale bestätigten.

Indessen giebt es Fälle, wo es uns unmöglich ist, entweder diese Merkmale unterscheiden oder ihre Verschiedenheiten zuverlässig angeben zu können. In vielen andern Fällen müssen wir unser Urtheil gänzlich zurück halten; in unzähligen andern sind wir gar nicht vermögend, es zu einer deutlichen Einsicht zu bringen. Wenn auch die Ungewißheit, in welcher uns die von unsern Vorfahren aufgezeichnete, und einander widersprechende Nachrichten gelassen oder die Unzuverlässigkeit nicht mit in Anschlag gebracht würde, die noch in den vernachlässigten Beobachtungen mancher Naturforscher herrschet, so hätte man doch noch ein grosses Hinderniß im Fortgang unserer Kenntnisse in der unvermeidlichen Unwissenheit zu bestreiten, worinn wir uns, in Ansehung so vieler Vorfälle, befinden, welche die Zeit allein unsern Augen unmöglich darstellen konnte, und welche sogar unsern Nachkommen, erst durch öftere Gegeneinanderhaltung wiederhohleter

hohler Beobachtungen und Erfahrungen, in einem deutlicherm Licht erscheinen werden. Bis dahin müssen wir uns gefallen lassen, im Finstern zu tappen, und schüchtern zwischen Vorurtheilen und Wahrscheinlichkeiten herum zu irren, oftmals noch wegen der Möglichkeit gewisser Begebenheiten in Zweifel zu stehen und alle Augenblicke die Meynungen der Menschen mit den eigentlichen Wirkungen der Natur zu verwechseln. Es fehlt uns nicht an bestätigenden Beispielen. Wir dürfen so gar nicht einmal von unserm Gegenstand abgehen, um eines zu finden. Vom Boocke selbst ist ja bekannt, daß er sich mit dem Schafe paaret und Junge zeuget. Niemand aber hat uns noch gesagt, ob aus dieser Vermischung ein unfruchtbares Mittelthier oder ein Thier entspringe, das zur künftigen Fortpflanzung seiner Gattung fähig sey. So wissen wir auch, daß der Widder sich allenfalls zu einer Ziege hält; ob sie aber etwas, oder was für ein Geschöpfe sie mit einander zeugen? das können wir hier so wenig, als im ersten Falle, bestimmen. Man hält gemeiniglich dafür, daß alle solche Mittelthiere, die aus der Vermischung zwey unterschiedener Gattungen entstehen, völlig unfruchtbar sind, weil sowohl die von einem Esel und einer Stute, als die von einem Hengst und einer Eselin erzeugte Thiere, weder unter sich selbst, noch mit den Gattungen, von welchen sie entsprungen waren, etwas scheinen hervorbringen zu können ²⁾. Diese Muthmassung
 A 4 beruht

2) Ueber diesen Punkt hat die hiesige Akademie der Wissenschaften, wie die *Gaz. Salut.* 1772. No. 42. p. m. 335. meldet, ein Schreiben vom Hrn. von Tort aus dem französischen Vorgebirge, vom 26ten May 1769. datirt, erhalten, worinn eines
 Maul,

beruht aber vielleicht auf einem seichten Grund. Die Alten bestehen darauf, ein Maulesel werde im siebenten Jahre zur Zeugung geschickt und fähig eine Stute mit

Maulthieres gedacht wird, das einen jungen Maulesel zur Welt gebracht hatte, welchen Vorfall wir bey den hiesigen Maulthieren des Königlichen Stalles gar nicht mehr seltsam finden. "Man brachte, heißt es daselbst, gestern eine Mauleselin vor mich, welche für krank gehalten wurde. Ich dachte anfänglich, sie mögte von giftigen Kräutern etwas geschossen haben und fieng an, das Thier näher zu betrachten. Ausser einer starken Ausspannung des Leibes fand ich, daß etwas Darmähliches aus der Gebärmutter hervor hieng. Sogleich ließ ich einen Hufschmidt kommen, der, als er das Thier auf die Erde warf, um ihm die nöthigen Mittel bezubringen, sowohl die Mutter, als den jungen Maulesel stark verletzete. Doch wurde dieser noch lebendig, und an allen Theilen des Körpers wohl gebildet, zur Welt gebracht. Er war mit ausserordentlich schwarzen Haaren bewachsen, hatte sehr lange Ohren und war, mit einem Wort, ein ordentlicher junger Maulesel; er starb aber nach Verlauf einer halben Stunde, weil der Schmidt, indem er der Mutter die Geburth erleichtern wollte, dem jungen Maulesel beyde Schultern zerbrochen hatte. Die Mauleselin war ebenfalls stark verletzete und blieb, nachdem sie geworfen hatte, kaum noch 13 oder 14 Stunden am Leben. Aller Vermuthung nach war dies junge Thier von einem Esel erzeugt worden, weil ich einige Hengste davon zu halten pflege; da ich aber auch Maulesel habe, die nicht geworfen oder geschnitten worden, so läßt sich nicht gewiß bestimmen, ob die Befruchtung durch einen Esel oder durch ein Maulthier geschehen sey". Diese Geschichte dient wenigstens zu einem Beweis, daß die Alten Recht hatten, wenn sie vorgaben, die Mittelgattungen von Thieren können auch zuweilen ihres Gleichen wieder hervorbringen und wären also nicht für ganz unfruchtbar zu halten.

mit Vortheil zu bespringen 3). Sie behaupten, eine Mauleselin könne zwar trächtig werden, aber die Frucht nicht ganz zu ihrer Vollkommenheit bringen 4). Man sollte daher vorzüglich darauf bedacht seyn, dergleichen Begebenheiten in der Natur entweder zu bestätigen oder die Unmöglichkeit solcher Vorfälle begreiflich zu machen, um die Dunkelheit aufzuklären, welche sie noch immer über den wesentlichen Unterschied und über die Theorie der Zeugung verbreiten.

Ueberdies kennen wir zwar die Arten derjenigen Thiere sehr genau, die wir in der Nähe haben, wir können aber nicht bestimmen, was aus einer Vermischung derselben mit ausländischen Thieren erzeugt werden mögte. Von den sogenannten Maulochsen, oder von Thieren, die aus der Vermischung einer Kuh mit einem Esel oder einer Stute mit einem Schafsen entspringen 5), haben wir noch sehr dunkle Begriffe. Ob sich ein Waldesel oder Zebra mit einem Pferd oder Esel vermehren könne, ist uns noch gänzlich unbekannt. Eben so wenig sind wir überzeugt, ob das breitschwänzige Thier, welches mit dem Namen des barbarischen Schafes 6) belegt worden, mit

A 5

unserm

3) *Mulus septennis implere potest et jam cum equâ conjunctus Hinum procreavit. Arist. H. Anim. L. IV. Cap. XXIV.*

4) *Itaque concipere quidem aliquando mula potest, quod jam factum est; sed enutrire atque in finem perducere non potest. Mas generare interdum potest. Aristot. de Gener. Animal. Libr. II. Cap. VI.*

5) Man lese im Iten Theil von den vierf. Thieren S. 224. die Anmerk. * M. . .

6) *Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda. La Brebis à large queue. f. Hallens Thiere I B. p. 301. Foust. Tab. 23. M. . .*

unserm Schafe sich paaren könne; ob der Gems nicht eine wilde Ziege, oder durch eine Vermischung mit unsern Ziegen, eine Mittelgattung von beyden zu erzeugen fähig sey? Ob die Affen wirklich von einander so stark, als es scheint, unterschieden sind, oder, wie die Hunde, nur aus einem einzigen Geschlecht bestehen, das bloß durch eine Menge unterschiedener Arten sich auszeichnet? Ob der Hund fähig ist, mit einer Füchsin oder Wölfin, der Hirsch mit einer Kuh, die Hindinn mit einem Damhirsch u. s. w. sich fruchtbar zu begatten? Wir leben, wie gesagt, in Absicht aller dieser Vorfälle, in einer gleichsam erzwungenen oder nothwendigen Unwissenheit, weil die Versuche, welche hierinn etwas Entscheidendes lehren könnten, weit mehr Zeit, Sorgfalt und Aufwand erfordern, als das kurze Leben und eingeschränkte Vermögen eines Privatmannes darauf zu wenden erlaubet. Ich habe vordem unterschiedene Jahre hindurch Versuche dieser Art angestellt, wovon ich bey der Beschreibung der Maulthiere ausführliche Nachricht ertheilen werde. Vorläufig muß ich aber bekennen, daß ich durch alle diese Versuche nicht viel klüger, und bey den meisten in meinen Hoffnungen getäuschet worden.

Inzwischen scheint von diesen Umständen unsere ganze Kenntniß von den Thieren, die genaue Eintheilung ihrer Gattungen, die vollkommene Einsicht in ihre Geschichte, so gar die Art, wie diese geschrieben und abgehandelt werden muß, lediglich abzuhängen. Da es uns aber in diesem Fall einmal an den unentbehrlichsten Kenntnissen fehlet, da es, in Ermangelung der nöthigen Erfahrungen, unmöglich ist, Aehnlichkeiten fest zusehen und richtige Schlüsse darauf zu gründen; so ist es wohl am sichersten, Schritt vor Schritt

Schritt zu gehen, jedes Thier für sich zu betrachten, alle diejenigen aber für besondere Gattungen zu halten, die sich nicht vor unsern Augen vermischen, folglich ihre Geschichte in besondern Artikeln, doch mit dem Vorbehalte, zu beschreiben, daß wir da, wo eigne oder fremde Erfahrungen uns mehr Licht ertheilen, einige dieser Artikel gleichsam in einen zusammen schmelzen.

Hieraus läßt sich der Grund abnehmen, warum wir hier bloß der zahmen Schafe und Ziegen gedenken, ob es gleich noch viel andere Thiere giebt, welche beyden Geschlechtern sehr ähnlich sind 7). Wir sind wenig-

7) Von den Schafen haben wir bereits im ersten Band S. 287. angezeigt, welche fremde Gattungen von den Hrn. von Linne und Brisson dahin gerechnet werden. Unter das Geschlechte der Ziegen und Böcke bringt erster, ausser

a) der gemeinen Ziege oder dem zahmen Ziegenbock *Capra*, *Hircus* *Lin.* S. N. XII. p. 94. *Hircus* et *Capra domestica*. *Le Bouc et la Chevre domestique* *Briss.* Quadr. p. 38. auch ß) die angorische Ziege, als eine Abänderung. *Capra angorensis* *Lin.* ib. ß) *Chevre d'Angora*. *Briss.* l. c. p. 39. *Tourn. voy. du Levant*. Tom. II. p. 463.

b) den Steinbock. *Capra Ibex*. *Lin.* l. c. p. 95. *Hircus ferus* *Bellon.* obs. 20. *Dama veterum* *Klein.* Quadr. p. 16. *Bouc-estain*. *Briss.* l. c.

c) die Syrische Ziege. *Capra mambrica* *Lin.* l. c. *Capra Syriaca* *Gesn. et Prosp. Alp.* *La Chevre de Syrie*. *Briss.* l. c. p. 47.

d) die Gemse. *Capra Rupicapra* *Lin.* l. c. *Le Chamois ou l'Yzard*. *Briss.* l. c. p. 41. *Brisson* l. c. p. 42. fügt dieser noch die Siberische Gemse aus dem IVten Bande der *Nov. Comment. Petropol.* p.

wenigstens noch ungewiß, ob die ausländische Gattungen mit unsern einheimischen wirklich neue Arten hervor:

388. ben, die von ihm Chamois de Siberie, von den Kalmücken *Argali* genennet wird.

e) Zwen Arten amerikanischer Zwergböcke mit aufliegenden und aufrechtstehenden Hörnern. *Capra depressa et reversa Linn. l. c. Petite Chevre d'Amérique et Petit Chamois d'Amérique. Briss. l. c. p. 41.* Der letzte heißt auch die Amerikanische Gemise.

f) die egyptische Gazelle. *Capra Gazella Linn. l. c. p. 96. Elan. Kolb. La Gazelle des Indes Briss. l. c. p. 43.*

g) die Gazelle mit gewundnem Horn oder Hirschbock. *Capra Cervicapra Linn. l. c. p. 96. Strepliceros Gesn. La Gazelle. Briss. p. 44.*

h) den Bezoarbock. *Capra bezoardica Linn. l. c. Capri-Cerva Kaempf. La Gazelle du Bezoar. Briss. l. c.*

i) die afrikan. Gazelle oder lybische Ziege. *Capra Dorcas Linn. l. c. La Gazelle d'Afrique. Briss. l. c. p. 45. Knorr Delic. Nat. Tom. II. Tab. Kv. f. 3. p. 105.*

k) die unbärtige tartarische Ziege oder Steinbock. *Capra tartarica Linn. l. c. p. 97. Le Bouc-estain sans Barbe. Ibx imberbis Briss. l. c. p. 40.*

l) die oriental. oder siberische Ziege. *Capra Ammon Linn. l. cit. Tragelaphus Bell. La Chevre du Levant. Briss l. c. p. 46.*

Hr. Brisson rechnet auch zu diesem Geschlechte noch:

m) den hochgehörnten Widder oder das Kretische Schaf, *La Chevre de Crete. Aries s. Ovis cretensis Foust. T. 45. welches beym Ritter unter dem Namen Ovis Strepliceros p. 98. den Schafen beygesellet*

hervordringen würden. Daher müssen wir sie mit Recht so lange wie besondere Gattungen betrachten, bis uns die Erfahrung lehret, daß einzelne Thiere von jeder dieser fremden Gattungen sich mit unsern gemeinen vermischen und andern Thieren das Daseyn geben könnten, die einer fernern Zeugung untereinander fähig wären. Da nun dieser Charakter allein das Wesentliche von dem, was ein Geschlecht heisset, so wohl bey Thieren, als Pflanzen ausmachtet, so muß er auch, bey Bestsetzung eines Geschlechtes allemal zum Grunde geleget werden können.

Die Ziege ist schon ihrer Natur nach belebter und erfindungsreicher, als das Schaf. Sie nähert sich ohne Bedenken den Menschen und ist leicht an seinen Umgang zu gewöhnen. Seine Liebkosungen machen auf sie die angenehmsten Eindrücke und pflegen ihr bald eine Art von Ergebenheit einzulösen. Außer dem ist auch die Ziege stärker, flüchtiger, schlanker, und viel beherzter, als das Schaf. Bey vieler Lebhaftigkeit ist es ihr eigen, zugleich trozig und geil zu seyn, auch überall herum zu schweifen. Es ist höchst mühsam, sie zu leiten und bey der Heerde zu erhalten. Ihr Geschmack treibet sie mehr nach den Einöden, wo es ihre Lust ausmachtet, auf steilen Anhöhen herum zu klettern, auf den Gipfeln der höchsten Felsen,
an

fellet worden. Außerdem hat er bey den Ziegen auch noch

n. o) eine Gazelle und eine Ziege aus Neuspagnien unter den Namen Gazelle de la nouv. Espagne. Tamamacame *Jonst.* p. 63. und La Chevre de la Nouv. Espagne oder Mazams angeführt *S. l. c. p.* 46. 47. M. . .

an den Rändern der steilsten Abgründe sich zu lagern und wohl gar daselbst ruhig zu schlafen. Auf die Gesellschaft ihres Mannes ist sie ungemein begierig; sie nimmt seine Liebkosungen mit erhitzter Sehnsucht an und pflegt nicht lange nach vorhergegangener Paarung ihre Jungen zu werfen. Ihre dauerhafte Natur ist ihr behülflich, mit wenig und leichter Kost sich zu begnügen. Unter allen Arten von Kräutern finden sich nur sehr wenige, die einer Ziege nicht schmecken oder wohl bekommen sollten. In so fern indeßen das Temperament einen merklichen Einfluß in das Naturell der Thiere hat, läßt sich in dieser Absicht unter den Ziegen und Schafen kein wesentlicher Unterschied entdecken. Beyde Geschlechter von Thieren, deren innerer organischer Bau sich beynabe vollkommen gleichet, wachsen, nähren und vermehren sich fast auf einerley Weise. So gar in Ansehung ihrer Krankheiten pflegen sie viel mit einander gemein zu haben. Es giebt nur wenige Schafkrankheiten, von welchen die Ziege nie befallen wird. Von der grossen Hitze hat eine Ziege lange nicht so viel, als ein Schaf, zu fürchten. Sie schläft gern unter den Einflüssen der heissesten Sonnenstralen, ohne davon krank, drehend oder schwindlich zu werden. Gewitter können ihre Herzhastigkeit nicht erschüttern, und Regengüsse pflegen sie nicht aus ihrer Fassung zu bringen. Nur der Kälte suchen sie nach Möglichkeit auszuweichen. Von ihren äusserlichen Bewegungen haben wir bereits erinnert, daß sie nicht so wohl nach der Bildung des Körpers, als vielmehr nach der Stärke desselben und nach den unterschiedenen Bedürfnissen des Hungers und anderer Begierden eingerichtet, und aus diesem Grunde lange nicht so abgemessen, auch bey den Ziegen allemal weit lebhafter, als bey den Schafen, sind.

Von

Von der Ungleichheit ihrer Handlungen läßt sich leicht auf die Unbeständigkeit des Naturels einer Ziege schließen. Bald geht sie und steht wieder stille, bald läuft, bald hüpfet und springet sie. Jetzt fällt es ihr ein, sich uns zu nähern, gleich darauf aber, wieder fort zulaufen. Indem sie eben sich zeigt, verbirgt sie sich wieder oder entfliehet; alles nach ohngefährten Einfällen. Ueberhaupt bestimmt bloß die wunderliche Lebhaftigkeit ihrer innern Regungen die Seltsamkeit ihres abwechselnden Betragens. Die biegsamsten und geschmeidigsten Werkzeuge nebst dem ganzen Vorrathe der Nerven ihres Körpers, sind kaum vermögend, dem ganz besondern Muthwillen und Ungeßüm aller Bewegungen eines dergleichen Thieres Genüge zu thun.

Es ist aus Erfahrungen bekannt, daß alle Ziegen den Menschen von Natur zugethan sind, und nicht einmal in öden Gegenden eine merkliche Wildheit annehmen. Im Jahr 1698. als ein englisches Schiff an der Insel Bonavista landete, kamen zweien Schwarze an Bord, um den Engelländern unentgeltlich so viel Böcke anzubiethen, als ihnen mit sich zu nehmen belieben würde. Der Schifskapitän äußerte über ein so unerwartetes Anerbiethen seine Verwunderung, die sich aber bald verlohr, da er von den Schwarzen erfuhr, daß auf der ganzen Insel mehr nicht, als 12 Personen sich aufhielten, welche von der anwachsenden Menge der Ziegen und Böcke wirklich überlästigt würden. Man fügte hinzu, daß es gar nicht schwer hielte, sie zu greifen, weil sie, gleich andern Hausthieren, den Menschen hartnäckig folgten ⁸⁾.

Der

8) *E. Hist. générale des Voyages* Tom. I. p. 518.

Der Bock ist schon am Ende des ersten Jahres, die Ziege in einem Alter von 7 Monathen, fähig zur Zeugung. Die Frucht einer so frühzeitigen Vermehrung pflegt aber allemal schwach und mangelhaft zu seyn. Daher ist man darauf bedacht, beyde wenigstens 18 Monathe bis 2 Jahre alt werden zu lassen, ehe man sie zusammen bringet. Der Bock ist ein ziemlich artiges, ungemein lebhaftes und sehr hitziges Thier. Ein einziger ist auf zween oder drey Monathe lang hinreichend, eine Heerde von mehr als hundert und funfzig Ziegen zu befruchten. Diese abmattende Hitze kann aber bey ihm nicht leicht über drey oder vier Jahre dauern. Im fünften oder sechsten Jahre sind solche Thiere schon ausgemergelte Greise. Zu einem Zuchtbock muß also ein junger wohlgewachsener oder ein zweyjähriger Bock von grossem Wuchs, kurzem fleischigem Hals, kleinem Kopf, herabhängenden Ohren, dicken Oberschenkeln, starken Füßen, schwarzen, dicken und weichen Haaren, langem und starkem Bart, ausgesuchet werden 9).

Ben den Ziegen kostet es weniger Schwierigkeit, eine Wahl zu treffen. Doch hält man diejenigen für die besten, die einen langen Leib, ein breites Kreuz, derbe Oberschenkel, einen leichten Gang, starke Euter, lange

9) Vom Widder oder Schafbock (S. I Band S. 286.) unterscheidet sich der Ziegenbock durch die Form des Kopfes, durch die Länge und Richtung der Hörner, durch die Dicke der Beine, durch die Beschaffenheit der Haare und Verschiedenheit seiner Länge. Der Ziegenbock ist am untern Kinn mit einem ansehnlichen Barte, auf dem Hals und Rücken aber, bis an den Schwanz mit einer Mähne versehen. Die Größe des Bockes ist fast eben so mancherley, als die Größe des Widders.





lange Striche, auch lange dichte Haare haben ¹⁰⁾. Die Zeit, wo sich ihr Vermehrungstrieb regt, fällt gemeinlich in den September, Oktober und November oder in den Herbst: Wein: und Wintermonath. Wenn sie aber auch zu andern Zeiten ein Weibchen in Gesellschaft eines Bockes zubringen, so lassen sie sich gar bald bereit finden, ihn anzunehmen, ohne sich an erwähnte Monathe zu binden. Sie können daher in allen Jahreszeiten sich paaren und vermehren. Im Herbst pflegen sie aber am sichersten trüchtig zu werden. Man giebt auch noch aus der besondern Ursache dem Herbst: und Wintermonath einen Vorzug, weil es gut ist, wenn die junge Ziegen, so bald sie anfangen zu weiden, gleich zartes aufkeimendes Gras antreffen.

Die Ziegen tragen fünf Monathe und pflegen im sechsten ihre Jungen zu bringen. Diesen erlauben sie, einen Monath oder 6 Wochen zu saugen ¹¹⁾; folglich hat

10) Bey den meisten Ziegen, auch bey manchen Böcken, findet man vor dem Halse zwei Verlängerungen der Haut, welchen man den Namen der Zischeln (Glands,) in einigen Gegenden auch der Glöckchen (S. Tab. XIV. lit. A.) gegeben. Gemeinlich befinden sie sich zween Zoll unter dem untern Kinnsbacken und stehen anderthalb Zoll aus einander, haben etwa zween Zoll in der Länge und einen Zoll im Umfang, sind auch, gleich den andern Theilen, mit Haaren bedeckt. Sie entstehen bloß aus der Haut, und pflegen länger nicht, als bis auf 3 Zoll zu wachsen. III. . .

11) Wenn sie mehr als ein Zickel bringen, pflegt man ihnen das größte und beste zu lassen, das andere hingegen einer andern Ziege zu übergeben, welches, die Mutter zu schonen und eine schöne Heerde zu erhalten, sehr nothwendig ist. Außer der Milch, Büff. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th. B wel

hat man etwa sechs und einen halben Monath von der Zeit an zu rechnen, wo die Ziege belegt wurde, bis auf den Zeitpunkt, wo die junge Ziege zu weiden anfangen kann.

In Gesellschaft von Schafen sind sie beschwerlich zu hüten, weil sie fast nie bey der Heerde bleiben, sondern immer voran laufen. Es ist also viel besser, sie allein auf grüne Hügel zu treiben, weil ihnen die Höhen und stette Berge vorzüglich angenehm sind. So viel als ihnen Futter nöthig ist, finden sie leicht in Büschen, Brachfeldern, unbebauten Gegenden und unfruchtbaren Plätzen. ¹²⁾ Von angebauten Feldern, vom Getreide, von Weinbergen und Waldungen muß man sie so viel als möglich ist, entfernen, weil sie an den jungen Holzschlägen grosse Verwüstungen anrichten können, auch durch begieriges Abnagen der zarten Rinden und junger Schößlinge ver-

welche die Zickel im Ueberfluß haben müssen, füttert man sie auch mit allerley Kräutern, mit Erbsenfaat u. s. w. M. . .

12) Wilde Kastanien sind, wegen ihrer Bitterkeit, für die Ziegen ein gesundes und schmackhaftes Fressen, besonders dienen sie denselben zur Vermehrung der Milch und können ihnen in dieser Absicht mit Vortheil vorgeleget werden. S. Sannöv. Niagaz. 70. p. 229.

So gar die Wolfsmilch, welche sie nach Herrn Hr. Schrebers Erfahrung gerne genüssen, pflegt ihnen, statt schädlich zu seyn, zu einer guten Purganz zu dienen. S. dessen Samml. verm. Schriften 2c. V Th. p. 243. M. . .

verursachen, daß fast alle von ihnen benagte Bäume ausgehen ¹³).

Feuchte Gegenden, sumpfige Wiesen und fetzte Weide gereichen ihnen offenbar zum Schaden. In ebenen Gegenden pflegt man daher selten Ziegen zu halten. Man hat gesehen, daß sie daselbst schlecht gedeihen und ein schlechtes, unschmackhaftes Fleisch ansetzen. In den meisten warmen Himmelsstrichen werden große Heerden von Ziegen gehalten, die aber niemals in einen Stall kommen. In Frankreich müßten sie bey der Strenge des Winters unter freyem Himmel des Todes seyn ¹⁴), wenn sie nicht unter Dache gehalten würden. Im Sommer können sie die Streue gar wohl entbehren; im Winter ist sie aber nothwendig, und muß oft erneuert werden, damit sie nicht auf ihrem Mist liegen, der ihnen, wie alle Feuchtigkeit, sehr nachtheilig seyn würde.

Man bringt sie gerne so früh als möglich auf die Weide. Das bethaute Gras, welches den Schafen

B 2

ein

13) Ein Englischer Landwirth ist aus diesem Grund auf den Einfall gerathen, den Ziegen die Vorderzähne auszubrechen, um seine Bäume zu sichern. Die Schweden zerschneiden ihnen eine Sehne an Hinterfüsse, um das Uberspringen zu verwehren. Letzteres ist ungleich besser, weil dadurch dem Thiere die Verdauung nicht gefährdet wird. S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. I B. S. 185. M. . .

14) Die norwegischen und schwedischen Ziegen können schon mehr Kälte vertragen, weil sie den ganzen Winter im Walde gehen und kaum vier Tage, nachdem sie geworfen haben, geschonet werden. Ob aber diese harte Lebensart auch dienlich sey, gute Art in Absicht auf die Milch und Haare zu erhalten, daran ist billig zu zweifeln. M. . .

ein Gift ist, thut bey den Ziegen die herrlichste Wirkungen. Um ihrer Ungelehrigkeit und ihres beständigen Herumschweifens willen ist auch der stärkste und flüchtigste Mensch nicht im Stande, mehr als höchstens funfzig Ziegen zu hüten. Wenn es schneyet und reifet, pflegt man sie nicht auf die Weide zu führen, sondern vielmehr im Stalle mit Kräutern und im Herbst gesammelten kleinen Reisern oder mit Kraut, Rüben und andern Hülsenfrüchten zu füttern ¹⁵). Je mehr sie fressen, desto reichlichere Milch hat man von ihnen zu erwarten. Um sich dieses Vortheils desto länger und in desto grösserm Ueberfluß bedienen zu können, giebt man ihnen viel zu saufen und mischet bisweilen ein wenig Salpeter oder Salz unter das Wasser ¹⁶). Bierzehn Tage nachher,
wenn

15) Das Laub von Birken und andern Bäumen, das im September abgestreift und an der Sonne getrocknet worden, muß ihr gewöhnliches Futter seyn. Kräuter, Kohl, Rüben und Linsen geben ihnen ebenfalls gute Nahrung. Die Heiden sind für Ziegen die beste Weide. Sie fressen allerley, sowohl dürre, als frische Blätter und Kräuter. So gar an Dornen und Brombeerstauden wissen sie etwas nahrhaftes zu finden und pflegen auch den Schierling und Schlangengelegentlich zu genüssen (S. von Linne vollst. Natursyst. I B. p. 405.) Flohkrout, insonderheit aber die Blätter und Frucht vom Spindelbaume, sind für diese Thiere tödliche Gewächse. Zu viel Eicheln verursachen ihnen Schmerzen und machen daß sie leicht unzeitig werfen. S. Abilgaard am angef. Orte p. 244.

M. . .

16) Da man sie oft an Mauern und Felsen, wo Salz ist, lecken siehet, so läßt sich hieraus schlüssen, daß bey ihnen das Salz unter die gewöhnlichen Bedürfnisse zu rechnen, auch allem Ziegenvieh sehr zuträglich sey.

M. . .

wenn sie gezickelt haben, kann man sie zu melken anfangen. Vier bis fünf Monathe hindurch können sie uns Abends und Morgens mit reichlichem Vorrathe von Milch versorgen.

Gewöhnlicher Weise bringt eine Ziege nur ein Junges, bisweilen zwey, selten drey, niemals aber mehr, als viere ¹⁷⁾. Der Zeitpunkt ihrer Fruchtbarkeit reicht vom ersten oder von anderthalb Jahren bis zum siebenten Jahr ihres Lebens. Beym Bocke würde bloß eine mehrere Schonung erfordert, um ihn bis zu eben diesem Alter, und wohl noch länger, zur Zeugung tüchtig zu erhalten. Gemeiniglich aber pflegt er nach dem fünften Jahre diese Fähigkeit gänzlich zu verlieren. Er wird alsdann abgeschaffet und mit alten Ziegen oder jungen Böcken gemästet, welche letztere man gleich nach dem ersten halben Jahre schneidet, um ihnen zu einem saftigern und zärtern Fleische behülflich zu seyn.

Sie werden eben so, wie die Schöpfe gemästet. Man bemühet sich aber, auch bey der besten Fütterung, vergebens, ihrem Fleisch den reinen Geschmack des Schöpfenfleisches zu verschaffen; es müßte dann in den höchsten Himmelsstrichen seyn, wo das Schöpfenfleisch, selbst einen schlechten Geschmack hat. Der starke Geruch des Bockes ist nicht so wohl von seinem Fleisch, als von seinem Felle herzuleiten. Ob gleich diese Thiere gar wohl zehn bis zwölf Jahre leben könnten, so läßt man sie doch nicht gern alt werden, weil

B 3

ihre

17) Indessen versichert Bankroft in seiner Naturgeschichte von Guiana p. 73. die Guianische Ziegen wären so fruchtbar, daß man bey einem Wurf gemeinlich 3, 4 bis 5 junge Ziegen erhielte.

ihr Fleisch mit dem zunehmenden Alter immer un-
schmackhafter wird ¹⁸⁾. So bald sie demnach aufhö-
ren, ihr Geschlecht fortzupflanzen, pflegt man sie
ohne Bedenken abzuschaffen. So wohl die Ziegen,
als die Böcke sind gewöhnlich mit Hörnern bewaf-
net. Man findet nur sehr wenige, denen diese
natürliche Waffen fehlen. Die Farben der Haare
sind bey diesen Thieren ebenfalls häufigen Abänd-
erungen unterworfen ¹⁹⁾. Die ganz weissen und un-
gehörnte Ziegen sollen den größten Ueberfluß von
Milch, die schwarzen aber vorzügliche Stärke und
Munterkeit oder Dauer haben.

Obwohl diese Thiere fast gar nichts zu erhalten
kosten, so gehören sie doch allerdings unter die sehr
einträgliche Hausthiere. Man pflegt von ihnen das
Fleisch, den Talg, die Haare, und das Fell zu ver-
kaufen.

18) Sonst gelangen sie, nach Lord Ansons Reisen um
die Welt, zu einem ziemlich hohen Alter. Ein ge-
wisser Schotte, Selkirk, der auf dem Eylande
Juan Fernandez zurück gelassen worden, bis ihn
ein anderes Schiff wieder mitgenommen, erzählt,
er habe oft mehr Ziegen, als er gebraucht, gefan-
gen, die übrigen an den Ohren gezeichnet und wie-
der laufen lassen. Lord Ansons Reisegesellschaft,
kam etwa 32 Jahre nach ihm auf diese Insel. Der
erste Bock, den sie bey ihrer Landung tödten, hat-
te geschlitzte Ohren. Ein außerordentlicher Bart
und andere Merkmale des Alterthums machten es
an diesem und hernach an mehreren sehr wahrschein-
lich, daß eben diese Thiere unter Selkirks Händen
gewesen. M. . .

19) Die gewöhnlichsten sind entweder weiß oder
schwarz, oder bunt oder Lichtgelb S. Abilgaards
Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und
Schweinen 2c. Kopenh. 1771. 8vo p. 241.

laufen. Ihre Milch ist gesunder und besser, als die Schafmilch. Sie wird von den Aerzten in unterschiedenen Krankheiten angerathen und es lassen sich daraus, weil sie leicht gerinnet, gute Käse machen. Die Sahne darf nicht von derselben abgenommen werden, weil sie nur wenig butterige Theile hat. Die Ziegen lassen sich so gern und so leicht melken, daß auch Kinder, welchen die Milch sehr nahrhaft und gesund ist, gar wohl dieses Geschäfte verrichten können. Sie haben mit Rühen und Schafen die Beschwerde gemein, daß oft Schlangen oder eine gewisse Art von Vögeln, die man unter dem Namen der Ziegensauger ²⁰⁾ kennet, sich des Nachts an ihre Striche hängen und ihnen, wie man behaupten will, die Milch aussaugen.

B 4

An

20) Geismelker, Nachtschwalbe, Tageschläfer, Nachtwanderer, Nachtrabe, Nachthabicht, ostind Fledermaus. Hallens Vogel p 345. Seeligm. Vogel I B. T. XVI. III B. T. XXI. *Caprimulgus Linn.* S. N. XII. p. 346. *Briss.* Av. Tom. I. p. 289. Franz. *Le Tette-chevre, Crapaud-volant, Grand Merle.* *Effraye, Frelaye.* *Chauche-branche* Die kurze Naturgeschichte und eine Abbildung dieses bemerkenswürdigens Vogels, der seine meiste Benennungen von seiner Lebensart erhalten, findet man im 11ten Jahrg. der hiesigen Mannigfaltigkeiten von S. 11 bis 16. Die Ehre, der Geismelker oder Ziegensauger genannt zu werden, hat wohl dieser Vogel ohnstreitig der ehemaligen ausgelassenen Neigung zum Fabelhaften zu verdanken. Wir sind überzeugt, Hr. von Buffon habe diesen Umstand selbst für nichts anders, als für eine Fabel der Alten ausgeben wollen. Sonderbar genug ist wohl die Einbildung der Indianer, welche in diesen Vögeln die Seelen ihrer Vorfahren verehren, die ehemals von den Engelländern getödet worden, weil sich, wie sie behaupten, vor diesem Blutbade nie ein solcher Vogel in ihrem Lande blicken lassen.

M. . .

An den obern Kinnbacken fehlen den Ziegen die Schneidezähne; diese Zähne pflegen ihnen aber im untern Kinnbacken zu eben der Zeit und in eben der Ordnung auszufallen und wieder zu wachsen, die man bey den Schafen beobachtet. Ihr Alter wird aus den Zähnen und Knoten der Hörner beurtheilet. Eigentlich haben die Ziegen keine bestimmte Zahl von Zähnen, gemeiniglich zählet man bey den Böcken mehrere. Man bemerkt an den letztern auch gröbere Haare, längere Bärte und grössere Hörner. Diese Thiere haben, wie die Rinder und Schafe, vier Magen, und gehören unter die wiederkäuende Geschöpfe. Ihr Geschlecht hat sich viel weiter, als das Schafgeschlecht verbreitet. Es giebt in unterschiedenen Welttheilen Ziegen, welche den unsrigen gleichen; doch pflegen sie in Guinea und andern heißen Ländern kleiner ²¹⁾, in Rußland aber und in andern kalten Gegenden ²²⁾ grösser, als bey uns zu seyn.

Der angorische Boock und Ziege.

(15 und 16 Tafel.)

Die Angorische ²³⁾ und Syrische Ziegen mit lang herabhängenden Ohren gehören zu der Gattung der unsrigen, weil sie mit einander, sogar in unsern Himmelsstrichen, sich vermischen und Junge hervors

21) Die Guianische Ziege zum Beweis ist, wie Banks Frost in seiner Naturgesch. von Guiana p. 73. versichert, nicht viel grösser als ein europäisches Ziegenlamm. Ihre Hörner sind kurz, schwach und niederwärts gedrückt. M. . .

22) Cf. Er. Pontoppidans Naturgesch. von Norw. II Theil p. 14. 20. M. . .

23) S. 7te Anmerk. lit. a. p. 11.

die im
der
man
aus
G
von
den
ibere
Diele
M
sch
das
tebe
ben,
Eau
Cal

mit
Tab
un
ng
ver

ne
sp
m
er

w



Büff.

II. T.

C.B. G. sc.



hervorbringen ²⁴). Das Männchen hat fast eben so lange, doch anders gedrehte und gewundene Hörner, als der gemeine Bock. Sie breiten sich in einer was gerechten Richtung von beyden Seiten des Kopfes aus und winden sich in Schneckenlinien, welche denselben beynahe das Ansehen eines Pfropfziehers geben. Die Hörner der angorischen Ziege sind kürzer und vorne ganz niedergebogen. Sie reichen mit ihrer gekrümmtesten Spitze bis ans Auge und scheinen übrigens verschiedenen abwechselnde Biegungen und Richtungen zu haben. Der Bock und die Ziege von Angora, die man uns auf dem königlichen Vorwerk beyde zeigte, waren mit Hörnern, wie sie hier beschrieben sind, bewafnet. Sie sind, wie alle Syrische Thiere, mit langen, feinen Haaren dichte bewachsen. Aus diesen werden Zeuge, so fein und glänzend, als unsere setdene Zeuge, verfertigt ²⁵).

24) Die Engelländer und Holländer haben diese Gattung auch bey sich mit gutem Erfolge fortgepflanzt. Es wäre zu wünschen, daß ihnen hierinn die Deutschen auch nachahmen mögten, weil man sich von dieser angorischen Art so merkliche Vortheile zu versprechen hat. Sie weiden an den magersten und unfruchtbarsten Orten und geben dennoch weit mehr Milch, als die unfrigen. Sie bringen überhaupt jedesmal zwey Zickel, haben weit feinere und reichlichere Haare, als die gemeine Ziegen und können des Jahres zweymal geschoren werden.

17. . .

25) Der Hr. Verf. redet hier von den Zeugen, die aus Kämelhaaren bereitet werden. Diese kommen, wie der Hr. D. Schreber im 45ten St. des IVten Th. der Hannöv. nützlichen Samml. 1769. anmerket, von den Ziegen, welche in klein Asien zu Angora und Begbazar in Natolien in Menge gehalten werden. Von diesen Thieren hat Hr. Alström in Schweden 1742. einen Bock und eine Ziege

ge mitgebracht. Letztere gieng ihm zwar zu Grunde, der Bock aber paarte sich mit schwedischen Ziegen. Die Jungen wurden größtentheils dem Stambock ähnlich. Dies beweiset genugsam, daß bemeldete Ziegen und Böcke, wider die Anmerkungen der Reisebeschreiber, nicht allein zu bekommen, sondern auch in andern Gegenden gar wohl fortzubringen sind.

Das Haar der weissen angorischen Ziege hat seines gleichen fast nirgends an Feinheit. Nach dem 2 Buch Moses, 25. Kap. 4. v. 26. Kap. 7. v. 26. soll die Decke des Heiligthums aus denselben gewebet seyn. Plinius (L. VIII. c. 50.) Helianus (L. XVI. c. 30.) Solinus (Cap. 46.) Aristoteles (Hist. anim. L. VIII. c. 22.) gedenken ihrer unter dem Namen licischer, pamphilischer und cilicischer Ziegen. Tournefort (in seiner Voyage du Levant. Tom. II. p. 185.) ertheilt von ihr folgende Nachricht:

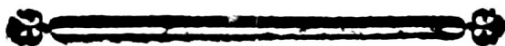
„Die schönste Ziegen von der Welt ziehet man
 „zu Angora. Ihre Weiße blendet; ihr Haar, das
 „so fein ist, als die schönste Seide, und in acht bis
 „neun Zoll langen Locken herabhängt, giebt die
 „Materie zu den feinsten Stoffen, besonders zum
 „Kamelot. Man läßt sie aber ungezwirnt nicht
 „ausführen, weil die Einwohner dortiger Gegend
 „ihren Unterhalt von dieser Arbeit haben. Es scheint
 „als ob Strabo diese schöne Ziegen gemeint, wenn
 „er saget: um den Fluß Halis ziehet man Schöpfe,
 „deren Wolle sehr dicht und gelinde ist, besonders
 „hat man daselbst auch Ziegen, die anderswo nicht
 „angetroffen werden. — Die Arbeiter zu Angora
 „brauchen das gezwirnte Ziegenhaar ganz allein zu
 „ihren Kamelotten, da man es zu Brüssel, ich weiß
 „nicht warum? mit gezwirnter Wolle zu vermengen
 „genöthigt ist. In Engelland mischet man dieses
 „Haar unter die Perüquenhaare. Nur muß es zu
 „diesem Gebrauch nicht gezwirnet seyn. Es macht
 „eigentlich den Reichthum von Angora, wo alle
 „Bürger sich auf diesen Handel zu legen pflegen.
 „Man ziehet das Haar der angorischen Ziegen mit
 „Rechte dem von Kugna vor, denn die letztern Zie-
 „gen sind alle braun oder schwarz.

Nach

Nach der vom Tournefort gelieferten Abbildung und nach den Erzählungen solcher Personen, welche die angorische Ziegen gesehen haben, sind sie fleischiger, als die unsrigen. Ihre herabhängende Ohren aber machen einen besondern Unterschied von den übrigen Arten der Ziegen aus, wozu noch die zurückgebogene Hörner und kürzere Beine kommen, welche über die Hälfte mit lockichten Haaren bedeckt sind. Die ganze Gegend um Begbazar, sagt Hr. Tournefort, ist leer und trocken, wenn die Obstbäume nicht gerechnet werden. Die Ziegen genüßten daselbst nichts, als die Aestchen der Kräuter. Vielleicht kann dieses, nach Busbequius Anmerkung, etwas dazu beitragen, die Schönheit ihrer Haare zu erhalten, die sich mit der Veränderung der Lebensart und sogar der Winde, verliert. Die Hirten von Begbazar und Angora kämmen sie oft und waschen sie fleißig in den Bächen.

Im Arabischen heißen diese Thiere Kâmel. Daraus hat man Kameel gemacht und das Kâmelhaar, das Kameelhaar, nebst dem daraus verfertigten Garne miteinander verwechselt, ob gleich beydes weit von einander unterschieden ist. Man weiß, daß auch die Haare der Kameele, welche ihnen im Frühjahr binnen wenig Tagen am Schopfe, am Rücken, an der Brust und am Bauch ausfallen, mit Fleiß gesammlet, hernach zu Garne gesponnen und in vielen Manufakturen gebraucht werden. Es ist aber ein Versehen, wenn man dieses mit den eigentlichen Kâmel- oder angorischen Ziegenhaar verwechselt. Man lese hiervon ausführlicher in dem angezeigten Hannöv. nützl. Samml. I. c. und in den Stuttg. phys. ökon. Auszug. II B. S. 495—508. Cf. Abh. der Schwed. Akad. der Wissensch. V B. S. 222. 2c. und Schrebers Samml. versch. Schriften III Th. p. 98. 2c.

M. . .



Anhang.

In den innern Theilen von Afrika und am Vorgebirge der guten Hofnung wimmelt es, nach dem Berichte reisender Naturforscher, von allerhand Arten der Böcke, die uns zum Theil nicht hinlänglich, zum Theil noch gar nicht bekannt sind. Es vergehet selten eine Gelegenheit, wo die Kapische Bauern und Sottentotten, wenn sie landwärts eingehen, nicht etwas neues in diesem Geschlecht entdecken sollten. Das in Afrika sogenannte Routou oder Kututhier ²⁶⁾ gehöret mit unter die neuesten Entdeckungen und Kolbe scheint ebenfalls noch von Böcken zu reden, die nicht unter die Linneischen Arten gebracht sind. Wir wollen unsern Lesern hier kürzlich die Kolbische Nachrichten von Ziegen und Böcken, die er beobachtet, in diesem Anhange vorlegen.

Er theilet alle Ziegen und Böcke der vorgebirgischen Gegenden in zahme und wilde. Von 1) den zahmen sagt er ²⁷⁾, sie wären den unstrigen in allen Stücken ähnlich, doch etwas kleiner und minder übelriechend, als die europaischen. Seine zwote Art oder die blaue Ziegen kommen an Gestalt den zahmen gleich, an Grösse hingegen erreichen sie beynah die Statur eines Kapischen Hirsches. Ihr Haar ist sehr kurz und von schöner blauer Farbe, die sich aber nach dem

26) S. Hr. Prof. Müllers Linneisches Natursyst. I B. S. 429. Tab. XXVI. fig. 1.

27) In seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung u. Frst. und Leipz. 1745. 4to p. 332.

dem Tode des Thieres verlieret und abgeschossen blau oder graulich wird. Ihr Bart, welcher vorzüglich lang ist, giebt ihnen ein besonders gutes Ansehen. Die Hörner sind, in Vergleichung mit andern Ziegen, wohl nicht sehr lang, aber desto schöner und künstlicher gedrehet. Sie laufen bis über die Hälfte rings herum in schraubenförmigen Bindungen und von da, bis nach oben, immer spitziger zu. Ihre Beine sind lang, aber wohl gemacht; ihr Fleisch ist von gutem Geschmack, aber ziemlich mager; man pflegt es daher gemeiniglich den Hunden vorzuwerfen, weil die Einwohner an fetterem Wildpret keinen Mangel haben. Bloß um des Felles willen tödtet man diese Thiere, weil dieses eben so gut ist, als von irgend einem andern wilden Thiere. Eigentlich findet sich diese Art blauer Ziegen bloß im Innern des Landes und werden fast gar nicht in den Kolonien gesehen. In Hallen p. 308. wird das Männchen unter dem Namen des himmelblauen afrikanischen Bockes beschrieben.

Die 3te Art heißt beyrn Kolbe die gefleckte Ziege, weil sie mit rothen, weissen und braunen Flecken gezieret ist. Ihrer Grösse und Gestalt nach treffen sie bey nahe mit angezeigten blauen Ziegen überein. Ihre Hörner haben etwa zwölf Zoll in der Länge, sind ein wenig hinterwärts gebogen, bis in die Mitte geringelt und an den Enden sehr spitzig. Sie brüsten sich mit einem sehr langen, dunkelrothen Barte. Ihre Beine stehen mit ihrem übrigen Körper in einem richtigen Verhältniß. Ihr Fleisch ist wohl etwas hart, aber sehr wohlschmeckend. Gespickt und gebraten hat es einen guten Wildpretgeschmack. Man kann diese schäcliche Ziegen leicht jung fangen, zähmen

men und mit den Schafen weiden lassen. In diesem Fall verlieren sie aber den Wildpretgeschmack, den wir an den freyen Ziegen dieser Art gerühmet haben. In den Gegenden, welche die Hottentotten bewohnen, sind sie dermassen häufig, daß man ihrer oft mehr als tausend auf einmal zu sehen bekommt. Im Sallen wird das Männchen p. 309. der geschäccte afrikanische Bock genennet.

In *Knorrri Delicis Nat.* Tom. II. Tab. K. I. fig. 1. p. 99. findet man den Kopf eines afrikanischen bunten Bockes (*Bouc bigarré*) abgebildet. Er ist grau und vom Rückgrad bis an den Bauch hinunter weiß gestreift. Am Kopfe geht von beyden Seiten ein weisser Streif schief nach der Nase herunter. Die Hörner sind glatt und etwas gekrümmet. Wegen seiner breiten und langen Ohren gleicht er beynahen einem gehörnten Esel. Er unterscheidet sich merklich von Kolbens geflecktem Bocke, weil dieser auch gerade unten her geringelte Hörner hat.

Die vierte oder die graue Ziege gleicht an Gestalt beynahen der zahmen (n. 1.). Sie hat einen geschickten oder wohlgebauten Leib, ein schwarzes Maul, kurze Haare, wie die gefleckte (n. 3.), eine dunkelrothe Farbe mit vielem Grau vermischt, wovon sie den Beynamen erhalten. Ihr Schwanz ist sehr kurz, und, wie der ganze Leib, mit vermischten Haaren besetzt. Sie trägt schöne dunkelbraune Hörner, die aber an Länge niemals einen halben Fuß übersteigen. Rings um dieselben läuft gleichsam eine Schnecken-schraube, am Ende sind sie zugespitzt. Ihr Fleisch ist vortreflich, auch gesund, und oft mit Fette ziemlich durchwachsen; daher man sie auf dem Vorgebirge

ge vor andern zu schätzen pflaget. Die Ziegen dieser Art sind etwas kleiner, als die Böcke, und mit keinen Hörnern bewafnet. Bey Hr. Hallen p. 308. ist ein solcher Bock unter dem Namen des afrikanischen Graubockes angeführet.

Die 5te Ziegenart nennt Hr. Kolbe die wilde Ziege. Seiner Ausmessung nach ist sie grösser, als ein Hirsch. Ihr zierlicher Kopf pranget mit zwey glatten, runden Hörnern, die gerade und spitzig, drey Fuß lang sind, und deren Enden zwey Fuß weit aus einander stehen. Von der Stirn an läuft über den Rücken ein weisser Strich, der sich bis an den Schwanz ausdehnet. Ein anderes Band von gleicher Farbe durchschneidet den ersten unten am Halse, den er ganz umgiebet. Noch zwey ähnliche breite Bande legen sich, einer hinter den Vorderfüßen und einer vor den Hinterfüßen ganz um den Leib herum. Das Haar, welches den übrigen Leib decket, fällt ins Graue mit einzelnen weissen Flecken; ausgenommen am Bauche, wo es weisser aussiehet. Der Bart ist grau, mit etwas Roth untermenget und von ansehnlicher Länge. Die Beine sind wohl etwas lang, übrigens aber sehr wohl gestalltet. An den Hörnern und gestreckten Füßen gleicht gegenwärtige Ziege den Gazellen, am Bart und Schwanz aber den ordentlichen Böcken. Im Hallen ist sie p. 309. als der weißgestreifte, rundhörnige afrikanische Bock beschrieben.

Ihr Fleisch ist beynabe schmackhafter, als das europäische Hirschwildpret. Das Weibchen ist kleiner und ohne Hörner. Hr. Kolbe glaubt in den Hottentottischen Gegenden keine Thierart häufiger, als diese, wovon er eine gute Abbildung liefert, gesehen zu haben.

Die 6te oder die Tuckziege, (oder nach Hr. Hallen p. 313. der afrikanische Komplimentirbock) ist grösser als die zahme, der sie aber an Farbe ziemlich nahe kömmt. Sobald sie jemanden erblickt oder eine Gefahr merkt, legt sie sich ausgestreckt auf den Bauch ins Gras nieder. Weil sie dann weiter nichts, als Gras um sich siehet, glaubt sie vielleicht ebenfalls nicht gesehen zu werden. Dann und wann reckt sie den Kopf empor, legt ihn aber gleich wieder ins Gras nieder, bis die Gefahr, ihrer Meinung nach vorüber, oder bis sie gefangen oder getödtet worden ist.

Was Kolbe 7) die Fongoische Ziege zu nennen gut gefunden, ist, unsers Erachtens, nichts anders, als das kleine guineische Böckchen (Moschus Pygmaeus Linn. S. N. XII. p. 92. *Tragulus guineensis* Klein. Quadr. p. 21. *Seba* Vol. I. T. 43 fig. 1 — 3. p. 70. *Cervus Juvenus perpusillus guineensis*. Fr. *Petite espece de biche. Petit Cerf. Chevrotain*) Er hat sie in Kongo, zu Viga, auf der guineischen Küste, auch an andern dem Kap nahe liegenden Orten gefunden. Sie werden, wie er sagt, niemals grösser als ein Haase gefunden; sie haben aber ein gutes Ansehen und an ihren Hörnern Enden, wie die Hirsche an ihren Geweihen. Die Füsse dieser artigen Thierchen sind so klein, daß man das untere Theil oft statt eines Tobackstopfers gebraucht, ohne die ganz nahe beisammenstehende Klauen vorher absondern zu dürfen. Hr. Adanson²⁸⁾ hat in Senegal eben diese kleine Thierchen wahrgenommen, und sagt von ihnen, sie schlichen einem gleichsam unter den Füßen hinweg
und

28) S. Dessen Reise nach Senegal, mit Anm. von D. Martini. Brandenburg 1773. gr. 8vo p. 170.

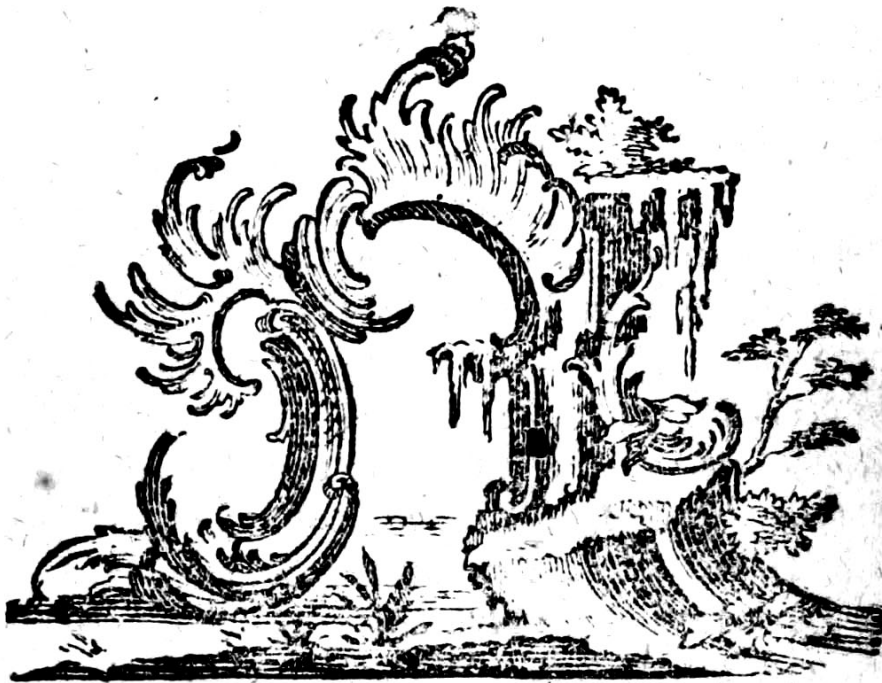
und würden von den Schwarzen oder Negern mit ihren Sagadie oder Wusfies gesagt, und hernach verzehret.

Hr. Prof. Müller beweiß im Linnéischen Natursystem p. 418. aus dem Souttuynischen Werke, daß es auch vielhörnichte Ziegen gebe. Hr. Souttuyn hat selbst eine solche, die aus Amerika, besonders aus Rajenne gebracht worden, gesehen, aber billig noch gezweifelt, ob es eine beständige Art oder vielmehr eine Mißgeburt und ein zufälliges Spiel der Natur seyn mögte. Zwcy Hörner haben ihre natürliche Richtung, aus der Wurzel aber eines jeden Horns kam auf jeder Seite wieder ein anderes eben so langes, gesundes und starkes Horn heraus, wovon eines vorwärts, das andere hinterwärts gebogen war. Durch die Figuren, welche Jonston auf der XXIV und XXVII Tafel von seinem Eale und Hircus Cotilardicus giebt, ist er verleitet worden zu glauben, daß es nicht allein vielhörnichte Thiere, auch Thiere mit einer außerordentlichen Richtung der Hörner gebe, sondern daß sie auch mehrmal auf gleiche Art entstehen. Beides kann seine Richtigkeit haben, ohne daß es darum ausgemacht wäre, ob man dergleichen Thiere für eine beständige Art halten dürfe.

Den Subak oder das Ziegeneinhorn, welches in Podolien bey Braklen, auch, wie Steller berichtet, in Elberten gefunden wird, hält Hr. Prof. Müller mit erwähnten Souttuyn für eine *Capra mambrica* Linn. oder für eine Syrische Ziege. Zum wenigsten, heißt es, hat man bisher noch keine vierfüßige Einhörner gekannt. Es ist aber Büff. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th. E möglich,

möglich, wenn das eine Horn mehr erhaben oder vorwärts steht, daß man von weitem verführt werden und glauben kann, man sähe ein Thier mit einem einzigen Horn, wie es den Engländern an den afrikanischen Küsten ergangen ist, wo man hernach in der Nähe zwey Hörner entdeckt.

M. . .





VI.

Das gemeine zahme, das Siamische
und
wilde Schwein. ²⁹⁾

Das gemeine, Siamische und wilde Schwein machen alle drey nur ein einziges Geschlecht aus, und können also hierfüglich zusammen beschrieben werden. Das letzte gehört unter die wilde, die

E 2

beydent

29) Zunt Geschlecht der Schweine techten Sr. von Linne und Brisson folgende Gattungen:

a) Das zahme Schwein. *Sus Scropha Linn.* S. N. XII. p. 102. *Ejusd. Faun.* 21 und 36. *Amoeth. acad.* V. p. 461. *Briss.* Quadr. p. 74. *Sus domesticus* Cochoi domestique. *Raj.* Quadr. 92. n. 1. *Sloane Jam.* II. p. 328. *Klein Quadr.* p. 25 *Poretis.* *Sus Scropha*, *Verres. Gesn.* Quadr. p. 982. f. p. 983. *Gesn. le. Quadr. f.* p. 24. *Aldrov. Quadr. bis.* p. 937. fig. p. 1006 *Fonst. Qu.* p. 70. T. 47. *Charlet. Exerc.* p. 13. *Rzac. H. N.* 101 p. 243 *Ejusd. Auctuar.* p. 333. Das männliche Thier heißt im deutschen der Eber, das geschnittne, Bork, das weibliche, Sau, die verschchnittne Sau, Börgen; Schwein, das geschnittne, Galze, Mos, das Junge, Ferkel, wenn es noch sauget, Spänferkel, wenn es von der Sau genommen wird, Absetzferkel. Im Franz. *Porc*, der Eber *Verrat*, der geschnittne *Coshon*, die Sau *Truye*, im Lat. der Eber *Verres*, der geschnittne *Majalis*, die Sau *scropha*, das Ferkel *Porcellus*, im Hebr. *Chafir*, im Chald. *Chafra*, im Arab. *Kanfir*.

beiden erstern aber unter die zahme Hausthiere. Sie unterscheiden sich zwar in gewissen äußern Merkmalen,

im Griech. $\gamma\varsigma$, $\chi\acute{o}\rho\omicron\varsigma$, im Pers. *Mar* und *Buk*, im Span. *Puerco*, im Ital. *Porco*, der Eber *Verro*, der geschchnittne *Porco castrato*, auch *Majale*; die Sau *Scropha* und *Trojata*, im Pohlen. *Wieprz*, im Engl. *Hog*, der Eber *Boar*, die Sau *Sow*, das Ferkel *Pig*, im Holländ. *Beer*, *Zeug* und *Big*, das ganze Geschlecht heißt bey ihnen *Swin* und *Varken*, die saugende *Spaanvarken*. Zu dieser Gattung rechnet auch der Kitter noch:

a) Das wilde Schwein. *Sus Aper* l. e. *Aper*. *Le Sanglier*. *Briff. Quadr* p. 75. *Gesn Quadr*. 146. *et Icon. Quadr*. p. 81. *Sus ferus vel sylvaticus*. *Aldr. Bisulc.* 1013. *Fonst. Quadr*. 74. T 47. *Raj. Quadr* 66. n. 2. *Porcus sylv.* *Klein. Quadr*. p. 25 *Charl. Exerc.* p. 13. *Aper. et Verres sylvaticus Rzac.* l. c p. 213. *et Auct.* p. 305. *Franz.* der wilde Eber oder Sauer, *Sangler*, *Porc sauvage*; die Bache oder wilde Sau *Laye*, *Lat.* *Sus fera*, *Scropha sylvestris*. das Ferkel oder der Frischling; *Porcellus sylvestris*, *Franz.* *Marcaffin.* Griech. $\chi\acute{o}\rho\omicron\varsigma$ $\acute{\alpha}\gamma\epsilon\iota\omicron\varsigma$, Span. *Puerco Sylvestre* oder *Puerco Montes* oder *Javali*; Ital *Porco sylvatico*, *Cinghiale*, *Cinghiare*. *Illyr* *Wieprz* Pohlen. *Wieprz Lesny*, Schwed. *Will-Swin*, Engl *Wild Boar*, *Wild-Swine*. *Raj. Bore.* *Gesn.* die Jungen im *Franz.* *Pourceaux*.

b) Das Chinesische oder Siamische Schwein. *Sus Chinensis* *Linn.* S. N. l. cit. *It. Wgothl.* 62. *It. Scan.* 72. Zu den wilden Schweinen rechnet man in des Kitters vollst. *Natursystem* I Th. p. 464. noch:

c) Das äthiopische wilde Schwein. *Aper aethiopicus*. *Sangler enorme de l'Afrique*, *Hardloopet* der Holländer, wovon der Hr. Pr. *Pallas* in seinen *Specilegiis Zoologicis Fasc* II p. 3. oder in der vom Hr. Prof. *Baldinger* übersetzten Ausgabe S. 4. u. f. w. eine weitläufige Beschreibung, auf der 1ten Kupfer-

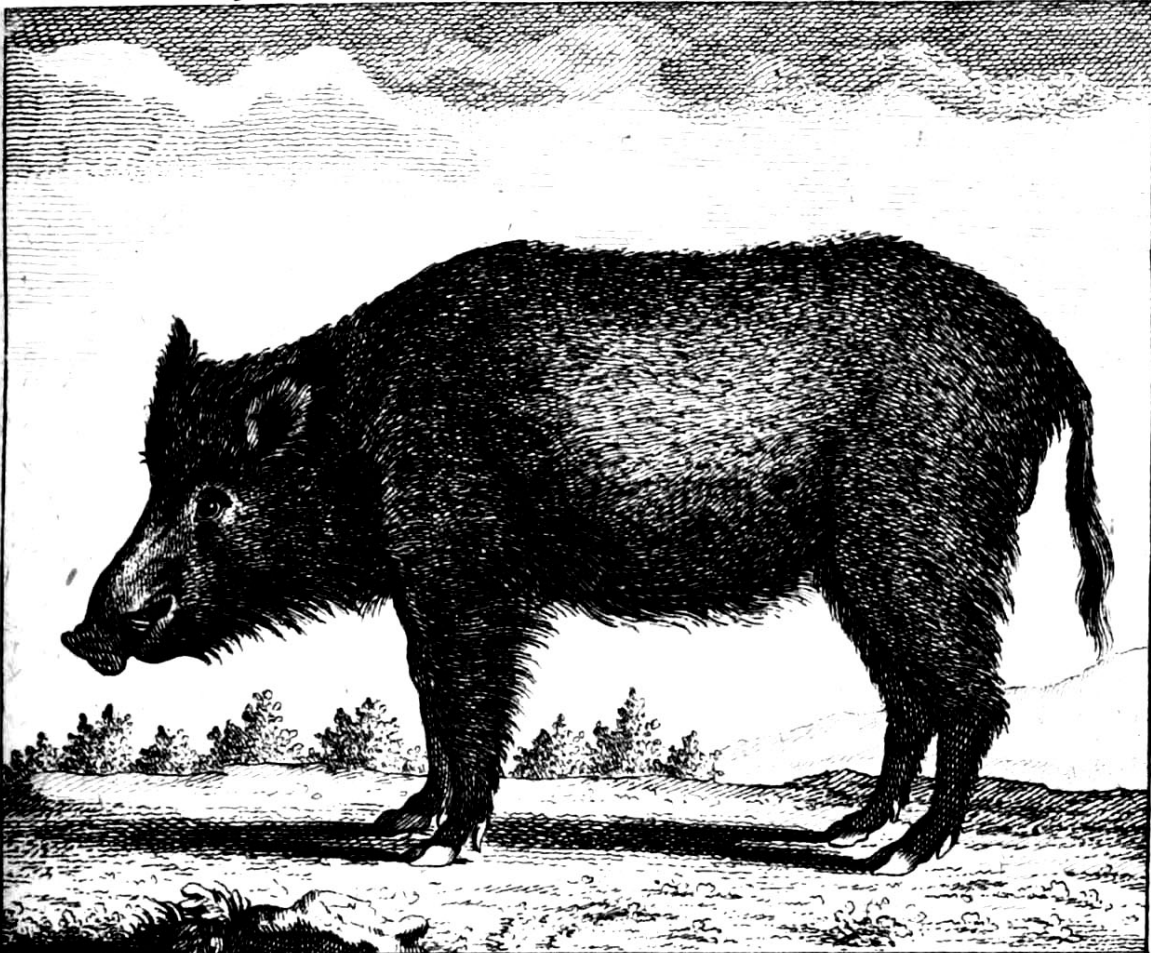
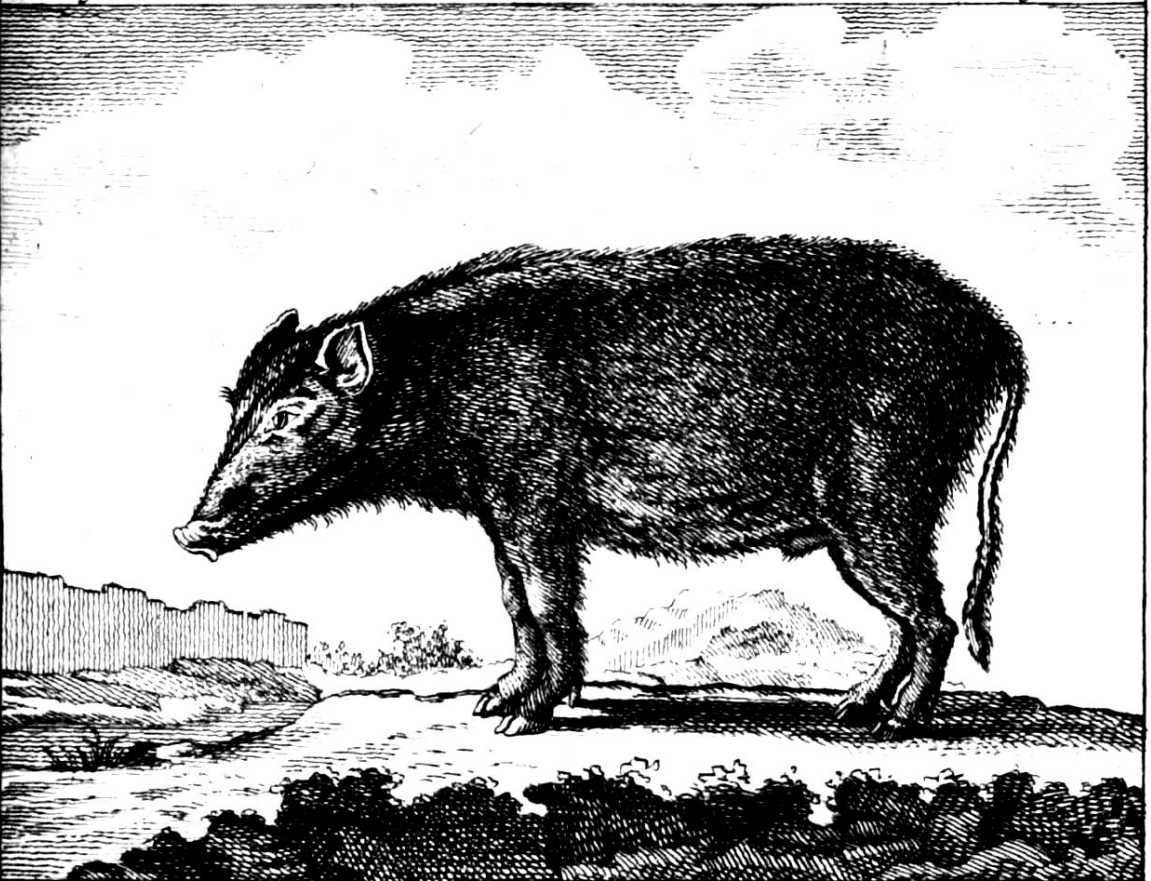


Fig. 2. das Sianische Schwein.



malen, vielleicht auch durch Eigenschaften, die eines vor dem andern eigenthümlich besizet; dieser Unterschied

3

Schied

Kupfertafel aber eine getreue Abbildung gegeben. Eben dieses Thier ist auch in des Hrn. Prof. Eberhards Anhang zur Thiergeschichte Halle 1768. 8vo p. 259. Tab. I fig. 2. beschrieben und abgebildet. Herr Adanson nennet es in seiner Senegalischen Reise, Brandenb. 1773. p. 111. ein ungeheures wildes Schwein, das nur in Afrika zu Hause gehört und, seines Wissens, nirgends war beschrieben worden. Sie sind eben so schwarz, aber viel größer, als die europäische wilde Schweine. Er hat an ihnen vier grosse Hauer bemerkt, deren beyde oberste sich in in einem Zirkel nach der Stirne hin krümmeten, wo sie bey nahe den Hörnern gleichen, die andre Thiere auf dem Kopfe tragen. Das merkwürdigste daran ist, daß sie keine Schneidezähne und einen monströs grossen Kopf haben, der ohne Hals ein blosser Fortsatz des Körpers zu seyn scheint.

a) Das Kaysche Schwein. Es zeichnet sich zwar vor andern auch durch den grossen Kopf sehr merklich aus, unterscheidet sich aber von dem vorigen besonders durch die Gegenwart der Schneidezähne.

b) Das guineische Schwein. *Sus Guinaensis*. Le Cochon de Guinée. *Briff* Quadr. p. 76. *Lin.* S. N. Ed. VI. gen. 28. sp. 2. *Sus* dorso pone setoso, caudâ nudâ. Ed. XII. p. 103. *Sus* Porcus. *Raj.* Quadr. p. 96. n. 3 *Porcus* Guineensis *Marcgravii.* *Klein.* Quadr. p. 26. *Fonst.* Quadr. p. 73. fig. Tab. 46. *Marcgrav.* *Hist. Bras.* p. 230. *Gallen* l. c. p. 366.

c) Das Bisam- oder Mustus Schwein. *Gallens* Thiere p. 364. das kurzschwänzige mexikanische Mustus Schwein fig. 10. *Sus* Tajacu *Lin.* l. c. *Sus* umbilicum in dorso habens. *Aldrov.* *Bifule.* 939. *Porcus* americanus *Sebae* *Maf* I Tab. III. f. 4 *Tajacu.* *Pison* *Ind.* 98. *Porcus* moschiferus *Klein* Quadr. p. 28. *Tajacu* S. *Aper* mexicanus moschiferus *Raj* Quadr.

schied betrifft aber nichts wesentliches, sondern er beziehet sich blos auf die Beschaffenheit der Umstände, worinn sie sich befinden. In so fern also ihr Temperament kaum eine merkliche Veränderung durch die Zahmheit leidet, und sie noch überdies mit einander Thiere zeugen, die wieder andere dieser Art hervorbringen können, besitzen sie gemeinschaftlich den Charakter, welcher das Einwürmige und Beständige eines Geschlechts ausmacht, und konnten also nicht süglich von einander getrennet werden.

Es läßt sich an diesen Thieren so viel Eigenthümliches bemerken, daß man ihr Geschlecht gleichsam für

Quadr. p. 97. Caaigoara Cuaiguara *Marcgr.* Bras. 229. *Porcus americanus Charlet.* Exerc. p. 14. *Zainus Foust.* p. 75. T. 46. *Euf, Nier.* p. 170. *Aper indicus, Zainus,* aliis Coja-metl. *Mus. Worm.* p. 340. *Quauthla Coymatl. Quapizotl. Aper mexicanus Hernand.* f. p. 637. *Coyametl. seu Quaucovamtl. Fern.* H. Nov. Hisp. p. 8. *Sanglier appellé Pecaris. Des March.* Tom. III. p. 312. *Sanglier du Mexique Briss.* Quadr. p. 77. *Cochon noir des Francois de la Guiane Barr.* Musk-Hog der Mexikaner. *Javaris. Sallens Thiere I.* p. 364. fig. 10.

d) Das Sumpfschwein. *Sus Hydrochaeris Linn.* l. c. *Capybara Marcgr.* bras. 230. *Raj.* Quadr. 126?

e) Den Hirscheber oder Eberhirsch. *Sallen l. c.* p. 366 fig. 9. *Sus Babyrussa Linn.* l. c. p. 104. *Babyroussa Bontii Java 61. Barthol.* Cent. 3. obs. 96. *Grew Mus.* T. I. *Seb. Mus.* I p. 80. Tom. 50. fig. 2. *Raj.* Quadr. p. 96. *Klein.* Quadr. p. 25. *Holl.* Hoorn-Varken. *Knorr Delic. Nat Select.* II. Tab. K, VII. p. 107 *Sanglier-Cerf. Aper orientalis Le Sanglier des Indes orientales Briss.* Quadr. p. 76. *Charlet. Exerc.* p. 14. *Babi-Roesa der Einwohner der Insel Böero. Dappers Africa* p. 552.

für das Einzige in seiner Art halten muß. Es unterscheidet sich von allen andern, und scheint mit keinem andern so nahe verwandt zu seyn, daß man selbiges auf gleiche Weise für eine Haupt- oder Nebengattung von ihm ansehen könnte, wie es vom Pferd und Esel, von den Schafen und Ziegen behauptet wurde. Man beobachtet unter den Schweinen auch nicht eine so große Verschiedenheit der Arten oder Rassen, wie bey den Hunden. Sie haben zwar mit vielen Thieren etwas gemein, sind aber in der Hauptsache von allen wesentlich unterschieden. Hier mögen einmal diejenige, welche die Natur in kleine Lehrgebäude zwingen, und ihrer Unermeßlichkeit durch Formeln Grenzen setzen wollen, dies Thier mit uns betrachten, um zu begreifen, wie unmöglich es ist, solches unter eine von ihren Methoden zu bringen. In Ansehung der äußersten Theile gleicht es weder den behuften Thieren. (Solipedes); denn es hat einen getheilten Fuß; noch den Thieren mit gespaltenen Klauen (Fourchus), weil es inwendig in der That vier Klauen hat, ob gleich von außen mehr nicht als zwei derselben in die Augen fallen. Es gehört aber auch nicht unter die vierzeichten Thiere, (Fissipedes), weil es nur auf zwei Beinen einher gehet, die beyden andern aber weder sichtbar, noch wie bey andern vierzeichten Thieren geordnet, noch auch lang genug sind, im Gehen davon Gebrauch zu machen. Dies Thier hat also sehr schwankende, zweydeutige Merkmale, wovon einige sichtbar erscheinen, die andern vor unsern Augen ganz verborgen liegen. 30)

C 4

Well:

30) Man muß wider alle Methoden schon so früh, als Herr von Buffon selbst, eingenommen seyn, wenn man

Wollte man hier einen Irrthum der Natur annehmen, und sagen, diese äußerlich nicht sichtbare Gliederreihen und Zehen wären gar nicht mit in Rechnung zu bringen; so muß man doch erwägen, daß dieses ein beständiger Fehler, daß auch dieses Thier noch außerdem von andern Thieren mit gespaltenen Klauen durch die Beschaffenheit der Knochen an den Füßen und andere stark in die Augen fallende Merkmale sehr unterschieden sey. Denn die andere zweyklauige Thiere sind mit Hörnern versehen, an dem obern Kinnbacken fehlen ihnen die Schneidezähne, dabey haben sie, zum Wiederkauen vier Magens u. s. w. Dem Schweine fehlen aber nicht allein die Hörner, sondern es ist auch oben und unten mit starken Zähnen bewafnet; dabey

man seine hier angeführte Gründe, warum das Schwein allen Methodisten zum Anstoß dienen müsse, für gegründet und unumstößlich halten will. Der Herr B. gestehet den Schweinen, wie billig, nicht allein gespaltne, sondern auch gerade nur einmal gespaltne Klauen ein; er weis, daß ein solches Thier bloß, wie andere dieser Klasse, auf den beyden Klauen jedes Fußes einher gehet und findet den einigen Grund seines Widerspruchs bloß in dem, was in diesen Klauen verborgen ist. Was hat aber der Methodist, welcher nach äußern Merkmalen ordnet, mit unsichtbaren Theilen zu thun? Wenn in dieser einmal gespaltene Klaue des Schweins auch zehn knorplichte oder fleischigte Abtheilungen und Fortsätze verborgen wären, so bleiben es doch immer Klauen die äußerlich nur einmal getheilt sind; und wir finden daher eben so wenig Ursache, die Schweine der vier inneren Klauen wegen von den zweyklauigen Thieren zu trennen, als es den Methodisten zugemuthet werden kann, bey ihren Anordnungen ihr Augenmerk auf das zu richten, was der Magen eines Thieres vor andern zu verdauen hat.

Dabey haben sie auch nur einen Magen, und also die Fähigkeit nicht, wiederzukäuen. Sie können demnach unter keinerley Vorwand, weder unter die Thiere mit Hufen, oder unter die mit gespalteneu Klauen, noch unter die vielzeichten Thiere gerechnet werden; denn von allen diesen Thieren unterscheidet sich das Schwein so wohl an den äußern Theilen des Fußes, als an den Zähnen, am Magen, an den Eingeweiden und an den innern Zeugungstheilen. ³¹⁾

Alles, was man hier mit Gewißheit sagen könnte, würde darauf hinauslaufen, daß bey dem

C 5

Schweine

31) Der Magen eines Thieres, die Eingeweide und innere Zeugungstheile sind gerade dasjenige nicht, worum ein Methodist, als Methodist, sich zu bekümmern hat. Die andere hier angeführte Charaktere sind aber von Hr. Klein in seiner Anordnung nicht unbemerkt geblieben. Er hatte sich einmal die Beschaffenheit der Füße zum Hauptcharakter seiner Eintheilungen gemacht, und wer kann wohl in einer Ordnung von Geschöpfen einen Anstoß an einer vernünftigen Unterabtheilung finden? Mit einer einzigen Unterabtheilung in der Ordnung der zwoklauigen Thiere wußte der berühmte Klein auf einmal allen Schwierigkeiten bey diesem Geschlecht abzuhelfen. Er nahm in der 1ten Klasse seiner vierfüßigen Thiere mit Klauen zur ersten Ordnung die Behuften, als Pferde und Esel; die zwote Ordnung der zwoklauichten theilte er A) in gehörnte wiederkäuende, die oben keine Vorderzähne haben, als Ochsen, Schafe, Ziegen, Hirsche u. s. w. und B) in ungehörnte, die nicht wiederkäuend und alle Zähne haben, als Schweine, Eberhirsche &c. Bey dieser Abtheilung ist, unsers Erachtens, der Natur so wenig, als der Methode, den Schweinen selbst nicht einmal, Gewalt angethan worden.

III. . .

Schweinen in gewissen Stücken die Eigenschaften der behuften und vielklauichten Thiere, in andern Stücken aber der vielklauichten und vielzееichten Thiere vermischte sind. Denn in Ansehung der Ordnung und Anzahl der Zähne sind sie den behuften Thieren ähnlicher, als andern. Sie haben auch, wie diese, lange Kinnbacken, und nur einen, obwohl etwas größern Magen. Den vielklauichten oder wiederkäuenden Thieren aber gleichen sie noch mehr durch den Anhang am Magen und durch die Lage der Eingeweide, auch in Ansehung der äußern Zeugungstheile; den vielzееichten Thieren aber nähern sie sich durch die Bildung ihrer Füße, durch ihre Leibgestalt und starke Vermehrung.

Aristoteles war der erste, ³²⁾ welcher die Thiere in behufte, mit gespaltnen Klauen versehene, und vielzееichte theilte. Die Schweine hält er ebenfalls für ein zweiseitiges Geschlecht, aber bloß darum, weil in Illyrien, Páonien und an einigen andern Orten behufte Schweine beobachtet worden. Dieses Thier macht also eine Ausnahme von zwei allgemeinen Regeln der Natur. Je größer nämlich 1) die
Thiere

32) Quadrupedum autem, quae sanguine constant, eadem quae animal generant, alia *multifida* sunt, quales hominis manus pedesque habentur. Sunt enim quae multiplici pedum fissurá digitentur, ut *Canis, Leo, Panthera*. Alia *bifulca* sunt, quae forcipem pro unguulá habeant, ut *oves, Caprae, Cervi, equi fusciiatiles*. Alia *infisso* sunt pede, ut quae *solipedes* nominantur, ut *Equus, Mulus*. Genus sane *Suillum* ambiguum est; nam et in terra Illyriorum et in Paconia, et nonnullis aliis locis *fues solipedes* gignuntur. *Arist. de Hist. Anim. Libr. II Cap. I.*

Thiere sind, um so viel kleiner oder geringer sollte die Anzahl ihrer Nachkommenschaft seyn, und unter allen Thiergeschlechtern sollten 2) die vielzeichten sich am stärksten vermehren. Das Schwein ist schon von einer mehr als mittelmäßigen Größe, dennoch wirft es mehr Jungen, als irgend ein vielzeichtes oder anderes Thier zu werfen pflegt. Durch diese Fruchtbarkeit so wohl, als durch die Gestalt und Bildung der Eiern oder Eyerstöcke der Muttersau, scheint es unter den Geschlechtern, die lebendige Junge hervorbringen, den letzten Rang einzunehmen, und sich den eyerlegenden Geschlechtern sehr zu nähern. 33) Mit einem Wort, es ist in allen

33) Wenn diese Fruchtbarkeit auch, als eine Merkwürdigkeit, in der Geschichte des Schweinegeschlechts einer Anzeige werth ist, so begreifen wir doch nicht, was Hr. von Buffon sich aus der daraus gezogenen Folge für Vortheile verspricht. Wenn die Schweine wegen ihrer Fruchtbarkeit den Eyerlegenden Geschlechtern sich nähern, so ist es noch sehr unbestimmt, mit welchen Thieren sie dadurch in Verwandtschaft gerathen sollen. Vögel, Schlangen und Fische legen Eyer; diese können uns aber bey dieser Verwandtschaft unmöglich einfallen — also vielleicht Schildkröten, Krokodille u. s. w? Wer wird aber auch wohl hier die Aehnlichkeiten so leicht entdecken? Ueberdies giebt es ja unter einerley Klasse von Thieren lebendig gebährende und eyerlegende Gattungen, wie unter den Fischen die Aale und unter den Flußschnecken die lebendig gebährende Schnecke (*Cochlea vivipara* Berl. Mag. IV B S. 234.) und kleine Gienmuschel. (*Chama fluviatilis* Ebd. p. 449 und 453.). Kann man also wohl überhaupt im eigentlichen Verstande sagen, daß ein gewisses Geschlecht von Thieren die Grenzen zwischen lebendig gebährenden und eyerlegenden ausmache?

allen Stücken von einer so besondern und zweydeutigen Natur, daß wenigstens diejenigen, welche sich einbilden, die angenommene Ordnung ihrer Begriffe sey auch die wirkliche Ordnung der Dinge, oder die von der unendlichen Kette der Wesen bloß die sichtbarsten Gelenke sehen, und alles darnach beurtheilen wollen, gar nicht mit sich einig werden können, wo sie das Schweinegeschlecht am süglichsten hinbringen sollen. 34)

Wir machen uns vergebliche Hoffnung, die Natur dadurch kennen zu lernen, daß wir entweder ihren Umfang zu erweitern, oder sie vielmehr in engere Grenzen einzuschließen uns bemühen. Es läßt sich weder mit Wahrscheinlichkeit, noch viel weniger mit Gewißheit von ihr urtheilen, so bald wir sie nach gewissen besondern Absichten wirken lassen. Können wir wohl vermuthen, in die Plane des Allmächtigen einzudringen, wenn wir die Wirkungen der Natur bloß nach unsern Begriffen lenken und erklären? Wäre es nicht viel klüger gehandelt, wenn wir die Allmacht, anstatt ihr Grenzen zu setzen, vielmehr in ihrer ganzen Unermeßlichkeit uns vorstellten? Billig sollte man in dieser Rücksicht nichts für unmöglich halten, von der Allmacht alles erwarten, und sich alles, was nur möglich ist, als wirklich vorstellen. So bald wir uns in diese Verfassung gesetzt haben, werden die unbestimmte Geschlechter, die ungewöhnlichsten

34) Von dieser grossen Verlegenheit haben wir so wenig im Linne, oder Klein und Hallen, als in andern Systemen eine sichtbare Spur gefunden. Das Schwein steht bey allen Methodisten viel sicherer, als an der Grenze der eperlegenden Thiere.

lichsten oder sonderbarste Geschöpfe, und alle Zweydeutigkeiten wirklich vorhandener Wesen alsbald aufhören, uns in Erstaunens:volle Verwirrung zu setzen; wir werden in der unendlichen Reihe der Dinge alles gleich unentbehrlich finden. Was uns zweydeutig und wunderbar vorkommt, ergänzt eigentlich die Kette da, wo sie unterbrochen zu seyn scheint; es macht eigentlich die Knoten, oder die Zwischenglieder aus, und bemerkt öfters die äußersten Enden der Kette. Dergleichen Wesen sind für den menschlichen Verstand allemal die schätzbarsten, und gleichsam die einzigen Gegenstände, bey welchen die Natur, indem sie von ihrer gewöhnlichen Ordnung abzuweichen scheint, sich unsern Augen immer näher enthüllet und uns gewisse Besonderheiten und flüchtige Züge sehen läßt, wodurch wir uns überzeugen können, daß ihre Absichten weit unumschränkter, als unsre Einsichten sind, und daß die geschäftige Natur zwar nichts vergebliches, aber doch vieles in ganz andern Absichten thut, als wir uns dabey vorstellen.

Sollte man über die bisher angeführte Umstände nicht billig ernstliche Betrachtungen anstellen, und aus der sonderbaren Bildung des Schweins allgemeine Folgerungen ziehen? Die Natur scheint es gar nicht nach einem ursprünglichen, besondern und vollkommenen Entwurf gebildet zu haben. In der That stellt es ein Gemische von allerley Thieren vor, und ist offenbar mit unnützen oder solchen Theilen versehen, wovon es gar keinen Gebrauch machen kann. Haben wohl die Zehen, ohnerachtet ihre Knochen vollkommen gebildet sind, auch nur den geringsten wahrscheinlichen Nutzen? Und sieht man hieraus nicht mehr als zu deutlich, daß die Natur, bey Her-

vorbrin-

vorbringung der Wesen, sich gar nicht an Endursachen zu binden pflege? Was könnte sie wohl hindern, zuweilen überflüssige Theile hervorzubringen, da sie nicht selten wesentliche Theile bey gewissen Thieren oder Geschöpfen ausläßt? Wie viel giebt es nicht Sinnen: und Gliederlose Thiere? Aus welchem Grunde können wir verlangen, daß jeder einzelne Theil dem andern nützlich, und in Betrachtung des Ganzen, sogar nothwendig seyn solle? Ist es nicht genug, wenn von allen angebrachten Theilen keiner dem andern schädlich, keiner dem andern in seinem Wachsthum und Bildung hinderlich ist? Alles was nur, ohne dem andern zu schaden, beyfammen seyn und mit einander bestehen kann, befindet sich wirklich beyfammen; und vielleicht bestehen die meisten Wesen aus viel weniger zu einer gewissen Absicht erschafnen, sehr nöthigen oder nützlichen, als aus gleichgültigen, unnützen und überflüssigen Theilen: 35) In so fern wir bey allen erschafnen Dingen

35) Wir haben schon in der allgemeinen Geschichte der Natur an unterschiedenen Stellen angedeutet, daß Hr von Büffon sehr geneigt ist, in der Natur alles, was Absicht und Endursachen voraussetzt, gänzlich zu verwerfen. In der That mögen einige von unsern Physikotheologen in Erklärung dieser Absichten und Endursachen zu weit gegangen seyn oder ihren Einsichten zu viel getrauet haben. Sollte man aber dieses Mißbrauches wegen wohl berechtiget seyn, in den Werken der Natur lieber eine gleichgültige Zusammenhäufung unnützer und überflüssiger Theile, neben einigen brauchbaren und nothwendigen, als Absichten und weise Ordnung anzunehmen? Ist es lächerlich zu sagen, das Thier habe seine Augen zum Sehen, das Maul zum Fressen, seine Waffen zur Vertheidigung, den Magen zur Verdauung, und seine Füße zum

gen eine gewisse Endursache vorauszusehen pflegen, so bemühen wir uns, Theilen, deren Gebrauch und Nutzen wir nicht einsehen, einen verborgenen Nutzen anzudichten; wir erfinden ganz ungegründete Beziehungen, welche gar in der Natur der Dinge nicht vorhanden sind, und unsre Kenntniß von denselben immer mehr verdunkeln. Wir bedenken gar nicht, wie sehr wir dadurch das Ansehen oder die Vortheile der Weltweisheit vermindern, wenn wir sie von ihrem eigentlichen Vorwurf, wie nämlich die Dinge geschehen, oder von Untersuchung der Art, wie die Natur wirket, abziehen, an die Stelle dieses wirklichen

zum Laufen? Wenn man sich die Natur nicht als eine durch sich selbst ursprünglich wirkende Kraft vorstellt, sondern sich unter ihr bloß einen Juns begriff der von der höchsten Weisheit und Allmacht in Bewegung gesetzten, bildenden, vermehrenden und das Wachstum befördernden Kräfte gedenket, so läßt sich ohne Verletzung der Ehrerbietung, die wir unserm Schöpfer schuldig sind, unmöglich annehmen, daß die Natur oder alle durch Gottes Macht und Weisheit in Bewegung gesetzte physische Kräfte, bey dem, was durch sie hervor gebracht wird, nirgends nach Absichten wirken oder daß ihr Urheber sich dabey keinen Zweck vorgesetzt habe. In unserer Seele wenigstens kann der Gedanke, daß Gott in der Natur eine Anhäufung gleichgültiger, unnützer und überflüssiger Theile, besonders an organischen Körpern, seiner Weisheit gemäß gefunden, unmöglich Wurzel fasset. Wir wollen gerne zugeben, daß es uns nur selten glücken mag, die wahre Absichten und Endursachen des Schöpfers zu errathen, aber dazu wird uns niemand bereden, in seinen Werken jemals etwas wirklich unnützes und überflüssiges, oder einen Defekt wesentlicher Theile, nach Ausnahme der Mißgeburthen, einzugesehen,

den Gegenstandes aber dadurch einen leeren Begriff setzen, daß wir uns immer bemühen, das Warum? oder die Absicht errathen zu wollen, die sie bey ihren Wirkungen zum Grunde hat. 36)

Aus diesem Grunde muß man ja kein Beispiel unangezeigt oder unbemerkt lassen, welches diesem Verfahren Abbruch thun kann, und sich, so viel als

36) Ließe sich aber die Untersuchung des Wie und Warum oder die Erforschung der Wirkungsart und der Absicht jeder natürlichen Wirkung nicht auf eine vernünftige Art mit einander vereinigen? Mag es doch seyn, daß wir in der Beurtheilung des Warum einmal fehlen. Für einen christlichen Weltweisen scheint es uns doch allemal höchst anständig zu seyn, wenn er sich bemühet, nicht allein zu wissen wie die Natur in diesem und jenem Falle wirkt, sondern auch zu welcher Absicht sie dieses oder jenes Geschöpfe, diesen oder jenen Theil der Geschöpfe hervorgebracht habe? Die Weltweisheit verliert nicht sowohl durch dergleichen Untersuchung, als vielmehr durch ihre gänzliche Einschränkung, in diesem lehrreichen Fache rühmlicher Nachforschungen. Wenn wir in der Natur einen Körper ohne Vorurtheil, nach allen sichtbaren Verhältnissen kennen lernen, wenn wir seine Entstehung und Vermehrungsart so genau als möglich erforschet und uns von seiner wahren und natürlichen Beschaffenheit einen deutlichen Begriff gemacht haben, was kann alsdann der Weltweisheit oder unsern historischen Kenntnissen der Natur dadurch für ein Uebel zuwachsen, wenn ein eifriger Verehrer der Natur und ihres allmächtigen Urhebers auch einen schüchternen Blick auf die weisen Absichten des Schöpfers in Hervorbringung der Geschöpfe und in Bildung derselben zu werfen waget? Wenn wir uns noch so eifrig bemühen, so begreifen wir dennoch die Gefahr nicht, welche dadurch der Naturgeschichte zuwachsen könnte.

als möglich, auf solche Fälle berufen, die fähig sind, ein so allgemein-angenommenes, durchgängig so beliebtes Vorurtheil, einen Fehler der Methode zu verzeihen, der bloß zu einem Deckmantel unsrer Unwissenheit dienet, bey Untersuchung und Erörterung der Wirkungen der Natur aber, so angenehm er sich auch gemacht hat, nicht bloß unnütze, sondern sogar schädlich ist. Ohne unsern Gegenstand aus den Augen zu sehen, können wir noch andere Beispiele geben, welche die falsche Meynung von den Absichten der Natur augenscheinlich widerlegen.

Von den Phalangen oder Gliederreihen glaubt man, sie gehörten bloß zur Bildung der Zeen. Wozu hat sie aber das Schwein, da es unfähig ist, seiner Zeen sich zu bedienen? Oder worzu haben einige vielzeichte Thiere gewisse kleine Knochen, 37) die nicht einmal für ordentliche Phalangen gelten können? Wenn also dem Endzwecke der Natur gemäß, alle Zeen aus ordentlichen Gliederreihen bestehen müssen, so muß man offenbar zugeben, sie habe bey dem Schwein ihren Vorsatz nur zur Hälfte ausgeführt, bey andern aber kaum angefangen, ihn ins Werk zu richten. 38)

Das

37) Wie Hr. Daubenton entdeckt hat.

38) In der Natur herrscht überall zu viel Mannigfaltigkeit, als daß man sagen könnte, dieser oder jener Theil des Thieres muß, vermöge der Absicht der Natur, allemal so und nicht anders gebildet seyn. Sie kann durch mancherley Mittel einerley Absicht erreichen. Es ist also zwar gewöhnlich, aber gar nicht nothwendig, daß jedes Thier mit Zeen ordentliche Gliederreihen oder ein anderes

Büff. Naturh. d. vierf. Thiere u. Th. D mit

Das Harnhäutchen (allantoide) findet sich an den Früchten der Sau, der Kuh, der Stute und vieler anderer Thiere. Gemeiniglich ist diese Haut am Blasengrunde der Frucht befestigt. Man behauptet, sie wäre bestimmt, den Harn aufzufangen, welchen die Frucht, so lange sie noch in Mutter-Leibe verborgen lieget, von sich ließe. In der That wird man auch bey der Geburth eines Thieres einigen, aber keinen beträchtlichen Vorrath von einer gewissen Feuchtigkeit in dieser Haut gewahr. Bey der Kuh ist sie vielleicht häufiger, als in irgend einem andern Thier vorhanden; dennoch erstreckt sie sich kaum über etliche Nösel, ohnerachtet diese Haut von einer solchen Ausdehnung ist, daß man zwischen ihr und der darinn enthaltenen Feuchtigkeit gar kein Verhältniß finden kann. Wenn man dieses Häutchen ausbläset, bildet es gleichsam einen doppelten Beutel in Gestalt eines halben Mondes, und beträgt an dreyzehn bis vierzehn Schuh in der Länge, gegen ohngefähr neun, zehn, elf oder gar zwölf Zoll im Durchmesser. War aber wohl, um drey oder vier Nösel einer Feuchtigkeit aufzubewahren, ein Gefäß von vielen Kubitschuben erforderlich? Die Blase der Frucht, wenn sie nicht unten offen wäre, könnte schon allein diese Feuchtigkeiten in sich fassen, wie es bey

mit gespaltenen Klauen einen nur einfach gespaltenen Fuß haben müßte. Die Absicht, warum beyde Arten ihre Füße haben, kann doch erreicht werden, ob es gleich in manchen Fällen durch ungewöhnliche Mittel geschieht. Es läßt sich daher, aus den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen gar nicht schließen, daß die Natur irgend ein Werk unvollendet gelassen, oder ihre Absicht verfehlt habe.

bey Menschen und andern Thieren, an welchen man dies Harnhäutchen bisher noch nicht entdeckt hat, auch in der That geschiehet. Dieses Häutchen ist also weder zur Aufbewahrung des vorräthigen Harns, noch zu irgend einer andern von unsern vermeinten Absichten vorhanden. Der weitläufige Umfang desselben stiftet weder dem Thiere selbst, noch irgend einem andern Gegenstande den geringsten Vortheil, denn es läßt sich nicht vermuthen, daß es jemals ausgefüllt werden könnte. Wäre dies aber möglich, so würde dieses Häutchen fast eben so viel Raum, als das ganze Thier, worinn es befindlich ist, einnehmen, und könnte folglich nicht von demselben eingeschlossen werden. Da es auch überdies bey der Geburth gleich zerreißet, und mit andern Fruchthüllen weggeschmissen wird, so ist klar, daß es also dann viel weniger, als vorher, nütze 39).

Man glaubt gemeinlich, ein jedes Thier habe gerade so viel Zigen oder Striche, als es

D 2

Junge

39) Ohne uns hier in weitläufige physiologische Erklärungen einzulassen, die man in einzelnen Anmerkungen zu sehr abtürzen, folglich auffer ihrem Zusammenhang und undeutlich vortragen müßte, können wir doch nicht umhin, die Folge zu läugnen, daß alles, wovon wir die eigentliche Absicht und Bestimmung nicht wissen, deswegen auch ohne Absicht vorhanden oder zufällig und überflüssig sey. Wenn überdies hier der Ort wäre, die angenommene Meynung der Physiologen zu vertheidigen, so würden sich in der That mehr Gründe für, als wider sie finden. Diese Gründe können aber viel ehe den Stoff zu einer ganzen Abhandlung, als zu einer kurzen Anmerkung an die Hand geben.

Junge werfen und saugen solle. 40) Wozu dient aber den Männchen, die niemals Junge zur Welt bringen oder zu säugen haben, eine gleiche Anzahl von Brustwarzen? Und warum ist eine Muttersau, die oft achtzehn bis zwanzig Ferken wirft, niemals mit mehr als zwölf, zuweilen aber wohl mit noch weniger Zitzen versehen? Liegt hierinne nicht ein offenkundiger Beweis, daß es unmöglich sey, die Werke der Natur durch Endursachen zu beurtheilen, daß wir derselben doch ja nicht so kleine Aussichten und Endzwecke, als die unsrigen sind, andichten, oder sie nach moralischen Uebereinstimmungen wirken lassen sollten? Wir müssen uns vielmehr bemühen, ihre eigentliche Wirkungsart kennen zu lernen, und, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, alle physische Aehnlichkeiten zu Hülfe nehmen, welche die unermessliche Mannigfaltigkeit ihrer Werke uns darbietet. 41)

Frey:

40) Dieser höchst unbestimmte Satz ist ohnstreitig aus den Zeiten genommen, wo man auf die erste Muthmassung gleich eine allgemeine Wahrheit zu gründen suchte. Unter den jetzigen Naturforschern wird nicht leicht einer seyn, der ihn anzunehmen Lust hätte. Um aber eine gewisse Meynung zu vertheidigen, muß man freylich alles zusammen suchen, was derselben auf irgend eine Art günstig seyn kann.

17. . .

41) Allerdings ist dieses nützlich und notwendig; wenn wir aber alle physische Aehnlichkeiten wirklich zu Hülfe genommen; wenn wir der Natur auf den Spuren ihrer Wirkungsart so weit, als möglich war, nachgegangen sind, und einen Körper nach allen seinen begreiflichen Verhältnissen kennen gelernt

Freylich ist diese Methode, als die einzige, die uns zu wahren Kenntnissen behülflich seyn könnte, ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die andere, und es kommen in der Natur unendlich viele Begebenheiten vor, bey welchen es, wie bey den vorigen Beyspielen, unmöglich scheint, sie mit Vortheil anzubringen. Es würde demohnerachtet viel nützlicher seyn, an statt einer Untersuchung, wozu der grosse Umfang des Harnhäutchens diene, die uns doch endlich übersühren würde, daß es gar zu nichts nütze sey noch seyn könne, lieber den physischen Verhältnissen genauer nachzuforschen, die allein fähig wären, uns auf dessen Ursprung zu führen.

In so fern man also z. B. gefunden hat, daß den Früchten solcher Thiere, die einen engen Magen und eben dergleichen Eingeweide haben, das Harnhäut:

D 3

lernt haben; wenn wir nun wissen, daß und wie er vorhanden ist; wird uns nicht allemal ein unwiederstehlicher Trieb reizen, auch zu erfahren warum oder zu welcher Absicht er da ist? Allerdings muß die Methode des Hrn. von Buffon vor derjenigen hergehen, deren sich die Physikotheologen bedienen. Wenn man aber in der ersten so weit gegangen ist, als die Grenzen unsers Verstandes erlauben; so kann es der Ausnahme und Beförderung natürlicher Kenntnisse unmöglich nachtheilig seyn, wenn man bey Betrachtung der Geschöpfe und ihrer Theile sich auch um die Absichten ihres Daseyns bekümmert. Die Naturgeschichte würde sicher einen ihrer wesentlichsten und herrlichsten Vortheile verlieren, wenn man von der eigentlichen Geschichte die Physikotheologie gänzlich trennen wollte.

Häutchen entweder gänzlich fehlet, oder nur sehr klein ist; so läßt sich vermuthen, daß die Entstehung dieser Haut einige Beziehung auf die Grösse des Magens und der Eingeweide haben müsse &c. Betrachtet man ferner die Ungleichheit in der Anzahl der Zitzen und der Jungen und gestehet ein, daß allemal diejenigen Thiere, welche sich am stärksten vermehren, auch die meiste Zitzen haben; so läßt sich daraus folgern, die starke Vermehrung müsse von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängen. Da nun auch die Warzen äusserliche Abkömmlinge dieser Zeugungstheile sind, so muß allerdings zwischen der Anzahl und Ordnung so wohl dieser Theile, als der Zitzen ein physisches Verhältniß statt finden, dessen Ausforschung unser ganzes Bestreben ausmachen sollte.

Ich habe mich hier bloß bemühet, den rechten Weg anzudeuten. Hier ist es aber der Ort nicht, ihn weiter zu verfolgen. Dennoch kann ich nicht umhin, im Vorbeygehen anzumerken, daß man die zahlreiche Vermehrung der Bildung der innern Zeugungstheile mit weit mehrerem Grund, als irgend einer andern Ursache, bezumessen habe. Der Ueberfluß der Saamenfeuchtigkeit ist es nicht, worauf man hier besonders zu sehen hat. Bekanntermassen sind Pferde, Hirsche, Widder, Böcke und andere Thiere, die sich nicht stark vermehren, ungemein reich an dieser Feuchtigkeit. Hingegen sieht man bey Hunden, Katzen und andern, mit sehr wenig Saamenfeuchtigkeit versehenen Thieren, daß ihre Nachkommenschaft, nach dem Verhältniß ihrer Grösse, ungleich zahlreicher ist. Auch die öftere Vermischung läßt sich nicht zum wahren Grunde der stärkern Vermehrung angeben. Man weis aus überzeugenden Er-
 fahrung:

fahrungen, daß Schweine und Hunde sich nur einmal paaren oder belaufen dürfen, um eine Menge Junge hervorzubringen. Es scheint auch in diesem Fall nichts auf eine anhaltende Paarung oder auf die Länge der Zeit anzukommen, in welcher die Saamenfeuchtigkeit ausgelassen wird. Ein Hund verweilet nur darum lange bey den Hündinnen, weil ihn ein Hinderniß zurück hält, welches in der Bildung seiner Zeugungstheile selbst gegründet ist. Obgleich der Eber nichts von diesem Hinderniß weiß, und sich länger, als die meisten Thiere bey der Paarung aufhält, so läßt sich doch aus diesem Umstand nicht auf die zahlreichere Vermehrung schließen, weil man überzeugt ist, es koste dem Hahne nur einen Augenblick, um so viel Eyer zu befruchten, als eine Henne in einem ganzen Monath legen kann. Es wird sich künftig schon eine vortheilhafte Gelegenheit finden, woben ich die Gedanken besser entwickeln und mit gehöriger Deutlichkeit beweisen kann, welche ich hier bloß in der Absicht beyläufig angeführt, um zu zeigen, daß eine bloße Wahrscheinlichkeit, eine bloße Muthmassung, wenn sie nur auf physikalische Aehnlichkeiten gegründet ist, ein viel helleres Licht aufstecken und weit mehr Nutzen stiften kann, als der ganze Innbegriff der Endursachen zu leisten fähig ist.

Zu den bisher angeführten Merkwürdigkeiten der Schweine ist auch noch ihr Fett zu rechnen, welches nicht allein in Ansehung der Dichtigkeit und natürlichen Beschaffenheit, sondern auch der Lage im Leibe derselben, von dem Fette fast aller viersüßigen Thiere merklich abweicht. Bey den Menschen und bey Thieren, welche, gleich den Hunden, Pferden u. s. w. kein Talg haben, findet man immer Fett und Fleisch

in einer gleichen Mischung. Beym Widder, Boek, Hirsch u. a. m. sitzt immer der Talg an den Enden des Fleisches. Der Schweinespeck hingegen ist weder mit Fleische vermischt, noch bloß an den Enden des Fleisches angewachsen, er hüllet vielmehr den ganzen Körper des Schweines ein und stellet, zwoischen Haut und Fleisch, eine ganze, starke, ununterbrochne Lage vor. In diesem Stücke haben die Schweine viel Aehnlichkeit mit dem Wallfisch und andern wallfischartigen Thieren, deren Fett ebenfalls aus einer Art von Speck bestehet, welcher fast eben so dichte, doch etwas ölichter ist, als der Schweinespeck. Bey den wallfischartigen Thieren macht er unter der Haut, wie bey den Schweinen, ebenfalls eine Lage von einigen Zollen, welche das Fleisch rings um bedecket.

Noch ein besonderer Umstand ist bey den Schweinen merkwürdiger, als alles, was bisher von ihnen gesagt worden. Das Schwein verlieret nämlich durchaus keinen von seinen ersten Zähnen. Andere Thiere, z. B. das Pferd, der Esel, das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund, sogar der Mensch, pflegen alle die erste vordere Schneidezähne zu verlieren. Diese Milchzähne fallen ihnen aus, ehe sie mannbar werden. Es kommen aber bald andere wieder an deren Stelle. Die Milchzähne des Schweines hingegen bleiben, an statt auszufallen und wieder ergänzt zu werden, so lange das Thier lebet, in einem fortdauernden Wachsthum. Im untern Kinnbacken ist es mit sechs scharfen Schneidezähnen, im obern ebenfalls mit sechs auf jene passenden Zähnen bewafnet, welche aber durch einen Fehler, der in der Natur nicht seines Gleichen hat, ganz anders, als die

die Zähne des untern Kinnbackens gebildet sind. Anstatt scharf und schneidend zu seyn, haben sie vielmehr eine lange, cylindrische, und an den Enden so stumpfe Figur, daß sie mit den Zähnen des untern Kinnbackens fast einen rechten Winkel machen und mit ihren Spitzen sehr schief auf einander treffen.

Bloß das Schwein und etwa noch zwey bis drey andere Geschlechter, sind mit Sägen oder langen Haken versehen. Sie unterscheiden sich von andern Zähnen darinn, daß sie aus dem Rüssel hervorstechen und so lange fortwachsen, als das Thier lebet. Beym Elephanten und bey der Meerkuh haben sie eine walzenförmige Figur und etwa den Fuß in der Länge; bey wilden Schweinen hingegen und bey zahmen Ebern erscheinen sie vorn zirkelförmig umgebogen, flach und schneidend. Ich habe sie von etwa neun bis zehn Zoll gesehen. Sie stecken sehr tief in den Zahnhöhlen und haben am obern Ende, wie die Elephanzähne, eine Vertiefung (oder einen Rist). Der Elefant aber und die Meerkuh sind nur am obern Kinnbacken mit Gewehr bewafnet, an den Unterkinnbacken pflegen ihnen sogar die Hundszähne zu fehlen; dahingegen der Eber und das wilde Schwein in beyden Kinnbacken Sauer zeigen, wovon die unterste dem Thier am nützlichsten, zugleich aber die gefährlichste sind, weil das wilde Schwein vorzüglich mit diesen zu schlagen und andere zu verwunden gewohnt ist.

Die Muttersau, die Bache und das geschnittne zahme Schwein sind am untern Kinnbacken ebenfalls mit vier solchen Haken oder Hundszähnen versehen, die aber bey diesen lange nicht so stark, als bey den

männlichen Schweinen wachsen und fast gar nicht an den Seiten des Rüssels hervorragen. Ausser den zwölf Schneidezähnen und vier Haken oder Hundezähnen lassen sich an jedem Schwein auch noch acht und zwanzig Backenzähne, folglich überhaupt vier und vierzig Zähne zählen. Das wilde Schwein übertrifft allemal das gemeine an Grösse der Waffen, an Stärke des Rüssels und Länge des Kopfes; es hat auch stärkere Läufe, weiter auseinander stehende Klauen und allemal schwarze Borsten.

Unter allen vierfüßigen Thieren scheinen wohl die Schweine das ungeschickteste zu seyn, und ihr Naturell scheint an den Unvollkommenheiten ihrer Gestalt grossen Antheil zu nehmen. Sie beweisen sich in allen ihren Handlungen ausserordentlich plump, in ihrem Geschmack und ihren Begierden sehr unflätig. Ihre vorzüglichste Regungen pflegen auf eine wütende Brunst und auf eine grosse Gefräßigkeit hinauszulaufen, vermöge welcher sie ohne Unterschied alles, was ihnen vorkömmt, so gar ihre eigne Junge zu verzehren gereizet werden. Ihre unmäßige Fressbegierde scheint, aller Wahrscheinlichkeit nach, von dem dringenden Bedürfnis, ihren weiten Magen beständig anzufüllen, ihr schmutziger Appetit aber, von den stumpfen Empfindungen des Geschmacks und Gefühls abzuhängen.

Die grobe Borsten, die Härte der Haut, ihr dicker Speck, machen diese Thiere gegen die Schläge sehr unempfindlich. Es hat sich sogar schon zugetragen, daß Mäuse sich auf ihrem Rücken eingenistet, ihre Haut und Speck angefressen haben, ohne daß es ihnen fühlbare Beschwerden machte. Sie haben

also ein sehr stumpfes Gefühl und einen eben so groben Geschmack. Den andern Sinnen fehlt es nicht an gehöriger Feinheit. Den Jägern ist es mehr als zu bekannt, wie gut ein wildes Schwein in der Ferne sehen, hören und wittern kann. Sie müssen daher, wenn sie eins überschleichen wollen, sich des Nachts in möglicher Stille und gegen den Wind anstellen, wenn ein solches Schwein die Witterung von ihnen nicht schon von weitem bekommen, und gleich zur Flucht gereizet werden soll.

Die erwähnte Unempfindlichkeit im Geschmack und Gefühl, pflegt durch eine gewisse Krankheit, welche die Sinnen ⁴²⁾ heisset, einen so starken Zuwachs zu

42) Unter die vornehmste Zufälle und Krankheiten der Schweine gehört besonders dieser, daß sie gerne sinnicht werden, oder über den ganzen Leib einen scharfen Ausschlag, welcher sich hernach leicht, wofern ihm nicht frühzeitig vorgebauet wird, entweder in Blattern, oder in eine Art von Pocken verwandelt, oder gar Läuse bekommen. Jene Zufälle machen sie mager, und die Läuse saugen ihnen Saft und Mark dermassen aus, daß ihnen gar kein Futter mehr gedeyhen will.

Haben die Schweine die Sinnen einmal bekommen, so ist gar keine Hülfe wider dieses Uebel auszumachen. Das Fleisch wird eckelhaft und für uns brauchbar gehalten. Man spüret es bald an ihrem heiseren Geschrey. Gemeiniglich setzen die Sinnen sich zuerst an der Zunge und in den Lungen an, pflegen sich aber sodann bald im ganzen Körper zu verbreiten.

zu bekommen, daß ihnen dabey fast alles Gefühl vergehet. Die Ursache dieser Krankheit, oder ihren ersten Ursprung, hat man ohnstreitig nicht so wohl in dem Gewebe des Fleisches und der Haut, als in der natürlichen Unsauberkeit solcher Thiere, und in der Verderbniß zu suchen, welche die unreine Nahrungsmittel, die sie gemeinlich in so großem Ueberflusse genießen, zu einer nothwendigen Folge haben. Denn das wilde Schwein, dem es an Gelegenheit fehlet, so vielen Unflath zu verschlingen, und welches mehrentheils von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebet, weis von dieser Krankheit eben so wenig, als ein Ferkel, das noch an seiner Mutter sauget. Man kann auch bey zahmen Schweinen diesem Uebel nicht anders

Wider den Ausschlag und Läuse der Schweine ist nichts besser, als eine Lauge, die aus Tobackskstängeln und reiner Holzasche am Feuer zubereitet worden, wenn man die schadhafte Schweine damit, so warm sie es vertragen können, einige Tage nach einander wäscht. Man bedienet sich eines starken Strohwiches. s. Hannov. Mag. 67. St. 1430. 20. Ein ander Mittel wider den Ausschlag der Schweine, das aus rohem Spiesglas und Gerstenmehl bestehet, welches als ein Pulver auf die Zunge des frankten Thieres gestreuet wird, finden wir im Hamb. Mag. X B. S. 135. als untrüglich empfohlen Cf. Abh. der Schwed. Akad. der Wissenschaften III B p. 297.

Diese Thiere pflegen auch der Bräune zu gewissen Zeiten unterworfen zu seyn. Die Ursachen dieses Uebels und Mittel dagegen werden im Hann. Mag. 72. p. 607. angezeigt. M. . .

anders vorbauen, als wenn man sie auf einen reinen Koven stellet und ihnen satt gesundes Futter vorwirft. Ihr Fleisch erhält sogar, nach meiner eignen Erfahrung, einen vortreflichen Geschmack, und ihr Speck eine derbe Bestigkeit, wenn sie vierzehn Tage oder drey Wochen vor der Schlachtzeit in einen gerflastereten, reinlichen Stall, ohne Streue, aufgestellet werden, und lauter trocknen, reinen Weizen zu fressen, aber nur sehr wenig zu saufen bekommen. Hierzu wählet man einen Jährling, der wohl bey Leibe und schon halb gemästet ist.

Gemeiniglich mäset man sie mit reichlich vorgeworfener Gerste, Eichel, Kraut, gekochten Kürbischfrüchten und Kleytrank ⁴³⁾. Nach Verlauf zweer
ner

43) Wenn man auf wilde Kastanien kochendes Wasser gieffet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, und sie ebenfalls ein vortrefliches Futter zur Mästung der Schweine. Was ausserdem von der Mästung derselben zu bemerken und was damit für Erfahrungen angestellt worden, darüber lese man im Hann. Mag 70. S 401. u. Hrn. Arthur Youngs Erfahrungen über das Mästen und Aufziehen der Schweine.

Wie schädlich das Mutterkorn auch so gar den Schweinen sey, beweiset Hr. Tissot in seiner Nachricht von der Kriebelkrankheit aus einigen Beyspielen. Hr. Salerne, sagt er, hat ein Schwein gesehen, das mit Mutterkorn und zweymal soviel Gerste eine Zeitlang gefüttert war, von dieser Nahrung aber einen aufgeschwollenen harten und schwarzen Unterleib, auch eine Menge von Geschwüren an den Beinen bekam und hernach starb. Leber
und

ner Monathe sind sie fett, haben überflüssigen, dicken, aber keinen derben, weissen Speck, und allemal zwar ein gutes, aber etwas abschmeckendes Fleisch. Mit noch wenigern Kosten werden sie auf dem Lande, wo es viel Eicheln giebt, gemästet. Wenn im Herbst die Eicheln abfallen, oder die Kastanien und Bucheckern sich aus ihren Hülsen losmachen, treibt man sie daselbst in die Wälder. Sie fressen mit gleichem Appetit alle Arten wild wachsender Früchte und legen in kurzer Zeit häufigen Speck an, besonders wenn man ihnen des Abends bey ihrer Zurückkunft laulicht Wasser zu saufen giebt, welches mit einem wenig Kleye und Trespemehl vermischt worden. Nach diesem Getränke pflegen sie ruhig und mehr zu schlafen, wodurch sie gemeiniglich dermassen an Fleisch und Specke zunehmen, daß man schon oft Mastschweine gesehen, die sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Der Herbst, wenn sich die erste Kälte fühlbar macht, ist überdies zur Mast viel bequemer, als andere Jahreszeiten. Es findet sich nicht allein alsdann die häufigste Mastung, sondern die Ausdünnung ist auch alsdann viel minder beträchtlich, als im Sommer 44).

Das

und Eingeweide waren zum Theil brandicht geworden. Einem andern Schwein waren von der Kleye des Mutterkorns, die es gefressen hatte, beyde Ohren und alle 4 Füße abgefallen. M. . .

44) Allerley nützliche zur Schweinemast und Fütterung gehörige Nachrichten stehen in den Abb. der Schwed. Akad. der Wissensch. IV B. 145. VI. 275. IX. 223. 257. 259. XII. 106. XV. p. 19. XXIII. p. 260. und XXV. p. 266. 2c. 217. . .

Das Mästen wird bey den Schweinen nicht, wie bey anderm Zuchtvieh, bis zu ihrem Alter verschoben. Denn je länger sie schon gelebt haben, desto schwerer hält es mit ihrer Mästung und desto schlechter pflegt ihr Fleisch, dem Geschmacke nach, auszufallen.

Das Verschneiden muß nothwendig vor der Mast hergehen ⁴⁵⁾. Es wird mit Schweinen von sechs Mo:

45) Wenn man aber fragt: ob es den Sauschweinen, wenn sie zur Mast aufgelegt werden, schädlich, oder am Fettwerden hinderlich sey, wenn sie unverschnitten bleiben? So wird hierauf im Hann. Mag. 67. S. 1428. u. geantwortet, daß man in einigen Gegenden von Niedersachsen, aus Mangel guter Gelegenheit, fast alle Sauschweine unverschnitten, aber dennoch mit Nutzen mästet und schlachtet, ohne dabey weder an der Mästung, noch am Fleisch oder Speck irgend einen Unterschied wahrzunehmen. Es haben zwar einige dafür gehalten, daß unverschnittne Sauschweine nicht so starke Flobmen oder Fett, als die verschnittne ansetzen; noch mehrere Landwirthe wollen aber auch das Gegentheil hiervon erfahren haben.

Wenn eine zur Mast aufgelegte unverschnittne Sau ohngefähr brummisch wird, nicht gut fressen will und stark in den Mist arbeitet, so gebe man ihnen ganz wenig Futter. Sobald ihre brümmische Hitze vorbey ist, wird alles versäumte richtig nachgehohlet und man darf ihnen sodann die Portion ihres Futters, so lange nur einmal mehr geben lassen, bis sie wieder damit in Ordnung sind. Nur die einzige Vorsicht hat man hierbey noch zu beobachten, daß ein solch unverschchnittnes Mastschwein, wenn

Monathen, gemeinlich im Frühjahre oder Herbst, niemals aber bey grosser Hitze oder starkem Froste, vorgenommen. In beyden letzten Fällen würde die Wunde gefährlich und schwer zu heilen seyn. Denn die Operation wird mehrentheils durch den Schnitt, selten durchs Unterbinden auf die Art verrichtet, wie ich sie bey den Hammeln beschrieben habe (s. I Band S. 296.). Die Schweine, welche man im Frühjahre schneiden lassen, werden im folgenden Herbst gleich auf die Mast gestellt. Nur selten läßt man sie zu einem zweyjährigen Alter gelangen. Indessen pflegen sie doch im zweyten Jahre noch stark fortzuwachsen, und würden dieses, wenn sie lebend blieben, auch noch im dritten, vierten, fünften und folgenden Jahren thun. Die Schweine, die wegen einer beträchtlichen Grösse und Fettigkeit ihres Körpers vorzüglich in die Augen fallen, sind vornämlich solche, die man hat alt werden und oft auf die Eichelmast stellen lassen. Die Dauer ihres Wachstums pflügt sich

wenn es auch das bestimmte Mastkorn bereits verzehret hat, nicht gerade zu der Zeit, wo es eben brümmisch ist, geschlachtet werde. Man verziehet lieber noch einige Tage, bis der Unfall vorüber ist, weil in der Folge bemerkt worden, daß, bey Vernachlässigung dieser Vorsicht, der Speck das gehässige Salz nicht gut annehmen, auch sich hernach nicht lange halten will, sondern gern weich und schläckericht wird. In so ferne nun bey der Mastung kein Unterschied zu spüren, bey dem Verschnitten aber viel Unbequemlichkeit und Gefahr zu befürchten ist, halten die meiste, besonders niedersächsische Haushälter dafür, daß es zuträalicher sey, die Eauschweine gar nicht verschneiden zu lassen.

sich nicht auf das vierte oder fünfte Jahr einzuschränken. Die Eber oder männliche Schweine, die man zur Zucht behält, pflegen bis ins fünfte und sechste Jahr immer grösser zu werden. Ein wildes Schwein wird immer stärker, grösser und schwerer, je mehr es an Jahren zunimmt.

Ein wildes Schwein kann zu einem Alter von fünf und zwanzig bis dreissig Jahren gelangen ⁴⁶⁾. Aristoteles hat überhaupt zum Lebensziel der Schweine zwanzig Jahre angenommen. Zugleich behauptet er, daß Eber und Sauen bis ins funfzehnte Jahr fähig wären, Junge zu zeugen und zu werfen. Die Fähigkeit, sich mit gutem Erfolge zu paaren, zeigt sich schon in einem Alter von etwa neun Monaten, oder von einem Jahre. Vortheilhafter ist es aber, wenn man es abwartet, bis Eber und Sau wenigstens achtzehn Monate oder zwey Jahre völlig erreicht haben. Wenn eine Mutttersau ihr erstes Jahr noch nicht überlebet hat, pflegt sie zum erstenmal wenige, schwache und unvollkommene Ferkel zu werfen. Von der Sau kann man sagen, sie fühle beständig den Vermehrungstrieb; auch dann, wenn sie schon trüchtig ist, pflegt sie dem Eber nachzugehen. Bei diesen Thieren kann dieses für eine ganz ungewöhnliche Ausschweifung angesehen werden, weil die Weibchen fast aller andern Thiergeschlechter, von dem Augenblicke der Empfängnis an, das Männchen weiter nicht mehr zulassen.

Die

46) S. *La Venerie de du Fouilloux* (oder des du Souilloux Jagdbuch) à Par. 1614. p. 57.

Die unaufhörliche Hitze der Muttersau äussert sich durch unmäßige Anfälle und Bewegungen, die sich allemal damit endigen, daß sie sich im Rothe wälzet und abkühlet. Während dieser Zeit verliert sie eine beträchtliche Menge von einer weissen, dicken Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monathe, wirft im Anfang des fünften, sucht alsdann gleich wieder den Eber, wird nochmals trüchtig, und pflegt aus diesem Grunde zweymal des Jahres zu ferkeln, die Bache hingegen, so ähnlich sie auch sonst in allen Stücken der zahmen Sau ist, nur einmal des Jahres zu tragen. Dies rührt ohnstreitig von der Sparsamkeit ihres Futters und von der Nothwendigkeit her, alle Frischlinge, die sie geworfen hat, lange Zeit an sich saugen zu lassen; da man hingegen einer zahmen Sau ihre Ferkel gleich nach vierzehn Tagen oder höchstens drey Wochen abnimmt und sie hernach, bis auf acht oder neune, die sie noch eine Weile behalten kann, verkauft. Binnen vierzehn Tagen ist ein Spanferkel sehr wohl zum Essen tauglich. In so fern man also nicht vieler Muttersauen bedarf, und von geschnittenen Schweinen den meisten Vortheil ziehet, auch von ihnen das beste Fleisch bekömmt, sucht man sich von den meisten weiblichen Ferkeln loszumachen und begnüget sich, der Mutter höchstens nur zwey, nebst sieben bis acht Eberferkeln zu lassen.

Ein guter Zuchteber muß einen kurzen, untersehten, mehr dicken, als langen Leib, einen dicken Kopf, kurzen und stumpfen Rüssel, gross, hangende Ohren, kleine feurige Augen, einen grossen, dicken Hals, schwächtigen Bauch, breite Reulen, kurze und dicke Schenkel, auch starke schwarze Borsten haben. Die schwarze pflegen allemal stärker und dauerhafter, als die weisse, zu seyn.

Von einer Muttersau fordert man einen langen Leib, breiten, dicken Bauch und lange Zigen, ein ruhiges Naturel und eine Abkunft von einer fruchtbaren Kasse. So bald sie trächtig ist, muß man sie vom Eber entfernen, welcher ihr sonst leicht Schaden zufügen könnte. Wenn sie geferkelt hat, gebührt ihr ein reichliches Futter und eine strenge Aufsicht, um zu verhindern, daß es ihr nicht möglich sey, vor ihren jungen Ferkeln einige aufzufressen; welches noch sicherer vom Eber zu besorgen wäre, wenn er nicht sorgfältig davon zurück gehalten würde. Die beste Zeit, sie belegen zu lassen, ist im Anfange des Frühlinges. Die Sau wirft alsdann im Sommer, und ihre Ferkel gewinnen Zeit, vor Einbruch des Winters groß, stark und fett zu werden. Soll eine Sau unsrer Absicht gemäß, zweymal des Jahres ferkeln, so läßt man den Eber im November zu ihr. Sie wirft alsdann im März und kann im May zum zweytenmal belegt werden. Es giebt unter den Sauen sogar einige, die regelmäßig alle fünf Monathe Junge bringen.

Von der Bache haben wir bereits erwähnt, sie pflege des Jahres nur einmal zu werfen. Der Jenner und Hornung sind eigentlich die Monathe, wo sich der Eber oder Hauer ihr nahen darf 47), der May oder Junius, ihre gewöhnliche Wurfszeit. Ihre Jungen säugt sie drey bis vier Monathe. Sie führet und begleitet sie als eine treue Mutter und ist eifrig

E 2

besorgt,

47) Von den Jägern heißt dieses: die Bache oder Lehne tritt zur Brunst oder sie fängt an zu rollen. von Seppe wohlredender Jäger. Regensb. 1763. p. 52.

beforgt, daß keines von ihnen sich vor dem zweyten oder dritten Jahre verlaufe. Es ist nichts ungewöhliches, eine Bache, in Gesellschaft ihrer jährigen oder zweyjährigen Frischlinge 48) gehen zu sehen.

Die Ferkel der zahmen Sau läßt man so leicht nicht über zween Monate saugen 49). Gegen das Ende der dritten Woche fängt man so gar an, sie mit ihrer Mutter auszutreiben, um sie frühzeitig zu Aufsuchung ihres Futters, nach dem Beyspiel der Mutter, zu gewöhnen. Fünf Wochen darnach pflegt man sie abzustecken 50) oder abzusetzen und ihnen Abends

48) Die Jäger pflegen ein wildes Schwein, das schon ein Jahr überlebet, übergehend, im andern Jahr darauf, angehend, im dritten und vierten Jahr hauend, alsdann aber ein Hauptschwein oder Sau zu nennen. s. von Seppens wohlredender Jäger u. p. 249. M. . .

49) Auf die gute Wartung der jungen Ferkel pflegt nicht allein in Absicht auf die künftige Mästung, sondern auch auf die Abwendung ihrer gewöhnlichen Krankheiten, viel anzukommen. Es ist, nach gründlichen Erfahrungen, sehr gut, Ferkeln von ohngefähr 14 Tagen täglich eine Handvoll reinen, aber am Feuer aufgewellten und wieder kalt gemachten Kocken zu geben. Er ist, so lange sie noch saugen, weit gesunder und nahrhafter, als saure Kuhmilch. Was zu ihrer fernern Fütterung, gleich nach dem Absetzen mit Vortheil zu geben sey, ist im Hann. Mag. 67. p. 1431. u. kurz, aber deutlich beschrieben. M. . .

50) Dieses Ausdrucks bedienet man sich vorzüglich bey den Ferkeln, die man von der Mutter abgewöhnen will. s. Jablonsky Lex. p. 15. M. . .

Abends und Morgens mit Kleyen untermengte Molken oder auch nur laulich Wasser mit gekochten Gartenfrüchten zu geben.

Die Ursache, warum die Schweine die Erde so gern mit ihrem Rüssel umwühlen, ist in ihrer Begierde nach Regenwürmern und gewissen Wurzeln, besonders nach wilden Mohrrüben, zu suchen. Das wilde Schwein kann vermöge seines längern und stärkern Kopfes, tiefer, als das zahme, in die Erde wüh'len. Es pflegt auch fast immer in einer Furche nach einer geraden Linie fort zu brechen, da hingegen das zahme Schwein die Erde hin und wieder, aber nur ganz flach, umwühlet. Wegen des Schadens, den es anrichten kann, muß es von Frucht- und Saatsfeldern sorgfältig abgehalten, und nur in Wälder oder Brachfelder getrieben werden ⁵¹).

Vor Ablauf des dritten Jahres nennen die Jäger die wilden Schweine deswegen Rudelschweine (*Bêres de compagnie*) weil sie, bis zu diesem Alter, sich nicht von einander trennen und getreue Begleiter ihrer gemeinschaftlichen Mutter sind. Ehe wagen sie es nicht, allein zu gehen, bis sie stark genug sind,

E 3

vom

51) Wenn die Schweine, wegen der engen Plätze mancher Gegenden, von den Viehweiden unmöglich zurück gehalten werden können, so bleibt kein ander Mittel übrig, als ihnen einen eisernen oder messingernen Draht durch den Rüssel zu ziehen, welches in Niedersachsen Wieren oder Wierken genannt wird, und ihrem natürlichen Hang zum Wühlen die größte Hinderniß in den Weg leget. s. Hannov. Mag. 67. p 1641.

vom Wolfe nichts mehr fürchten zu dürfen. Sie bleiben also, aus eignem Antriebe in ganzen Rudeln zusammen, weil auf diese Vereinigung sich ihre ganze Sicherheit gründet. Werden sie alsdann von irgend einem Thier angefallen, so setzen sie sich alle gemeinschaftlich zur Wehre, helfen sich nach allen Kräften und lassen es an keinen Mitteln zur wechselseitigen Vertheidigung fehlen. Die größten stellen sich in einem Kreise hart neben einander und schlüssen gleichsam eine schützende Ringmauer um die wehrlose Kleine. Eben so vertheidigen sich die zahme Schweine. Daher bedarf es keines Hundes, um sie zu vertheidigen. Um ihrer Ungelehrigkeit aber und Halsstarrigkeit willen, ist auch der flüchtigste und stärkste Kerl nicht vermögend, über funfzig Stück zu hüten. Im Herbst und Winter treibt man sie gern in solche Wälder, wo es nicht an wilden Früchten oder an guter Mastung fehlet; im Sommer hingegen an feuchte, sumpfige Oerter, wo sie einen Ueberfluß von Würmern und Wurzeln antreffen. Im Frühjahr pflegt man sie auf unbebauten oder brachliegenden Feldern zu hüten. Vom März bis zum Oktober werden sie des Tages zweymal ausgetrieben und von früh an, wenn der Thau abgetrocknet ist, bis um zehn Uhr, Nachmittag aber von zwey Uhr bis auf den Abend auf der Weide gelassen ⁵²⁾.

Im Winter darf man die Schweine nur einmal in den schönsten Stunden des Tages austreiben, weil sie

52) Eine weitläufige Nachricht von der besten Schweinezucht und einer Menge davon handelnder Schriften findet man im Hamb. Mag. XXVI. Band S. 535. 2c. und 541. 2c. M. . .

sie den Regen, Schnee und Reif nicht wohl vertragen können. Wenn Gewitter oder starke Plazregen einfallen, sieht man sie gemeiniglich, eines nach dem andern, von der Heerde weg und mit grossem Geschrey, welches die jüngsten am höchsten treiben, bis an die Thür ihres Kobens (oder Stalles) rennen. Man hat aber dieses Geschrey nicht mit ihrem gewöhnlichen Gruzzen zu verwechseln. Es ist ein schmerzhaftes Geschrey, gleich demjenigen, das man von ihnen höret, wenn man sie binden und abstechen will. Der Eber verhält sich dabey gefestter, als die Sau. Der wilde Eber enthält sich desselben gänzlich, er müßte dann in einem harten Kampfe stark verwundet werden. Viel öfter hört man ein solches Geschrey von der Bache. Bey plözlichem Ueberfall und unverhofftem Schrecke schnauben sie dermassen heftig, daß man in einer grossen Entfernung sie deutlich hören kann.

Ohnerachtet ihrer heftigen Gefräßigkeit, pflegen doch die Schweine nicht leicht, wie z. B. die Wölfe thun, andere Thiere anzufallen oder zu fressen; ob sie gleich am Luder sich zuweilen vergreifen. Man hat wilde Schweine gesehen, welche sich das Pferdefleisch recht wohl schmecken ließen. Ich selbst habe in ihrem Magen schon Rehhaute und Vogelklauen wahrgenommen. Ohnstreitig werden sie zu dieser ungewöhnlichen Kost mehr durch Noth gezwungen, als durch natürliche Triebe gereizet. Indessen kann man sie von der Unart nicht frey sprechen, begierig nach Blut und frischem blutigen Fleische zu seyn; denn man weis klägliche Beispiele, wo zahme Schweine nicht allein ihre Junge, sondern so gar Kinder in der Wiege angefressen haben. So bald sie nur etwas feuchtes, schmierichtes, fettes oder saftiges wahrneh-

men, machen sie den Anfang damit, es zu belecken, den Beschluß aber damit, es gleich darauf zu verschlucken. Mehr als einmal sah ich eine ganze Heerde von Schweinen auf ihrem Rückwege, um einen Haufen frisch aufgeworfener Lehmerde sich versammeln. Ob diese gleich nur wenig Fettigkeit hatte, wurde sie doch von allen mit grosser Lusternheit belecket, und ein ziemlicher Theil davon gar verzehret. Man sieht also, daß in ihrer Gefräßigkeit eben so viel Unmäßigkeit als Ungeschicklichkeit in ihrem Naturel herrschet. Es fehlt ihnen fast gänzlich an deutlichen Empfindungen, kaum erkennen die junge Ferkel ihre Mutter; wenigstens ist es bey ihnen sehr gewöhnlich, an eine fremde Sau zu gerathen und sich an der ersten, die es erlauben will, satt zu saugen.

Den wilden Schweinen scheinen Furcht und Nothwendigkeit etwas mehr Empfindung und natürliche Regungen zu ertheilen. Die Jungen halten sich, allem Anscheine nach, viel treuer an ihre Mutter, und diese sorgt für die Bedürfnisse ihrer kleinen Familie mit weit mehrerm Eifer, als eine zahme Schweinemutter.

So lange die Brunstzeit dauert, sucht sich der Hauer eine Bache, folgt ihr auf allen Schritten, und leistet ihr in den dicksten, einsamsten und entlegensten Gegenden des Waldes, wohl dreißig Tage lang, Gesellschaft. Seine Begierden verursachen in diesem Zeitpunkt in ihm eine ungewöhnliche Wildheit. Er ist lauerer Wuth beym Anblick eines Nebenbuhlers, der ihn weit eiben will. Die Begegnung zweener Hauer entsetzt sich in der Brunstzeit gemeinlich mit blutigen, oft gar mit tödlichen Kämpfen.

Die

Die Bache wird bloß durch einen Anfall auf ihre Jungen in Wuth gebracht. Fast bey allen wilden Thieren ist es gewöhnlich, das Männchen zur Brunstzeit, das Weibchen aber, wenn es geworfen hat, am grausamsten zu finden.

Die wilde Schweine pflegt man entweder ordentlich zu hegen oder des Nachts bey Mondschein auf dem Anstande zu überfallen. Da es nur langsam flüchtet, und eine starke Witterung hinter sich läßt, gegen die Hunde sich zur Wehre setzt, und sie oft gefährlich schlägt oder verwundet, so ist es weder nöthig, noch rathsam, sie mit guten, zur Hirsch- und Rehjagd abgerichteten Parforcehunden zu hegen. Dergleichen Hunde würden, bey dieser Gelegenheit nicht allein die feine Nase verderben, sondern auch an ihrer natürlichen Flüchtigkeit Abbruch leiden. Abgerichtete Bauernhunde sind am besten bey der Schweinehege zu gebrauchen. Billig dürfen keine andere, als Hauptschweine, die an ihrer Fehrt leicht kennbar sind, geheget werden. Es kostet schon viel Mühe, wenn man ein dreyjähriges, angehendes Schwein hegen will; denn ein solches pflegt, ohne sich aufzuhalten, sehr weit in einem Streiche zu laufen. Ein hauendes Schwein thut aber dieses niemals. Man kann es immer in der Nähe hegen. Es hat keine sonderliche Furcht vor den Hunden und bleibt oft stehen, um sich muthig zu vertheidigen. Ihr Aufenthalt am Tage ist gemeinlich im dicksten und entlegensten Holze, des Abends und Nachts kommen sie aus ihrem Bruch⁵³⁾ hervor,

E 5

53) So nennen die Jäger den Ort, wo die Sauen gebrochen oder gewühlet haben.

hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer können die Sauen, wenn das Getreide reif ist, im Korn und Hafer, wo sie alle Nächte zubringen, leicht überschlichen werden.

Einem gefällten Eber pflegen die Jäger ohnverszüglich die Geilen abzulösen, weil ihr heftiger Geruch in Zeit von fünf oder sechs Stunden, ohne diese Vorsicht, gewiß das ganze Wildpret anstecken würde. Uebrigens ist an einem alten Hauer der Kopf das einzige recht schmackhafte Gerichte; an einem Frischling aber, besonders wenn er noch kein völliges Jahr alt ist, gewinnt man lauter zartes und wohlschmeckendes Wildpret. Das Fleisch eines zahmen Ebers ist im Geschmack noch widriger, als das Fleisch eines wilden. Soll man jenes genießen, so muß der Eber vorher geschnitten und gemästet worden seyn. Die Alten⁵⁴⁾ bedienten sich der Vorsicht, wenn sie wilden Sauen ihre Frischlinge wegnehmen konnten, solche zu schneiden und ihnen dann wieder ihre Freyheit zu ertheilen. Sie sahen voraus, daß dergleichen geschnittene wilde Schweine weit fetter, als andre, ihr Wildpret aber ungleich wohlschmeckender, als das Fleisch zahmer Schweine werden könnte.

Es bedarf eben keines langweiligen Aufenthaltes auf dem Lande, um die grosse Nutzbarkeit eines Schweines einzusehen. Ihr Fleisch ist fast eben so theuer, als Rindfleisch, ihr Speck aber pflegt wohl zwey bis drey mal so viel zu gelten. Blut, Eingeweide, Gedärme, Füße, Zunge, kurz: alles ist an den Schweinen

54) *E. Aristot. Hist Animalium. Libr VI. c. XXVIII.*

nen zu brauchen und zu genießen ⁵⁵). Der Schweisnemist, weil er kälter ist, als der Dünger von andern Thieren, kann vorzüglich hitzigen und allzutrocknen Feldern zu statten kommen. Das Fett an den Eingeweiden und am Neße, welches vom eigentlichen Speck unterschieden ist, liefert uns den Schmeer, welcher sich zu einer guten Wagenschmiere brauchen läßt. Aus der Haut werden Siebe, aus den Borsten Rehrwische, Bürsten und Pinsel verfertigt. Salz und Salpeter durchdringen dieses Fleisch am stärksten und erhalten das eingesalzene länger, als das Fleisch irgend eines eßbaren Thieres.

In Europa, Afrika ⁵⁶) und Asien wimmelt es beynahe von Schweinen. Bloß auf dem besten Lande

55) Von dem Gebrauch und ehemaligen Mißbrauch der Schweine oder ihrer einzelnen Theile in der Medicin, kann D. Merklein in seinem Thierreiche S. 206. bis 216. nachgelesen werden.

III. . .

56) Hr. Kolbe in seiner Beschr. des Vorgebirges der guten Hofnung 2c. Grf. und Leipz. 1745. 4to gedenkt S. 336. 2c. unterschiedener afrikanischer Schweine, die aber nicht alle zu diesem Geschlechte gehören. In den vorgebirgischen Kolonien, sagt er, giebt es viererley Schweine. Die beyden ersten Arten sind zahm und von andern Orten dahin gebracht worden. Einige aus Europa, einige aus Java. Die javanische Schweine sind schwarz und haben sehr kurze Beine, die Borsten fehlen ihnen, ihr dicker Bauch hängt fast bis zur Erde herab, ihr Fett und Speck ist bey weitem nicht so best, als an den europäischen Schweinen. Wenn man ein Stück

de der neuen Welt hat man dieses Geschlecht nirgends entdeckt. Die Spanier waren die ersten, die sowohl auf dem festen Lande, als auf den meisten grossen amerikanischen Inseln, schwarze Schweine absetzten, welche sich alsdann in der neuen Welt vermehrten und hernach an vielen Orten derselben wild angetroffen wurden. Jetzt gleichen sie unsern wilden Schweinen, weil sie einen kürzern Leib, stärkern Kopf und eine dickere Haut ⁵⁷⁾, als die zahme Schweine haben,

Stück davon in den Rauch hängen, so pflegt das Fett in kurzer Zeit abzutropfen. Ob also gleich das Fleisch sehr wohl zu essen taugt, so ist es doch weder gewöhnlich, noch möglich, etwas davon zu räuchern.

Unter dem Namen des asiatischen wilden Schweines ist besonders das äthiopische Schwein (S. oben Anm. 24. lit. a. 7) bekant. In Vorgebirge der guten Hofnung kommen dergleichen selten in den Gegenden zum Vorschein, wo die Holländer wohnen, weil da wenig Holz steht, worinn sie am liebsten sich aufhalten. Sie werden ausserdem von Löwen, Tigern und andern reissenden Thieren so stark ausgerottet, daß es ihnen unmöglich fällt, sich hinlänglich zu vermehren.

Hrn. Kolbens 4te Art von Schweinen, die er das Erdschwein zu nennen beliebt, ist eigentlich der Ameisenfresser, den Hr von Linne im Syst. Nat. XII p. 51. *Myrmecophaga tridactyla*, Brisson aber de *Quadr.* p. 15. *Le Fourmilier Tamanoir* nennet.

III. . .

57) *E. Hist. generale des Antilles par le P. du Tertre, à Paris. 1667. Tom. II p. 295.*

haben, welche unter den heißen Himmelsstrichen alle so schwarz, als die wilde Schweine, aussehen.

Durch eines von den lächerlichen Vorurtheilen, welches bloß der Aberglaube zeugen und nähren konnte, müssen die Mahometaner sich dieses nützlichen Thieres gänzlich beraubt sehen. Es ist ihnen keinesweges erlaubt, ein Schwein anzurühren, am wenigsten aber, davon zu essen, weil es unter ihnen für ein unreines Thier gehalten wird. Desto besser lassen sich die Chineser das Schweinefleisch schmecken. Sie halten beständig die zahlreichste Heerden von Schweinen, und nehmen aus denselben ihre häufigste und gewöhnlichste Nahrung. Bloß um dieser Kost nicht entsagen zu dürfen, haben sie, wie man behaupten will, sich nicht entschließen können, den mahometanischen Glauben anzunehmen.

Die chinesische Schweine, welche den siamischen (T. XVIII f. 2.) und indianischen am nächsten, oder mit ihnen völlig überein kommen, sind von den europäischen in einigen Stücken sichtbar unterschieden. Ihr Leib ist kleiner, ihre Füße kürzer, ihr Fleisch weisser und schmackhafter. In Frankreich sind sie ebenfalls bekannt, und werden von einigen Personen als Zuchtschweine gehalten. Sie paaren und vermehren sich mit Schweinen von der gemeinen Rasse. Die Schwarzen erziehen für sich ebenfalls eine grosse Menge von Schweinen. Bey den Mohren und in allen mahometanischen Ländern werden sie nur höchst sparsam, in Afrika und Asien aber werden eben so viel wilde Schweine, als in Europa gefunden.

Es scheint also, daß die Schweine an keinen besondern Himmelsstrich gebunden seyn mögen, daß
aber

aber das wilde Schwein, indem es zahm geworden, in kalten Ländern stärker, als in den warmen ausgeartet sey. Ein Grad mehr in der Temperatur der Himmelsgegend, ist genug, ihre Farbe zu verändern. In den mitternächtlichen Provinzen Frankreichs, auch sogar in Vivarons, pflegen die meisten Schweine weiß, in der nahe gelegenen Provinz Dauphine aber, alle schwarz zu seyn. In Languedok, in der Provence, in Spanien, Italien ⁵⁸⁾, Indien, China ⁵⁹⁾ und Amerika ⁶⁰⁾ findet man die schwarze allenthalben
als

58) Von den grossen Heerden der Schweine, die ehemals in Italien angetroffen worden, lese man im Xten Bande des Hamb. Mag. p. 604.

M. . .

59) In der chinesischen Provinz Kiangsi, bey der Stadt Tun:chang sollen, wie Neuhof in seiner Chines. Gesandtschaft, Amst. 1669. fol. p. 347. meldet, die Schweine so häufig vorhanden seyn, daß man kaum auf den Strassen davor gehen kann. Die Keuschheit leidet aber darunter gar nicht, weil die Chineser allen Dünger sorgfältig auffammeln. M. . .

60) Ausser den Schweinen, welche die Europäer nach Amerika gebracht haben, und die an vielen Orten wild herumlaufen, giebt es, wie Hr. Bankroft in seiner Nat. Gesch. von Guiana: S. 74. ic. versichert, noch zwei Arten, welche den südlichen Gegenden von Amerika zwischen den Wendezirkeln eigen und besonders in Guiana häufig sind. Eine derselben wird Pekari oder Sus Tajassu (S. oben not. 24. lit. e) die andere, Warree genennet.

Der Pekary pflegt an Grösse dem Europäischen Schwein lange nicht beizukommen. Der Rücken
ist

als die herrschende Farbe. Am siamischen Schwein findet man ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem wilden,

ist mit langen, dicken, steifen, straubichten Borsten, beynah 5 Zoll in der Länge besetzt, und wegen einer Drüse merkwürdig, die einem Nabel ähnlich siehet und aus Irrthum von vielen dafür gehalten worden. Sie steht auf der Kante des Rückens, über den hintern Lenden und hat eine milchichte Feuchtigkeit in sich, die einen Bisamgeruch von sich giebet. Es ist bey weitem nicht so furchtbar, als man sich es vorgestellt hat. Ob sie gleich Heerdenweise zu mehr, als hundert, zusammen gehen, so werden sie doch von den Indianern allezeit angegriffen. Gemeinlich erlegen sie 20 bis 40 solcher Bisamschweine oder Pékary, ehe sie entfliehen. Den Indianern ist ihr Fleisch sehr angenehm, den Weißen aber, wegen der Drüse auf dem Rücken zuwider. Die Vorsicht, welche *Waser* (in *The Travel to the Isthmus of America*) den Indianern in Darien nachgerühmet, welche diese Bisamdrüse, sobald ein Schwein getödtet ist, absondern, wird von den Indianern bey Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Warreeschwein ist ebenfalls von *Wasern*, sonst aber von keinem Verf. einer Naturgeschichte, angeführet worden. Es hält sich in Guiana noch häufiger, als der Pékary auf, ist auch viel grösser und nicht minder in grossen Heerden zu sehen. An Gestalt und Grösse gleicht es beynah den europäischen Schweinen; doch hat es kleinere Ohren, grössere Haujähne und längere Borsten, die an jedem Theile des Körpers dicht neben einander stehen. Das Fleisch ist weniger slicht und schmackhafter,

den, als am französischen. Eines der allersichtbarsten Merkmale der Ausartung sind ohnstreitig die Ohren. Diese werden desto biegsamer, weicher und herabhängender, je mehr sich das Thier verändert hat, oder deutlicher, je mehr es durch menschliche Pflege, Wartung und Zähmung verbessert worden. In der That hat ein zahmes Schwein, viel schlappere, längere und hangendere Ohren, als das wilde Schwein, welches man von Rechtswegen als das Muster des ganzen Geschlechts betrachten muß.

haster, als das europäische Schweinefleisch, daher es auch die weissen Einwohner dieser Kolonien sehr gerne speisen.

Vom PeFary hat Hr. von Buffon in einem seiner folgenden Theile ausführliche Nachricht gegeben. M. . .



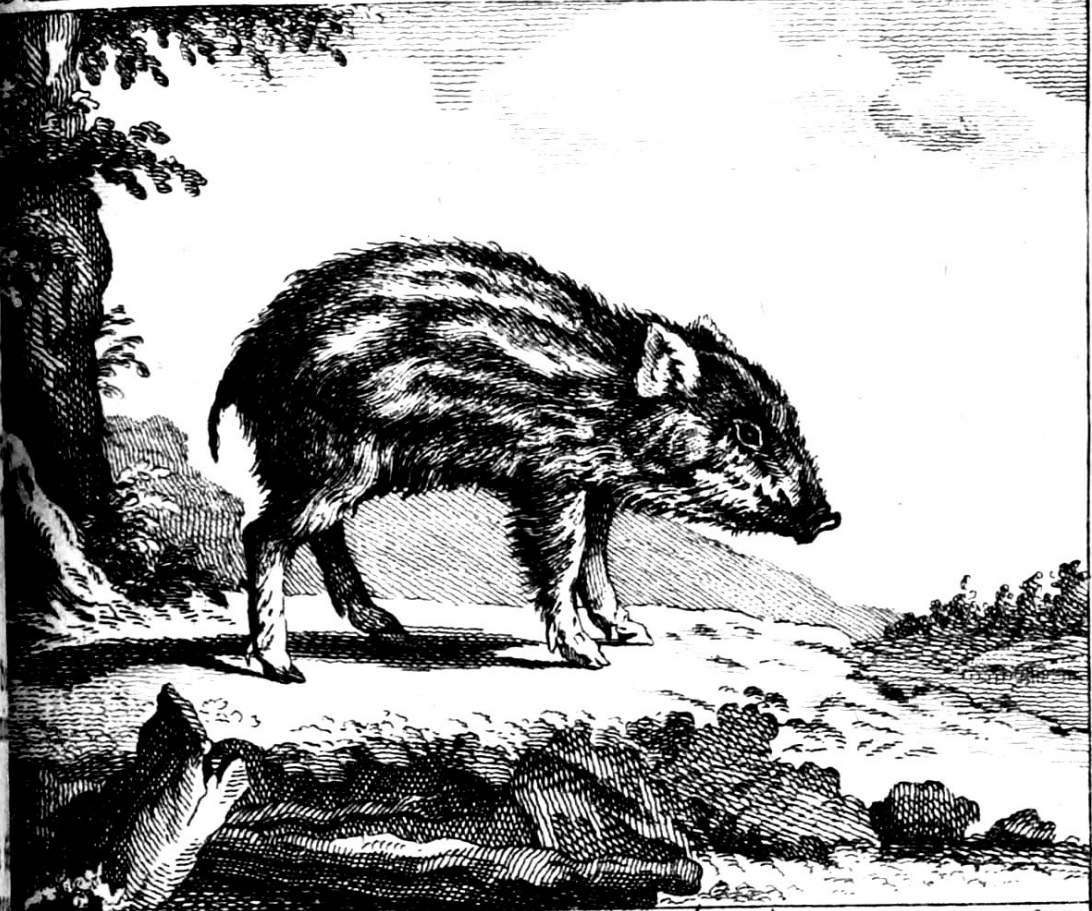
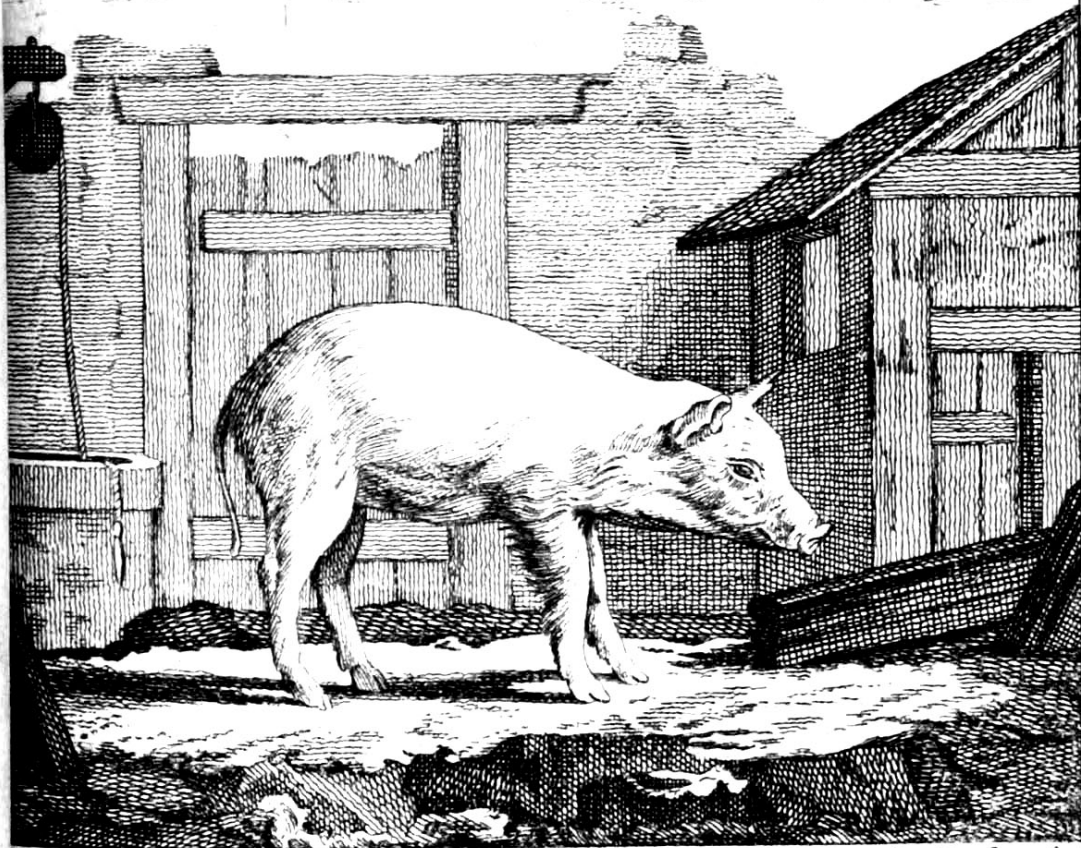


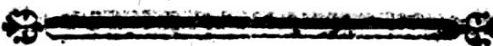
Fig. 2. das Spanferkel. Sogschwein. Pag. 82.



Anhang.

zur

Geschichte des Schweins.



Das wilde, das stamische und hiesige zahme Schwein, sind eigentlich drey unter ein Geschlecht gehörige Rassen, weil die aus ihrer Vermischung entstehende Junge wieder fruchtbar sind. Ueberhaupt sind alle Verschiedenheiten dieser drey Rassen von gar keiner besondern Erheblichkeit. Die wilde Schweine hat man als die ursprüngliche Rasse, woraus die andern entsprossen, zu betrachten. Ihre Beschreibung und Geschichte konnte daher, ohnerachtet es wilde Thiere sind, von der Beschreibung und Geschichte der stamischen und gemeinen Schweine, die zu den zahmen Thieren gehören, gar nicht getrennet werden.

Die Materie, woraus die Borsten der Schweine bestehen, welche viel härter sind, als die Haare und Wolle anderer Thiere, scheint knorplich und derjenigen ähnlich zu seyn, woraus bey andern die Hörner zusammengesetzt sind. Am Ende theilen sie sich in unterschiedene, wenigstens in sieben, acht und mehrere Spitzen, die auf sechs bis acht Linien in der Länge haben. Wenn man die Borsten bey diesen Spitzen fasset, lassen sie sich von einem Ende bis zum andern spalten. Die stärksten und längsten machen

Buff. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th. J gleich

gleichsam eine Art von Mähnen aus, welche sich von der Spitze des Kopfes längs über den Hals, Wiederris und Körper, bis auf das Kreuz erstrecket. Zwischen diesen Borsten bemerkt man bey wilden Schweinen auch noch ein kürzer, sehr biegsames und, nach Verschiedenheit sowohl der Thelle, als des Alters, bald gelbliches, bald aschgraues, bald schwarzes Haar, das an sich weich und beynah so krauß ist, als Wolle. Bey den siamischen und europäischen zahmen Schweinen sucht man diese Haare vergebens.

Der Frischling (S. XIX. Platte Fig. 1.) oder das junge wilde Schwein, hat gewisse Farben, die es nachhero verlieret. Sie werden der bunte Rock (Livrée) genennt und schon am ungebohrnen Schweine bemerkt, so bald es nur anfängt, Borsten zu bekommen. Diese Liverey besteht eigentlich aus Streifen, welche vom Kopf bis an den Schwanz längs über den Körper laufen und wechselsweise hell, fahl, dann wieder braun und fahl gemischet sind. Ueber den Wiederris und längs über den Rücken läuft ein schwärzlicher Strich. Der übrige Theil des Leibes ist von einer aus weiß, fahl und braun vermischten Farbe.

Wenn die wilde Schweine ihre bunte Röcke verlohren haben, wird man an dem Kopfe gemeinlich ein Gemische von grau, braunroth und schwarz gewahr. Die längste Borsten befinden sich am Halse, wo sie bis an vier Zoll zu reichen pflegen. Der größte Theil einer jeden Borste ist schwarz, über dem schwarzen grau, ganz oben aber, bis an ihr Ende, braunroth. Stehen diese Borsten hart aneinander, so scheinen diese Farben vermischet zu seyn. Der Körper ist fahl und hat von den unterschiedenen gefärbten Borsten,

ken, schwärzlichte und bräunlichte Flecken. Der Schwanz, oder die sogenannte Blume, ist fahl, bis auf die schwarze Spitze. Der untere Theil der Läufe ist mit eben dieser Farbe bezeichnet.

Ein siamisches Schwein, dessen Länge vom Gebreche ⁶¹⁾ an bis zum Anfange des Schwanzes, in gerader Linie gemessen, drey Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längs am Hals und auf dem Rücken Borsten von sechs Zollen. Die vordersten auf dem Scheitel des Kopfes waren zwey bis drey, die andern aber nur einen bis zwey Zolle lang. An den Lefzen, an den Seiten des Kopfes, am untern Theile des Halses, an der Brust, am Bauche, an der innern Seite der Schenkel u. s. f. standen die Borsten ziemlich dünne und hatten an einigen Orten die Haut ganz nackend gelassen. Man sahe fast lauter schwarze Borsten. Bloß zwischen den Augen befanden sich weisse und gelblichte, wie bey den meisten zahmen Schweinen die Borsten auf den Lefzen, am äußersten Ende des Schwanzes und an den Füßen. Man hatte viel Ursache zu glauben, daß diese gelblichte Farbe von der Vermischung mit einem europäischen Hausschweine, wovon dieses gefallen war, herrührete; denn Hr. Daubenton hat nachhero noch eines zergliedert, das weder etwas Gelbes, noch Weißes an sich hatte. Am siamischen Schweine wird man keinen bunten Rock gewahr, es kömmt

§ 2

gleich

61) Boutoir ist eigentlich der Rüssel, den aber unsere Jäger bey wilden Schweinen das Gebreche oder den Wurf zu nennen pflegen. S. v. Seppens wohlredender Jäger, 2c. p. 142.

gleich in seiner schwarzen Farbe zur Welt, die allezeit unverändert bleibt.

Die meiste Hauschweine haben, wenn sie geworfen werden, eine weiße Farbe (S. XIX. Platte F. 2.), die sich in der Folge bloß darinn verändert, daß die Borsten an den Enden eine gelbliche Farbe bekommen, welche tiefer zu seyn scheint, als sie wirklich natürlich ist, weil sich das Schwein durch öfteres Wälzen im Roth und Staube, sehr beschmutzet. In so fern die Borsten auf einander liegen, erblickt man von ihnen bloß die gelbliche Spitzen, daher auch die Schweine mehr eine gelbliche, als weiße Farbe zu haben scheinen. Es giebt auch viel braune, schwarze oder schwarz und braungefleckte, welche diese Flecken mit auf die Welt bringen. Vier bis fünf Zoll machen das längste Maas an den Borsten zahlreicher Schweine aus. Das Ende des Mauls, die Seiten des Kopfes, die Gegenden um die Ohren, die Kehle, der Bauch, die Schwanzrippe pflegen fast ganz von Borsten entblößet zu seyn.

Der Schweinerüssel besteht aus einem platten und runden Knorpel, der mitten einen kleinen Knöchel enthält, durch welchen die beyde Naselöcher gehen. Er steht vor dem Ende des obern Kinnbackens bedeckt heraus.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Mauls ist, nach Maasgabe der Dicke des Kopfes, nur schmal, der hintere Theil der Hirnschale sehr erhaben, die Augen sind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dick und kurz, der Körper dick, das Kreuz schmal und spitzig, der Schwanz dünne,
von

den mittelmäßiger Länge, die Füße, vornämlich die vordern, kurz und gerade.

Die merklichste Verschiedenheiten, welche sich zwischen den angeführten drey Rassen befinden, sind folgende: der Kopf des wilden Schweins ist länger, der untere Theil des Stirnblatts gebogener, das Gewehr grösser und schneidender, der Schwanz kurz und gerader, als bey andern Schweinen. Das siamische Schwein hat einen längern Kopf, ein dicker Maul, kleinere Augen, kürzern Hals und Vordersehenkel, dickere Füße, längern Schwanz, der auch mehr gekrümmet ist, als an den zahmen Schweinen. Die Stirn ist erhaben, der Rücken, wie bey dem wilden Schwein, etwas niedrig und hohl (enfellé). Bey dem zahmen Schwein sind die Ohren vorwärts gerichtet und stehen nicht, wie bey dem siamischen und wilden Schwein in die Höhe. Diesen Unterschied bemerkt man am deutlichsten zwischen dem Frischling (XIXte Pl. F. 1.) und dem jungen Ferkel oder Sogschwein (Ebend. F. 2.), so lange dies noch an der Mutter sauget.

In diesem Alter scheint der Kopf nicht so stark, der Körper nicht so dick, und der Schwanz ist bey dem hiesigen zahmen Schwein länger, als bey dem siamischen und wilden; er pflegt aber bey dem Sogschweine, bevor es etwa sechs Wochen alt ist, an seinem Anfange nicht gekrümmet zu seyn. Um diese Zeit aber, oder nach sechs Wochen krümmt er sich da, wo er aus dem Körper heraus gehet, in die Höhe und bildet insgemein einen kleinen, entweder rechts oder links gedrehten Bogen, läuft weiter unterwärts, und ist am übrigen Theil seiner Länge einigermaßen geschlängelt.

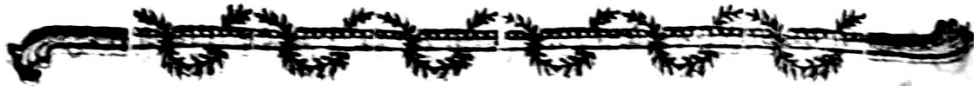
Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde siamische. Unter den zahmen Schweinen haben auch die ungeschnittenen einen längern Kopf, als die geschnittenen. Die Stirn ist auch bey jenen so stark nicht eingebogen, als bey diesen.

Der grosse Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines, deuten bey demselben wahrscheinlich ein inneres Unvermögen an, welches die Richtung der Ohren, welche das zahme Schwein vorwärts sinken läßt, bey diesem noch wahrscheinlicher macht, als bey den siamischen und wilden, welche die Ohren gerade tragen. Die Augen sind so klein, das Gesicht hat so wenig Züge, daß man aus der Physiognomie gar nichts erkennen würde, wenn an der Seite des Mauls nicht lange Gewehre hervorständen, welche, indem sie sich aufwärts krümmen, die Oberlesze in die Höhe drücken und ein Zeichen der Wildheit des Schweines zu seyn scheinen, besonders da sie wirklich die fürchterlichste Waffen sind, welche das Schwein in seiner Wuth gebrauchen kann.

Am Körper entdeckt man so viel Unförmlichkeit, als wirkliche Dummheit am Schweine. Der Hals ist so dick und kurz, daß der Kopf auf den Schulterblättern fast aufzuliegen scheint. Das Schwein trägt ihn auch allezeit sehr schief und so, daß er nicht von der Brust in die Höhe geht. Die Vorderschenkel sind so niedrig, daß es das Ansehen hat, als ob das Schwein gezwungen wäre, den Kopf niederhängen zu lassen, um sich auf seine Füße zu stützen, und als ob sein Körper vorwärts fallen wollte. Ausserdem zeigt auch das Schwein gar keine Leichtigkeit in seinen Bewegungen. Es hat keine Biegsamkeit in seinen Schen-

Schenkeln; kaum beweget es diese, wenn es die Füße fortsetzen will. Man sieht es niemals geschwinde laufen, ohne zugleich etwas Gezwungenes und Widernatürliches im Gange wahrzunehmen. In der größten Wuth hat es allezeit eine traurige Miene und eine gezwungene Stellung. Es schläget und zerfleischt mit seinem Gewehr, aber allezeit ohne Geschicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, oder sich, wie die meisten andern Thiere, zurück biegen zu können.





VII.

Naturgeschichte

des

H u n d e s. ⁶²⁾

In belebten Wesen können eigentlich weder die Grösse der Leibesgestalt oder Schönheit in der Bildung, weder die Leibesstärke und Geschicklichkeit oder Leichtigkeit in den Bewegungen, noch überhaupt äussere

- 62) *Canis familiaris* *Linm.* S. N. XII. p. 56 *Ejusd. Faun. Suec.* n. 5. *Amoen. Acad.* IV. p. 43. T. I. fig. 1. *Canis domesticus* *Briff.* *Quadr.* p. 170 *Klein. Quadr.* p. 68 *Raj. Syn. Quadr.* p. 175. *Gesm. Quadr.* p. 173. *Icon. Quadr.* p. 25-27. *Aldr. Quadr. digit.* p. 482. *Foult. Quadr.* p. 122. Tab. 69-71. *Charl. Exerc.* p. 26. *Sloan. Jam.* Vol. II, p. 329. *Rzac. H. Nat. Pol.* p. 244. *Franz.* der Hund *Chien*, die Hündin *Chienne*, *Hebr.* *Keleb*, *Chald.* *Kalba*, *Arab.* *Keibe*, *Griech.* *κύων*, *κύων*, *ύλακτος*, *Sarac.* *Κεφ* oder *Kolph*. *Pers.* *Sag* oder *Sig*, *Medisch* *Spaca*, *Span.* *Perra*, *Ital.* *Canis*, *Illyr.* *Pes* oder *Pas*, *Schwed.* *Hund*, *Holländ.* *Houd*, *Engl.* *Dog*. Cf. *Zallen* I, c. p. 476-495. und *Prof. Müllers Linneisches Nat. System.* I B. p. 206-228.

Ausser den bekannten gefelligen (*Canis familiaris*) Haushunden, Bauer- oder Hofhunden (*Canis domesticus*), Jagdhunden (*Can. Sagax vel venaticus*)

äußere Vorzüge für das Edelste gehalten werden. Bey den Menschen wird der Verstand allemal der Bildung, die Herzhaftigkeit der Stärke, die gute Denkungsart aber und andere Gemüthsgaben werden der äußern Schönheit vorgezogen. Auf gleiche Weise pflegen wir auch an den Thieren auf innere Vorzüge hauptsächlich zu sehen und sie an ihnen vorzüglich zu schätzen. Nur durch diese unterscheiden sich die Thiere von der beweglichen Maschine, durch sie allein erheben sie sich über die Gewächse und nähern sich einiger-

§ 5

massen

naticus), Windhunden (Can. Grajus), Bullenbeißern, engl. Doggen oder Wachthunden (Molossus), Pudeln oder Wasserhunden (Can. aquaticus), Pologneser Hund (Can. meliteus), der Steinsdocke oder dem Mops (Can. Fricator), dem Dachshund (Vertagus), dem Hüner- oder Wachtelhund (Can. avicularius), dem Spanischen Hund (Canis extrarius, l'Espagneul), dem Egyptischen oder Türkischen Hund (Canis aegyptius) u. s. w. zählt auch der Ritter unter dieses Geschlecht noch:

2) Den Wolf.

3) Die Hyäne, woraus Hr. Brisson ein eignes Geschlecht gemacht, und es vor die Hunde gesetzt hat,

4) Den Fuchs.

5) Den Feldfuchs (Alopex)

6) Den Hasenfuß (Canis Lagopus)

7) Den Goldwolf oder Jackal (Can. aureus)

8) Den mexikanischen und

9) Surinamischen Fuchs. Da indessen Hr. von Büsson in den folgenden Bänden aller dieser Thiere besonders gedenket, so werden wir die Synonymie derselben an den gehörigen Orten bewahren Gelegenheit finden.

müssen der Würde der Menschen. Ihr Wesen zu adeln, sie zu regieren und zu beleben, das ist bloß das Werk der innern Empfindungen, welche den organischen Werkzeugen gebiethen, die Glieder in Bewegung setzen, Begierden rege machen, und der Materie die fortschreitende Bewegung, den Willen und Leben ertheilen.

Die Vollkommenheit eines Thieres beruhet lediglich auf der Vollkommenheit der innern Empfindungen. Je weiter sich dieses innere Gefühl erstrecket, destomehr Fähigkeiten und Geschicklichkeiten wird man am Thiere bemerken, desto ausgebreiteter ist auch der Umfang seiner Wirklichkeit, destomehr Beziehung und Einfluß hat es auf andere Theile des Ganzen. Wenn dieses Gefühl überdis noch fein und vollkommen, oder durch die Erziehung noch einer Verbesserung fähig ist, so bekommt ein solches Thier dadurch billig ein Recht, unter den Menschen sich aufzuhalten. Es weis ihnen in ihren Verrichtungen Erleichterung zu verschaffen, ihre Sicherheit befördern zu helfen, ihnen beyzustehen, sie zu vertheidigen und sich auf allerley Art einzuschmeicheln. Durch unablässige Dienstleistungen und wiederholte Liebkosungen, weis es dem Massen seinen Herrn zu gewinnen, daß es einen Tyrannen unvermerkt in seinen Beschützer verwandelt.

Dem Hunde muß man, ausser seiner guten Leibesgestalt und Lebhaftigkeit, seiner Stärke und Flüchtigkeit, alle innere Eigenschaften vorzüglich eingestehen, welche fähig sind, ihn bey den Menschen beliebt zu machen. Das hitzige, choleriche, das wilde, blutgierige Naturel, welches alle Thiere gegen den wilden Hund in Furcht setzt, verliert sich bey dem Haus-

hund

Hund in den sanftmüthigsten Empfindungen. Es verandelt sich in eine Neigung, um die Menschen zu seyn und in eine Begierde, ihnen gefällig und angenehm zu werden. Kriechend leget er seine Herzhaftigkeit, Stärke und andre Fähigkeiten zu den Füßen seines Herren. Mit gespizten Ohren erwartet er die Befehle, denen er nachzukommen bereit ist. Er befragt sich gleichsam aufs demüthigste nach dem Willen seines Herrn, um keinen seiner Wünsche unerfüllt zu lassen. Ein Wink ist ihm genug, seines Herrn Willen zu errathen.

Ohne so verständig, als der Mensch, zu seyn, belebt ihn doch alles mögliche Feuer der Empfindung und er beschämt unzählige Menschen an Treue und Beständigkeit seiner Zuneigung. Weder Stolz oder Eigennuß, noch Rachbegierde, bloß die Furcht, seinem Herrn zu mißfallen, lenket alle seine Handlungen. Er ist ganz Eifer, ganz Emsigkeit und Gehorsam. Der empfangenen Wohlthaten weit lebhafter eingedenk, als erlittner Beleidigungen, unterwirft er sich den Züchtigungen seines Herrn, ohne sich abschrecken zu lassen. Wenn er sie nicht gänzlich vergißt, so erinnert er sich ihrer bloß, um noch thätigere Beweise seiner Unterwürfigkeit und seines Gehorsams zu geben. Nie wird man ihn bey dergleichen Gelegenheiten unwillig oder zur Flucht geneigt finden; er sezt sich vielmehr, aus eigenem Antriebe, neuen Proben aus; schmeichelnd leckt er die Hand, die eben das Werkzeug seines Schmerzes war. Seine ganze Widersetzlichkeit besteht in einem flehenden Winseln, wodurch er, mit Beyhülfe seiner Geduld und Demüthigung, die züchtigende Hand aufs geschickteste zu entwässern weis.

In so fern der Hund gelehriger, als der Mensch, und williger ist, als alle andere Thiere, so kann er nicht allein hurtig abgerichtet werden, sondern sich auch leicht in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten seines Herrn finden. Es weis auf eine geschickte Art den Ton oder die Manieren des Hauses anzunehmen, worinn er wohnet. Gleich andern Bedienten ist er stolz, wenn er einem grossen Herrn, und herablassend, wenn er einem Landmann dienet. Seine vorzüglichste Aufmerksamkeit ist erst auf den Herrn, alsdann aber auf dessen Freunde gerichtet. Fremde Personen scheint er gar nicht bemerken zu wollen und ist ein Feind aller derer, welche durch ihren Stand genöthigt sind, andern beschwerlich zu fallen. Die letztere Klasse von Leuten kennt er an den Kleidungen, an der Stimme und an ihren Gebärden, und verhindert sie nach allen Kräften, sich zu nähern.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus aufgetragen, so pfeget ihn dieses Amtchen muthiger, oft gar wild und grausam zu machen ⁶³). Er gehet, in ununterbrochener Wachsamkeit, beständig um das Haus herum. Alle Fremde wittert er schon in einer beträch-

63) Der Bischof Erich Pontoppidan in seiner natürlichen Hist. von Norrw. II Th. p. 17. zeigt dieses aus Erfahrungen. Bey den Bergenschen Kaufmannsstuben und Pachthäusern werden die Hunde, wie es in Danzig und St. Malo gewöhnlich ist, ordentlich als Nachtwächter gebraucht. Man wählet aber hierzu die größten Rassen, welche des Tages ganz friedsam, des Nachts aber, auf ihrer Wache grimmiger, als Wölfe sind.

beträchtlichen Entfernung. Wer sich durch Annäherung verdächtig macht, sein bewachtes Gebieth betreten oder einbrechen zu wollen, den fällt er ohne Bedenken an, widerseht sich ihm nach Möglichkeit, und macht, durch anhaltendes Bellen, durch ein heftiges Toben und grimmiges Geheule, alles im Hause munter. Er ist also darauf bedacht, nicht allein die Gefahr anzukündigen, sondern sich auch den Feinden des Hauses mit allen Kräften zu widersehen. Gegen Diebe und Räuber ist er eben so wüthend, als gegen die Raubthiere. Hitzig fällt er sie an, reißt ihnen mit geschärften Zähnen blutige Wunden und nimmt ihnen wieder ab, was sie gewaltsam zu rauben dachten. Zufrieden mit einem erkämpften Sieg, legt er sich ruhig auf die abgejagte Beute, ohne sie zu berühren, wenn er auch wirklich durch seinen Appetit hierzu gereizt würde. Er giebt also zu gleicher Zeit ein grosses Beispiel der Herzhaftigkeit, Mäßigung und Treue.

Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechtes in der Ordnung der Natur leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden gewesen. Wie hätte der Mensch, ohne Behülfe der Hunde, sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen oder unter seine Botmäßigkeit bringen sollen? Durch welche Mittel sollte der Mensch noch jezo wilde und schädliche Raubthiere aufsuchen, jagen und vertilgen? Um bey hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geschöpfe zu seyn, war es nothwendig, sich unter den Thieren selbst erst einen Anhang zu verschaffen, und vornämlich diejenige durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zu gewöhnen, und

und eine vorzügliche Neigung, ihm zu gehorsamen, zutraute; damit er sich ihres Beystandes hernach wider die andern bedienen könnte. Des Menschen erste Kunst war also die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieser Kunst aber war die Eroberung und der ruhige Besitz des ganzen Erdbodens.

Die meisten Thiere sind an Geschmeidigkeit, Hurtigkeit und Stärke, ja sogar an Herzhaftigkeit den Menschen weit überlegen. Die Natur hat sie besser gerüstet und stärker bewafnet, sie auch mit vollkommnern Sinnen, besonders mit einem ausserordentlich feinen Geruch, beschenkt. Durch die Eroberung also, eines beherzten und so gelehrigen Thiergeschlechtes, als die Hunde sind, gewann der Mensch gleichsam neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten. Von den Werkzeugen und Maschinen, die wir zur Verbesserung und Erweiterung unserer Sinnen erfanden, haben wir uns noch lange nicht so wesentliche Vortheile, als von denjenigen zu versprechen, welche die Natur uns in ihrer ganzen Vollkommenheit anbietet, um dadurch der Unvollkommenheit unsers Geschlechts abzuhelfen und uns die sichersten und unvergänglichsten Mittel zu Bändigung und Beherrschung anderer Thiere an die Hand zu geben. Der Hund selbst erwirbt sich, durch seine Treue gegen den Menschen, einen beständigen Antheil an der Herrschaft und einen gewissen Rang, der ihn über alle andere Thiere hinausetzet. Er gebiethet über sie, er beherrschet ganze Heerden, bey welchen sein Bellen oft mehr gilt, als die Stimme des Hirten. Sicherheit, Ordnung und gute Zucht, sind die gewöhnlichen Früchte seiner wachsamen Geschäftigkeit. Ist nicht eine Heerde gleichsam ein ihm unterworfenes Volk, das er anführt,

ret,

ret, beschützet und niemals mit Gewalt beherrschet, oder dem er nie seine Stärke fühlen läßt, als wenn sie nöthig ist, unter ihnen den Frieden zu erhalten?

Die vorzüglichste Gelegenheit, wo der Hund seine Herzhaftigkeit am vortheilhaftesten zeigen, und alle seine Verschlagenheit am besten anwenden kann, ist hauptsächlich im Kampfe mit feindseligen, freyen Thieren. In diesem Falle vereinigen sich beyhm Hund alle natürliche, mit allen erworbenen Fähigkeiten, zu gleicher Absicht. Beym ersten Geräusche der Waffen, so bald in das Jagdhorn gestossen, oder durch den Zuruf des Jägers ein Zeichen zum nahen Angriff gegeben wird, funkeln die Augen der Hunde von streitbaren Begierden und freudiger Ausgelassenheit. Jede Bewegung, jeder Ton ihrer Stimme verkündigt ihr ungeduldiges Verlangen zum Streit, und ihre Sehnsucht nach einem rühmlichen Siege. Nun geht er stillschweigend seinen Feinden entgegen, beflissen, die Gegend auszuspiiren und seinen Feind im Lager zu überraschen. Begierig sucht er seine witternde Fährte, geht ihm auf dem Fusse nach und weiß, durch unterscheidende Laute, sowohl Zeit und Abstand, als die Gattung und so gar das Alter des Feindes anzugeben, den er verfolgt.

Das erschrockne und verfolgte Thier, wenn es keine Rettung mehr durch die Flucht vor sich siehet⁶⁴⁾, bemüht sich ebenfalls, mit Anwendung aller seiner Fähigkeiten, der Verschlagenheit, List entgegen zu setzen.


64) Ein deutliches Beyspiel davon kann in der bald folgenden Geschichte des Sirsches nachgelesen werden. U. D. V.

sehen. Mit Verwunderung sieht man hier die Menge listiger Kunstgriffe, welche der natürliche Trieb einem verfolgten Thier eingiebt, seine Rettung zu versuchen. Um den Hund von seiner Spur abzubringen, macht es auf seiner Fehlte tausenderley Gänge und Wiedergänge, thut grosse Sätze und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren und gar keine Spur hinter sich lassen. Mit Bedacht setzt es über Wege und Zäune, schwimmt abwechselnd über Bäche und Flüsse. Weil es indessen, bey fortgesetzter Verfolgung, sich doch nicht ganz unsichtbar machen kann, geht es darauf aus, ein ander Thier an seinen gefährlichen Posten zu bringen. Es bemühet sich, ein jüngeres, unerfahreneres Thier in der Nähe aufzujagen und solches zu nöthigen, daß es mit ihm laufen und fliehen muß. Wenn beyder Thiere Fehrtten genugsam untereinander vermischet sind, und das verfolgte Thier einem andern seine Gefahr aufgedrungen zu haben vermeynet, entflieht es weit schneller, als es zu jenem gekommen war, um selbiges dem betrognen Feind allein zum Gegenstande der Verfolgung und zum Schlachtopfer zu überlassen.

Weil indessen der Hund, vermöge häufiger Uebungen, Erziehung und eigenthümlicher Feinheit in den Empfindungen vor solchen Thieren einen grossen Vorzug hat, so läßt er den eigentlichen Gegenstand seiner Verfolgung niemals entweichen. Er unterscheidet richtig die vermengte Fehrtten, und entwickelt, ohne zu fehlen, die verschlungene Knoten des Leitfadens, der allein fähig ist, ihn zu seiner gesuchten Beute zu führen. Sein feiner Geruch läßt ihn keinen Irrgang des Labyrinths übersehen; er bemerkt alle die falsche Wege, worauf man ihn verführerisch zu locken gesucht

sucht hatte. Anstatt seine verfolgte Beute um einer andern willen, die er nicht suchte, zu verlassen, wird er, nach entdeckter List vielmehr noch erbitterter, verdoppelt seinen Eifer, gelanget endlich ans Ziel, fällt sein Opfer an, reißt es nieder und beschlückt seine Verfolgung mit Abkühlung seines Durstes und seines Hasses im Schweisse des erwürgten Thieres.

Die Neigung zur Jagd und zum Kricge scheint uns fast eben so natürlich, als den Thieren zu seyn. Kämpfen und jagen ist beynahe die einzige und vorzüglichste Beschäftigung wilder Menschen. Alle Fleisch fressende Thiere, welche natürliche Waffen und Stärke genug besitzen, werden von der Natur selbst zur Jagd angetrieben. Der Löwe und Tiger, deren außerordentliche Kräfte ihnen beständig einen gewissen Sieg versprechen, jagen ganz allein und ohne Kunst. Die Wölfe hingegen, Füchse und wilde Hunde jagen gesellschaftlich, verstehen und helfen sich einander, wechseln mit einander ab und halten bey erbeutetem Raube richtige Theilung. Ist nun, durchs Abrichten, diese natürliche Fähigkeit bey zahmen Hunden zu einer mehrern Vollkommenheit gebracht, haben sie einmal gelernt, ihre Hitze zu mäßigen und ihre Bewegung richtig abzumessen, sind sie erst an einen regelmäßigen Gang und an eine zu dieser Kunst nöthige Ordnung gewöhnet, so darf man von ihnen erwarten, daß sie allezeit kunstmäßig und mit bestem Erfolge jagen.

In wüsten Ländern und unbewohnten Gegenden giebt es wilde Hunde, deren Sitten in allen Stücken mit den Wölfen übereinkommen, außer daß man sie leichter zähmen kann. Sie totten sich in Menge zu
 Wüsth. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th.  sam

sammen, um gemeinschaftlich wilde Schweine und Ochsen, ja wohl gar Tiger und Löwen gewaltsam anzufallen. In Amerika haben diese wilde Hunde ihr Daseyn einer ursprünglich zahmen Rasse zu danken, welche von den Europäern daselbst abgesetzt worden. Einige von diesen entweder aus Unachtsamkeit oder aus Vorsatz in den Wüsten zurückgelassenen Hunden, vermehrten sich dermassen, daß man sie jetzt Heerdenweise in bewohnte Gegenden kommen, und sowohl das Zuchtvieh, als zuweilen gar die Menschen anfallen sieht. Man findet sich daher gedrungen, sie gewaltsam zu verjagen, und, wie andere wilde Thiere, zu erschießen. In der That sind alle Hunde wild, so lange sie die Menschen noch nicht kennen. Wenn man sich ihnen aber mit Freundlichkeit nähert, pflegen sie bald nachzugeben, sich mit den Menschen bekannter zu machen, ihrem Herrn aber sehr treu ergeben zu seyn. Der Wolf hingegen, wenn er auch in seiner ersten Jugend aufgefangen und im Haus erzogen wird, ist nur im ersten Alter zahm, verliert aber nie seine Raubbegierde und überläßt sich überlang oder kurz völlig seiner Neigung zum Raub und Verwüstung.

Der Hund ist ohnstreitig das einzige Thier, auf dessen Treue man sich verlassen kann; das einzige, welches immer seinen Herrn, und nächst ihm zugleich die Freunde des Hauses kennt; das einzige, welches die Annäherung eines jeden Unbekannten sogleich bemerkt. Nur allein der Hund versteht seinen Namen, und unterscheidet jede Stimme der Hausgenossen. Nur er allein ist mißtrauisch gegen sich selbst, und ruft seinen verlohrnen Herrn, den er nicht gleich wieder finden kann, durch ein klägliches Winseln. Der Hund

Hund allein ist fähig, auf einer langen Reise, die er nur einmal gethan, den Weg zu merken und wieder zu finden. Er ist unter allen Thieren das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten vorzüglich einleuchtend sind, und welches nie ohne glücklichen Erfolg abgerichtet wird ⁶⁵).

Wie aber das Naturel des Hundes vor dem Naturel aller andern Thiere, guter Eindrücke fähig und leicht

§ 2

65) Er heulet, wenn man ihn einsperret, und ein kleiner fällt immer einen grössern muthig an, wenn sich dieser an einem unbekanntem Ort einfindet, wo er noch kein Bürgerrecht erhalten. Ueberhaupt werden die Hunde leicht gegen einander aufgebracht. Zurweilen kann der geringste Knochen oder eine Liebkosung, die man dem einen anthut, ein Zankapfel werden, der unter ihnen Erbitterungen veranlasset. Eine Nachricht, welche Hr. von Leibniz der parisischen Akademie einsandte, zeigt, daß ein Hund, welcher einen Bauerjungen zum Sprachmeister hatte, sogar verschiedene Wörter, als Thee, Kaffee, Assemblee, vernehmlich aussprechen gelernt hatte. S. Hallen l. c. p. 474.

Von mehreren Hunden, welche verschiedene Wörter vernehmlich aussprechen konnten, von der Art, wie dieses geschehen und von dem, was man darüber urtheilen könne, lese man im 3 Bände der neuen Anmerk. über alle Theile der Naturlehre S. 534—536. Cf. *Mercur de France* Janv. 1728. *Biblioth. germanique* Tom. II. 1720. *Journ. de Trevoux* Mai. 1715. p. 908.

Ob die Hunde ihre Herrn auch vom Ansehen kennen? davon lese man in der *Gaz. litt. de Berl.* 71. p. 146.

leicht nach sittlichen Gründen zu lenken ist, so hat man ihn auch unter allen für dasjenige Thier zu halten, dessen Natur durch physischen Einfluß die meisten Abwechslungen und Veränderungen leidet. In seinem Temperament, in seinen Fähigkeiten und in seiner ganzen Leibesbeschaffenheit pfleget unbeschreiblich viel Mannigfaltigkeit zu herrschen, welche sich sogar bis auf die Bildung erstrecket. Man findet schon in einem und eben demselben Land einen merklichen Unterschied bey den Hunden; in unterschiedenen Himmelsstrichen aber ist eben dieser Unterschied so auffallend, daß man sie kaum für einerley Geschlecht halten sollte.

Die Verwirrung und Vermischung der mancherley Rassen ist so zahlreich, daß man sie kaum alle zu nennen vermag. Was für Mannigfaltigkeit und beträchtliche Verschiedenheiten in der Grösse, in der Leibesbildung, in der Länge der Schnauzen, in der Gestalt des Kopfes, in der Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in den Haaren, so wohl nach ihrer Farbe und Beschaffenheit, als ihrer Anzahl u. s. w.! Läßt sich also wohl bey diesen Thieren, ausser der Bildung des innern organischen Baues und dem Vermögen, sich durch einander zu vermehren, etwas wirklich Beständiges und Allgemeines angeben? Weil indessen auch diejenige Hunde, die sich in allen Stücken am stärksten von einander unterscheiden, dennoch zusammen fruchtbare Junge zeugen, die wieder zu Hervorbringung ihres Gleichen fähig sind, so läßt sich daraus augenscheinlich abnehmen, daß bey der grossen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit einzelner Hunde, sie doch alle zu Einem Geschlechte gehören ⁶⁶).

Bei der grossen Verschiedenheit der mannigfaltigen Gattungen, liegt ohnstreitig die Hauptschwierigkeit in

§ 3

66) Hr. Prof. Müller wundert sich l. c. daß alle in der Folge beschriebne Hunde für Abkömmlinge von einer einzigen Rasse oder bloß für Abweichungen sollen angesehen werden: da man es doch gut gefunden, die unterschiedene Affen und andere Thiere, die oft viel weniger von einander abweichen, zu besondern Arten zu machen. Wenn, (sagt er) vom Anfange der Welt nur eine einzige Hunderrasse gewesen, so glauben wir nicht, daß diese für sich selbst habe ausarten können, es müßte dann wenigstens noch eine zweite sehr abweichende Art zugegen gewesen seyn, mit welcher sich die erste habe belaufen können, um eine dritte Gattung hervor zu bringen. Aber auch dieses wäre noch nicht hinlänglich; denn die alsdann hervorgebrachte dritte Art hätte zur Begattung weder keine andere Wahl, als eine Art von väterlicher und mütterlicher Seite zu nehmen gehabt, und was könnte hieraus anders entstehen, als daß die Bastartart sich in der Fortpflanzung wiederum der Hauptart näherte? Mit hin müssen wohl unstreitig mehrere Arten vom Anfange gewesen seyn.

Vielleicht, fährt er fort, ist diese Meynung dadurch begünstiget worden, daß man geglaubet, es habe der Schöpfer von jedem Thiergeschlecht nur ein einziges Paar erschaffen; allein auch dieser Satz leidet viel Einwendungen. Die Fleischfressende Geschlechter würden in diesem Fall an einem Tage mit vielen Geschlechtern ein Ende gemacht haben. Sind aber von andern Thieren mehr Paare geschaffen gewesen, warum sollte man denn gerade von

in Entdeckung der ersten, ursprünglichen, oder derjenigen Rasse, welche man als die Mutter aller übrigen zu betrachten hat. Wer kann sich rühmen, die Wirkungen, welche der Einfluß des Himmelsstriches, der Nahrungsmittel u. s. w. bey diesem Geschlecht hervorgebracht, genau zu wissen? oder diese Wirkungen richtig von den Folgen der Vermischung unterschiedener Arten, so wohl in ihrem freyen, als zahmen Zustande, unterscheiden zu können? Diese Ursachen, einzeln oder zusammen genommen, sind allerdings hinlänglich, mit der Zeit auch die aller beständigsten Formen zu verändern. Das wahre Gepräge der Natur ist bey Gegenständen, womit sich der Mensch viel zu schaffen gemacht, den meisten Verfälschungen unterworfen.

Die unabhängige Thiere, die nach eigenem Gefallen den bequemsten Himmelsstrich und ihre schicklichste Nahrung suchen können, haben vom ursprünglichen Gepräge der Natur am wenigsten verlohren. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß wir bey solchen Geschlechtern, ein ziemlich ächtes Bild vom ersten und ältesten Thiere dieser Art, noch jetzt in den spätesten Nachkömmlingen erblicken. Alle Thiere hingegen,
welche

von den Hunden bloß die einzige ursprüngliche Rasse des Schäferhundes annehmen?

Hr. Daubenton selbst hat mehrere Hauptrassen angenommen, von welchen er die einfache und doppelte Blendlinge herleitet. Seiner Meynung würden wir also lieber beypflichten, hin und wieder aber andere Hunde zu den Hauptarten gewählt haben zc.

welche sich unter dem Joch der Menschen befinden von ihnen aus einem Himmelsstrich in den andern geschleppt, welche dadurch zu anderm Futter, zu andern Berrichtungen und einer ganz andern Lebensart gezwungen worden, mußten auch ihre Gestalt nothwendig mehr, als andere, verändern. In der That ist auch die Verschiedenheit unter zahmen Thieren viel sichtbarer und häufiger, als unter den wilden. In so fern demnach unter allen zahmen Thieren der Hund sich immer am nächsten um die Menschen befindet, folglich auch, wie die Menschen, am unordentlichsten lebet; in so fern er noch überdies von seinen innern herrschenden Empfindungen am stärksten zur Gelehrigkeit und zum Gehorsam angetrieben wird, auch zu Annnehmung aller Arten von Eindrücken, folglich auch zu Duldung alles Zwanges, die vorzüglichste Fähigkeit besitzt, darf man sich gar nicht wundern, wenn das Geschlecht der Hunde unter allen Thieren uns die meiste Verschiedenheiten in Ansehung der Figur, der Bildung, der Farbe und anderer Eigenschaften zeigt.

Das sind noch nicht einmal die Ursachen alle, welche diese Veränderungen bewirken. Es vereinigen sich noch allerley Umstände, sie recht merklich zu machen. Das Leben des Hundes ist gemeiniglich nur von kurzer Dauer, indessen verbraucht er es zu öfterer und zahlreicher Vermehrung seines Geschlechtes. Weil er sich nun fast beständig unter menschlicher Aufsicht befindet, und weil sich, durch einen in der Natur nicht ungewöhnlichen Zufall gefüget haben kann, daß an einigen Hunden gewisse stark einleuchtende oder sonderbare Verschiedenheiten bemerkt wurden, so ist man ohnstreitig sogleich darauf bedacht gewesen,

diese besondere Arten durch die Begattung fortzupflanzen, wie es noch heut zu Tage geschieht, wenn man die Absicht hat, neue Abänderungen von Hunden oder andern Thieren zu erhalten. Darzu kömmt noch folgender Umstand. Man darf zwar als ausgemacht annehmen, daß alle Thiergeschlechter, in Ansehung ihres ersten Ursprunges ein gleiches Alter haben; bey solchen Gattungen aber, deren einzelne Thiere nur eine kurze Zeit leben, muß die Anzahl der Fortpflanzungen von der Schöpfung an, weit beträchtlicher, auch müssen ihre Verschiedenheiten, Veränderungen und Aueartungen selbst viel merklicher, als bey solchen Thieren seyn, die ein viel entfernteres Lebensziel haben, weil die erstern von ihrem Stamme nothwendig viel weiter, als die letztern entfernert sind.

Der Mensch ist jcho seinem Stammvater Adam wenigstens achtmal näher, als die jetzigen Hunde dem ersten ihres Geschlechts, weil der Mensch achtzig, der Hund aber nur zehn Jahre zu leben hat. Wenn wir also annehmen wollten, diese beyde Geschlechter sollten, aus welcher Ursach es auch wäre, gleich stark ausarten, so müßte diese Veränderung, an den Hunden jetzt wenigstens achtmal stärker und merklicher, als bey den Menschen seyn.

Die kleine Thierchen, deren ganzes Leben sich auf den kurzen Zeitraum eines einzigen Tages einschränkt, folglich so kurz ist, daß ihr Geschlecht sich alle Jahre durch die Zeugung erneuert, sind nothwendig allen Verschiedenheiten und allen Arten von Veränderungen unendlich mehr, als andere Thiere, ausgesetzt. Eben dieses läßt sich auch von Sommergewächsen in Vergleichung mit andern Pflanzen behaupten. Es
gibt

giebt sogar einige, durch die Kunst hervorgebrachte oder gleichsam erzwungne Gewächse. Das Getreide z. B. gehört unter die Pflanzen, welche der Mensch dermassen verändert hat, daß man sie nirgends mehr in ihrem natürlichen Zustand antrifft. Zwar bemerkt man etwas Aehnliches am Getreide mit dem Tresp, den Grasen, dem Hundszahn und andern Wiesenkräutern; es ist aber nicht ausgemacht, unter welches von diesen Geschlechtern man es eigentlich bringen sollte. Da es alle Jahre von neuem wächst, und der Mensch, in so fern es ihm zur Nahrung dienet, auch den meisten Fleiß auf dessen Anbau verwendet, so ist auch die Natur desselben stärker, als irgend eines andern Gewächses, verändert worden. Der Mensch kann also nicht allein alle einzelne Wesen in der Welt sich zinsbar machen, und entweder zu seinen Bedürfnissen oder zu seinem Nutzen verwenden, sondern es steht sogar bey ihm, die Gattungen mit der Zeit zu verändern, zu verbessern und ihnen mehrere Vollkommenheiten zu ertheilen. Welch ein vorzügliches Recht, das er über die Natur selbst erhalten zu haben scheint! Durch die Verwandlung einer unfruchtbaren Pflanze in ein höchst nutzbares Getreide bewies er sich gleichsam als Schöpfer, ohne jedoch darauf stolz seyn zu dürfen, weil er nicht anders, als im Schweisse seines Angesichts und durch wiederholte Bearbeitungen, dieses oft saure Stückchen Brod, welches zu seinem Unterhalte dienet, aus dem Schoosse der Erde hervor bringen kann.

Alle Gattungen also von Gewächsen so wohl, als von Thieren, womit sich der Mensch vorzüglich beschäftigt hat, sind auch durch ihn am stärksten verändert worden. Da nun diese Veränderung zuweilen

sich Truppmweise versammeln, um sich mit Löwen, Tigern u. s. w. in blutige Kämpfe einzulassen. Andere die keine Vergleichung zwischen den wilden Hunden auf Sankt Domingo und unsern Windspielen anstellen, schildern sie bloß ⁶⁹⁾ als Hunde mit einem platten und langen Kopf, einer langen Schnauze, wilden Miene, schlanken und magern Leib, die sehr schnell im Laufen, im Jagen sehr vollkommen, und ohne viel Mühe zahm zu machen sind, wenn sie ganz jung eingefangen werden.

Diese wilde Hunde sind also außerordentlich mager und flüchtig. Da sich nun außerdem das Windspiel vom Bauer: oder Hirtenhund nicht sonderlich unterscheidet, so ist wahrscheinlich, daß alle diese wilde Hunde vielmehr von dieser letzten Rasse abstammen, als

Hunde, welche sich sogar an Elephanten wagen, und an den Küsten von Kongo, Angola und Bengala wild herum laufen, pflegen wenigstens den Einwohnern, die sie häufig fangen und schlachten, kein Leid anzuthun. Auf der Insel Juan Fernandez aber, im westlichen Südamerika, wurden die Eingeländer von solchen Heerdenweise herumstreifenden wilden Hunden angefallen. Dagegen hatten die Leute von dem verunglückten Schiffe, der Wager, in den entlegensten Orten vom östlichen Südamerika junge wilde Hunde gefangen und mitgenommen, die nicht allein sehr zahm wurden, sondern ihnen auch alle Treue bewiesen. s. Müller l. c p 213. M. . .

69) S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

als wirkliche Windspiele sind. Die Sache wird noch wahrscheinlicher durch das Vorgeben der alten Reiserbeschreiber, daß die einheimische Kanadensische Hunde, gleich den Füchsen mit in die Höhe gerichteten Ohren versehen und unsern Bauer- oder Schäferhunden von mittlerer Grösse ziemlich ähnlich ⁷⁰⁾, bey den Wilden Einwohnern der antillischen Inseln ebenfalls mit sehr langen Köpfen und Ohren bezeichnet und von den Füchsen an Gestalt nicht sehr unterschieden wären ⁷¹⁾; ferner daß die peruanischen Indianer lange nicht alle in Europa gewöhnliche Arten von Hunden, sondern vielmehr nur grosse und kleine hätten, welche sie *Alfo* nenneten ⁷²⁾; daß die Hunde der amerikanischen Meerenge häßlich, mit langen, struppigen Haaren bedeckt, und folglich ebenfalls mit steifen Ohren begabet wären ⁷³⁾. Bey dem allen läßt sich also nicht mehr zweifeln, daß die einheimische amerikanische Hunde, die vor Entdeckung dieser neuen Welt gar keine Gemeinschaft mit Hunden aus unsern Himmelsstrichen hatten, so zu sagen alle nur von einer einzigen Art gewesen, und daß unter allen
Arten

70) *S. Voyage du Pais des Hurons, par Sabard Theodat, Recoller. à Par. 1672. p. 310. 311.*

71) *S. Hist. gener. des Antilles, par le Pere du Tertre. à Par. 1667. Tom. II. p. 306.*

72) *S. Hist. des Incas. à Par. 1744. Tom. I p. 265. Voyage de Wafer, imprimé à la Suite de ceux de Dampier Tom. IV. p. 223.*

73) *S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amérique. à Par. 1721. Tom. V. p. 195.*

die einheimische Hunde spitzige Schnauzen, steife Ohren, einen langen und nachschleppenden Schwanz, dünnes, aber langes und allemal struppicht Haar tragen, auch vortrefliche Beschützer der Heerden sind ⁷⁸⁾, folglich mit unsern Schäferhunden in Ansehung

der Jagd antreffen, ihnen bis auf den Sammelplatz nachfolgen und ohne Scheu daselbst so viel nehmen können, als ihnen beliebt, weil es ihnen die wilde Hunde großmüthig überlassen. Zu Hr. Kolbens Zeit haben sie öfters auf einmal sechzig bis achtzig Schafe niedergerissen.

III.

78) Die Sottentottische Hunde, sagt Hr. Kolbe im angef. Buche S. 162. ic. führen bey Tage das Vieh auf die Weide und treiben es fort, so bald ihren Herrn die Reihe zu hüten trift. Vielleicht ist kein europäischer Fleischer, oder Schäferhund im Stande, das Vieh so gut beyammen zu halten und anzutreiben. Während des Zuges erhalten sie die Heerden in der besten Ordnung. Gelangen sie auf den Weideplatz, so sind alsdann die Hunde unaufhörlich beschäftigt, entweder die zerstreute Stücke herbey zu treiben und beyammen zu halten, oder in der Nähe auszuspiiren, ob kein gefährliches Thier vorhanden sey. Dieses alles thun sie, ohne dazu aufgemuntert zu werden. Sie streifen, gleich einer ausgeschickten Parthey in Haufen umher. So bald die Dörfer des Nachts um den Kraal herum angebunden, und die Leute in ihren Hütten zur Ruhe gegangen sind, läßt man alle Hunde heraus, damit sie das Vieh gegen den Anfall der Feinde bewachen. Sie verrichten dieses mit bewundernswürdiger Sorgfalt, und wissen

aller

hung der Gestalt so wohl, als ihres natürlichen Triebes, übereinkommen; daß auch in andern und noch heissern Himmelsstrichen, als in Madagaskar 79), Madera 80), Kalikut 81) und Malabar 82), die einheimische Landhunde mit langer Schnauze, und spitzigen Ohren versehen, und unsern Hirtenhunden ziemlich ähnlich sind; daß ferner, wenn man auch wirklich Bauernhunde, spanische Wachtelhunde, Budels, Bullenbeißer, Jagdhunde, Windspiele u. s. w. dahin brächte, sie doch gleich bey der zwoten oder dritten Fortpflanzung ausarteten; und daß endlich in den allerheissesten Ländern, wie z. B. in Guinea 83) diese Ausartung noch hurtiger geschiehet, weil die

aller nächtlichen Freybeuterey gefräßiger Raubthiere, glücklich Einhalt zu thun.

Hr. Hallen sagt von diesen Hunden l. c. p. 492. sie haben einen kleinen Kopf und sehr spitzige Schnauze. Die meisten sind aschfarbig, etwan eine Elle hoch und 1½ Ellen lang. Sie tragen ihre zugespitzte Ohren steif in der Höhe.

III. . .

79) S. Voyage de Flacourt à Paris 1661. p. 152.

80) S. Voyage d'Innigo de Biervillas. à Par. 1736. Tom. I. p. 178.

81) S. Voyage de François Pyrard, à Paris 1619. Tom. I. p. 426.

82) S. Voyage de Jean Ovington, à Par. 1725. Tom. I. p. 276.

83) S. Hist. generale des voyages par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229.

die Hunde daselbst in Zeit von drey oder vier Jahren ihre Stimme gänzlich verändern ⁸⁴⁾, und lauter Junge mit steifen Ohren, wie die Füchse, zeugen. Ueberhaupt schreibt man von den dasigen Hunden, sie wären besonders häßlich, mit langen, steifen Ohren, einem langen, spizigen Schwanz, und mit gar feinen Haaren versehen. Sie wären über den ganzen Leib nackend, meistens gefleckt, oft auch etrusbig, kurz: häßlich anzusehen und noch häßlicher anzufühlen.

Es läßt sich hieraus bereits ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spiz oder Schäferhund, sich der ursprünglichen Rasse dieses Geschlechts am allermeisten näherte, weil die Hunde in allen von wilden oder halb gesitteten Menschen bewohnten Ländern, dieser Art von Hunden mehr, als irgend einer andern gleichen, weil man auch auf dem ganzen visten Lande der neuen Welt von keinen andern etwas wahrgenommen, und sie auch nur allein in den südlichen und nördlichen Theilen unsers visten Landes antrifft; weil sie ferner in Frankreich, wo sie Hunde von Brie heißen, und in andern gemäßigten Himmelsstrichen, in grosser Menge vorkommen; ob man gleich sich mehr bestrebet hat, die angenehmeren Hundearten daselbst fortzupflanzen und mehr zu vielfältigen, als diese zu erhalten, die bloß nützlich, aber nicht reizend, folglich verachtet und bloß den Bauern

84) In der Kästnerischen Uebersetzung wird noch hinzugefügt: sie hörten dann auf zu bellen und pflegten bloß ein trauriges Geheul von sich hören zu lassen.

ern überlassen worden ist, die selbige zur Bewachung ihrer Heerden brauchen.

Erwäget man hierbey noch, daß die Bauernhunde, bey aller ihrer Häßlichkeit oder ihrem traurigen und wilden Ansehen, doch andere an natürlichen Trieben und Fähigkeiten übertreffen, einen bestimmten, eigenthümlichen Charakter besitzen, wozu die Erziehung nichts beytragen, daß diese nur allein keiner Zucht bedürfen, sondern bloß durch ihr Naturell abgerichtet und angetrieben werden, die Heerden mit einer ausserordentlich emsigen Wachsamkeit und Treue zu hüten, sie mit einer bewundernswürdigen und nicht erst erlerneten Klugheit zu führen, durch ihre angebohrne Fähigkeit die Ruhe ihrer Herrn zu befördern, und ihre Bewunderung auf sich zu ziehen; da es hingegen viel Zeit und Mühe kostet, andere Hunde gehörig abzurichten und zu ihrer Bestimmung geschickt zu machen; so wird man in der Meynung immer mehr bestärket, daß dieses der wahre, natürliche Hund, welchen die Natur zum größten Nutzen der Menschen hervorgebracht, welcher auch die meiste Ähnlichkeit mit der allgemeinen Ordnung der belebten Geschöpfe hat, wovon immer eines des andern Bestandes bedarf, kurz derjenige Hund sey, welcher als der Stamm und als das Muster des ganzen Geschlechtes betrachtet werden muß.

Wie die Menschen in den mitternächtlichen eiskalten Ländern rauh, enstelt und klein erscheinen; wie man in Lappland, Grönland und andern unmäßig kalten Ländern erst lauter kleine, häßliche Menschen, hernach aber in den angrenzenden gelindern Himmelsstrichen das schöne Siämändische, Danische Volk u. s. w.

antritt, welche in Ansehung der Gestalt, Farbe und langem Wuchs, vielleicht unter allen Menschen die schönste vorstellen; so wird man auch beim Hundegeschlecht eben diese Ordnung, eben dieses Verhältniß gewahr. Die lappländische Hunde sind ausser ihrer häßlichen Gestalt, nicht allein sehr klein, sondern auch nicht über einen Fuß lang ⁸⁵⁾. Die siberische sind wohl nicht so ungestaltet, sie haben aber doch noch steife Ohren, auch ein plumpes und wildes Ansehen. Dagegen trift man in den benachbarten Gegenden, wo sich die schöne Menschen aufhalten ⁸⁶⁾, deren wir oben gedacht haben, die schönsten, ansehnlichsten und größten Hunde. Die tartarische, albanische, in den mitternächtlichen Gegenden sich aufhaltende, griechische, dänische und irrländische Hunde, werden mit Recht allen andern an Grösse, Stärke und Kräften vorgezogen. Man spannt sie daher gemeintlich für die Wagens. Diese Art, welche wir irrländische Hunde nennen wollen, ist von sehr alten Herkommen, und hat sich, ob wohl in geringer Anzahl, in dem Himmelsstrich erhalten, unter welchem sie entstanden war. Bey den Alten hießen sie epirische oder albanische Hunde. Plinius erzählet, mit vieler ausgeschmückten Beredsamkeit, den Kampf eines dieser Hunde mit einem Löwen, und hernach mit einem Elephanten ⁸⁷⁾.

Diese

85) S. Il genio vagante. Tom. II. p. 13.

86) Man lese hierpon den Viten Theil der allgem. Geschichte, in dem Abschnitte von den Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechtes.

87) Indiam petenti Alexandro magno, Rex Albaniae dono dederat inusitatae magnitudinis unum, cujus specie

Diese Hunde übertreffen unsre stärkste Bauernhunde weit an Grösse. In Frankreich sieht man sie nur so selten, daß mir selbst nur ein einziger zu Gesichte gekommen, der mir im Sitzen beynahe fünf Schuh hoch zu seyn, und in Ansehung der Gestalt dem sogenannten grossen dänischen Hunde ⁸⁸⁾ zu gleichen schien. Doch unterschied er sich von diesem merklich durch seine ungeheure Grösse. Dabey war er ganz weiß und von ungemein sanftem und ruhigen Naturell.

Kömmt man hernach in die noch gemäßigtern Himmelsstriche, als nach Engelland, Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien, so kann man

§ 3

darauf

specie delectatus, jussit ursos, mox apros et deinde damas emitti, contemptu immobili jacente eo; quâ fegnitie tanti corporis offensus Imperator generosi spiritus, eum interimi jussit. Nunciavit hoc fama Regi; itaque alterum mittens, addit mandata, ne in parvis experiri vellet, sed in Leone Elephanto e, duos sibi fuisse; hoc interempto, praeterea nullum fore. Nec distulit Alexander, leonemque fractum protinus vidit. Postea Elephantum jussit induci, haud alio magis spectaculo laetatus. Horrentibus quippe per totum corpus villis, ingenti primum latratu intonuit, moxque increvit assultans, contraque belluam exurgens hinc et illinc artificii dimicatione, quâ maximè opus esset, infestans atque evitans, donec assidua rotatam vertigine affixit, ad casum ejus telure concussa. Plinii Hist. Nat. Libr. VIII.

88) Man sehe die Kupferplatte mit dem grossen dänischen Hunde. Nro. XXII.

darauf rechnen, Menschen und Hunde von allerley Rassen anzutreffen. Der Grund einer so grossen Mannigfaltigkeit muß zum Theil im Einfluß des Himmelsstriches, zum Theil aber in der Zusammenkunft und Vermischung fremder und von einander stark abweichender Arten gesucht werden, die allmählig eine grosse Menge von unterschiedenen vermischten Rassen oder Blendlingen hervorbrachten, deren wir hier nicht gedenken wollen, weil sie Hr. Daubenton 89) nicht allein beschreiben, sondern auch alle wieder unter die reine Rassen gesetzt hat, von welchen sie entsprossen waren. Doch wollen wir, so viel in unserer Gewalt ist, alle Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten berühren, welche die Pflege, Wartung, Nahrung und der Himmelsstrich bey diesen Thieren hervorbringen konnten.

Der grosse dänische Hund 90), der Bauernhund oder Spitz 91) und das Windspiel 92) sind, wenn gleich bey dem ersten Anblick ihr Unterschied noch so gross zu seyn scheint, gleichwohl nur einerley Art von Hunden. Im grossen dänischen erblickt man weiter nichts, als einen stärkern und stammhastern Bauernhund, welcher

89) S. unsern Anhang an diesem Artickel von den Hunden.

90) S. die Platte mit dem grossen dänischen Hund. Nro. XXII.

91) S. die Platte mit dem Spitz. Nro. XXI.

92) S. die Platte mit dem Windspiel. Nro. XXIII. fig. 2.

welcher sich im Windspiel schlanker und gestreckter darstellt. An beyden blicken die Vortheile der mehrern Wartung deutlich hervor. Zwischen einem grossen Dänischen, einem Bauern- und einem Windhund ist aber kein weiterer Unterschied wahrzunehmen, als zwischen einem Holländer, Franzosen und Italiäner. Nimmt man also den Bauernhund für den ursprünglichen oder vielmehr für den einheimischen Hund in Frankreich an, so müßten in einem kältern Himmelsstrich von ihm der grosse dänische Hund, in einem wärmern aber das Windspiel erzeugt worden seyn. Und findet man dieses nicht wirklich durch die Erfahrung bestätigt, in so fern wir die grosse dänische Hunde aus nördlichen Ländern, das Windspiel aber aus Konstantinopel und aus der Levante bekommen? Der Spitz oder Hirtenhund ⁹³⁾, der Wolfshund ⁹⁴⁾ und jede Gattung desselben, die wir den siberischen Hund ⁹⁵⁾ nennen, sind eigentlich alle drey nur einerley Hunde. Man könnte diesen sogar noch die Hunde der Lappländer, Kanadenser, der Sottentotten und alle andere Hunde mit steifen Ohren an die Seite setzen. Der einzige Umstand, wodurch sie sich von dem Schäferhund hauptsächlich unterscheiden, besteht in der veränderlichen Laibesgrösse, weil sie bald mehr oder weniger stammhaft und mit einem bald mehr oder weniger groben, langen und dichten Haar bedeckt sind.

§ 4

Den

93) S. die Platte vom Schäferhund. Ebend. fig. 1.

94) S. die Platte vom Wolfshund. Nro. XXIV.

95) S. die Platte vom siberischen Hund. Nro. XXV. fig. 1.

Den Jagdhund ⁹⁶⁾, Spürhund ⁹⁷⁾, Dachshund ⁹⁸⁾, Budel ⁹⁹⁾, und so gar den spanischen Wachtelhund ¹⁰⁰⁾, hat man als einerley Hunde zu betrachten. Sie haben fast einerley Gestalt und natürliche Triebe. Ihr Unterschied besteht größtentheils in der Höhe der Beine und in der Breite der Ohren, welche letztere doch bey allen diesen Hunden lang, weich und herabhängend erscheinen. Sie gehören sämtlich unter diesem Himmelsstrich zu Hause, und mir scheint es unbillig zu seyn, wenn man den so genannten bengalischen Spür- oder Tigerhund ¹⁾, der bloß an der Beschaffenheit seines Felles vor unserm Spürhund abweicht, von ihnen trennen wollte.

Ich kann mich nicht überreden, daß dieser Hund ursprünglich aus Bengalen oder andern indianischen Orten komme, oder daß er, wie einige vorgeben, gerade der indianische Hund sey, von welchen die Alten, wenn sie eben seiner gedenken, behaupten wollen, er sey von einem Tiger und einer Hündin entsprossen; denn eben dieser Hund ist in Italien schon vor mehr
als

96) S. die Platte vom Jagdhund. Nro. XXVI.

97) S. die Platte vom Spürhund. Nro. XXVII.

98) S. die Platte vom Dachshund. Nro. XXIX.

99) S. die Platte vom Budel. Nro. XXX. fig. 1.

100) S. die Platte vom spanischen Wachtelhund. Nro. XXXI. fig. 1.

1) S. die Platte vom bengalischen Spürhund oder Tigerhund. Nro. XXVIII.

als hundert und funfzig Jahren als ein Hund bekannt gewesen, der nicht für einen aus Indien abstammenden, sondern für einen gewöhnlichen Spürhund angesehen worden ²⁾).

In Engelland, Frankreich, Deutschland u. s. w. scheinen die Jagd- Spür- und Dachshunde vornämlich zu Hause zu seyn. In wärmern Himmelsstrichen, als in der Türken und Persien, pflegen sie gleich auszuarten. Spanien hingegen und die Barbarey sind eigentlich das Vaterland der spanischen Wachtelhunde und Budel. Die Temperatur dieser Himmelsstriche verschafft allen Thieren längere, seidenartigere und feinere Haare, als diese in irgend einem andern Lande bekommen würden.

Der Bullenbeißer oder die englische Dogge ³⁾ und der Hund, welchen man im sehr uneigentlichen Verstande den Kleinen dänischen Hund ⁴⁾ zu nennen pflegt, weil er mit dem grossen dänischen Hund bloß

§ 5

die

2) *Canis Sagax*, (vulgò *Brachus*), heißt es bey dem Aldrovand, an unius vel varii coloris sit, parum refert; in Italia eligitur varius et maculosae lyncei perfimilis, cum tamen niger color vel albus aut fulvus non sit spernendus. De *Quadrup. digit. vivip.* Libr. III. p. 552.

3) S. die Platte vom Bullenbeißer. Nro. XXXVI. fig. 1.

4) S. die Platte vom Kleinen dänischen Hund. Nro. XXXIV. fig. 1.

die kurze Haare gemein hat, der türkische ⁵⁾ und, wenn man will, auch der isländische Hund ⁶⁾, stellen ebenfalls nur eine Gattung vor, welche in einem so kalten Himmelstrich, als Island ist, einen dickern Pelz angeleget, in den sehr heißen Ländern aber, wie Afrika und Indien, die warme Bedeckung wieder abgelegt haben mag. Es ist ein wirklicher Irrthum, wenn man den ganz kahlen, den türkischen Hund nennet, weil in dem gemäßigten Himmelstrich der Turkey ein Hund unmöglich, desto leichter aber in Guinea und in den heißesten Gegenden Indiens, die Haare verlieren kann. Man hat sich daher unter dem türkischen bloß einen kleinen dänischen Hund vorzustellen, welcher, durch den zufälligen Aufenthalt in den heißesten Ländern, wo er hingebracht worden, seine Haare verlohren, dessen Rasse man hernach in die Turkey gebracht, und in diesem Lande mit Sorgfalt und Mühe zu vermehren gesucht hat.

Die erste Hunde dieser Art, welche man in Europa gesehen, waren zu Aldrovands Zeiten, wie er berichtet, nach Italien gebracht worden, sie haben sich aber da, seiner Ausfage nach, weder halten, noch vermehren können, weil der Himmelstrich für ihre Zärtlichkeit viel zu kalt gewesen. Da inzwischen Aldrovand von diesen kahlen oder nackichten Hunden keine weitere Beschreibung liefert, so können wir auch nicht sagen, ob sie unsern sogenannten türkischen Hunden

5) S. die Platte vom türkischen Hund. Nro. XXXV. fig. 1.

6) S. die Platte vom isländischen Hund. Nro. XXV. fig. 2.

den ähnlich waren und ob man sie folglich mit unter die kleine dänische Hunde zu rechnen habe; weil in den allerheißesten Ländern alle Hunde, von welcher Art, oder aus welchem Lande sie auch seyn mögen, kahl werden 7), und, wie schon erinnert worden, so gar die Stimme verlieren. In einigen Ländern sind sie gänzlich stumm, in andern vergeht ihnen bloß das Vermögen zu bellen; sie heulen dann entweder, gleich den Wölfen, oder gelfern, wie die Füchse, und scheinen auch durch diese Veränderung ihrem natürlichen Zustande wieder näher zu kommen. Denn sie pflegen auch andere Gestalten und andere Naturtriebe anzunehmen. Sie werden häßlich 8) und bekommen zugleich steife, spitzige Ohren.

Man

7) *S. Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229.*

8) *Voyage de la Boullaye le-Gouz. à Par. 1657. p. 257. Voyage de Jean Ovington. à Par. 1725. Tom I. p. 276. Histoire universelle des Voyages par du Ferrier de Montfrasier. à Par. 1707. p. 344. &c. Vie de Christophe Colomb. à Par. 1681. I Partie p. 106. Voyage de Bosman en Guinée &c à Utrecht 1705. p. 240. Histoire générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229.*

U. D. V.

Hr. Hofmann sagt ausdrücklich, in seiner Reise nach Guinea, Hamb. 1708. p. 282. Die Hunde pflegen sich in hiesigen Landen, schon beim ersten Wurf, ungemein zu verändern. Die Ohren werden lang und so steif, wie bey den Füchsen, auch meistens von eben solcher Farbe. In Zeit von drey oder vier Jahren werden sie so gräßlich, daß man sich scheuet, sie anzusehen. Sie verlieren auch gänzlich

Man hat auch angemerkt, daß die Hunde nur in gemäßigten Himmelsstrichen ihr Feuer, Muth, Verschlagenheit und andere ihnen eigne Fähigkeiten erhalten. Ihr Verlust an allen diesen Vorzügen ist also sehr beträchtlich, wenn sie unter allzuheiße Himmelsstriche gebracht werden. Es hat aber dennoch das Ansehen, als ob die Natur überhaupt nichts ganz Unnützes habe hervorbringen wollen, weil die Hunde in den Ländern, wo sie nicht zu gleichen Absichten, als bey uns, tauglich sind, mit Appetit verzehret werden. Die Neger schätzen das Hundefleisch höher, als das Fleisch aller andern Thiere. Man bringt bey ihnen die Hunde ordentlich zu Markte. Sie werden von den Einwohnern theurer, als Schöpfe und Ziegen, ja noch theurer, als altes Wildpret, bezahlet. Kurz, bey den Schmäusen der Neger ist ein gebratener Hund allemal das herrlichste Gerichte 9).

Man

lich die Kraft zu bellen, wenn sie drey oder viermal Junge gehabt. Denn das Bellen der Hunde, die man hieher bringt, scheint einem entsetzlichen Geheule viel ähnlicher, als einem Gebelle.

Die Schwarzen glaubten daher mit vieler Zuversicht, unsere Hunde müßten auch sprechen können, weil sie so vernehmlich bellten, und pflegten aus diesem Grunde diese Ausländer, wegen ihrer guten Mundart, sehr hoch zu halten.

17. . .

9) S. Bossmanns Beschreibung von Guinea. I. cit. Gefochte junge Hunde sind bey den egyptischen Frauenzimmern ein sehr beliebtes Gerichte. Sie haben bey dessen Genuß auch noch eine besondere Absicht.

Man könnte zwar muthmassen, der herrschende Geschmack der Neger am Fleisch solcher Thiere habe
viel:

Absicht, weil sie glauben, dieses Gerichte trage vieles bey, eine aufgeschwollne, schlappe Fettigkeit, welche mit zur egyptischen Schönheit gehöret, zu erlangen. Die Karthaginenser waren vor Zeiten wegen des Hundefleischessens vorzüglich berühmt, und wurden daher *Canarii* oder Hundefresser genannt, welche Benennung, nach Hrn. Shaw in seinen Reisen, Leipz. 1765. p. 61., den Saabiern im Königreich Algier noch heutiges Tages zukömmt. Zu eben dieser Klasse gehören auch die Chineser, Kalmucken und Samojeden. Zu Angola, wo die Hunde gemästet, geschlachtet und auf dem Markte verkauft werden, kann man zuweilen für einen grossen fetten Hund an zwey und zwanzig Sklaven bekommen, ob gleich einer von diesen Sklaven gemeinlich zu zehn Dukaten gerechnet wird.

Wenn in diesen Ländern jemand so ehrgeizig ist, sich adeln lassen zu wollen, verschafft er sich, wie Hr. Sallen l. c. p. 492. versichert, den Zutritt zum König und zu dieser Würde dadurch, daß er bey Gelegenheit dem König ein verdienstvolles Geschenk mit einigen fetten Hunden machet.

Die Grönländer haben auf den sogenannten Hundsinselfn, ganze Hundezuchten und Kolonien von etlichen tausenden, welche sie mit Seemoos, Muscheln und Robbenspeck füttern, um sie hernach zu fangen und zu schlachten. Diese Hunde, welche von einer sehr trägen Art sind, gehören ebenfalls unter die stummen, welche nicht bellen können.
Hebri-

vielleicht seinen Grund in der veränderten Beschaffenheit dieses Fleisches, wenn es etwan, ohnerachtet seines schlechten Geschmacks in unsern gemäßigtern Himmelsstrichen, unter diesen brennenden Himmelsstrichen einen vorzüglichern Geschmack annähme. Allein ich denke hierbey ganz anders und glaube, daß es hierbey vielmehr auf die unterschiedene Naturen der Menschen, als der Hunde ankomme, weil die kanadensische Wilden, die ein kaltes Land bewohnen, das Hundefleisch eben so hoch schätzen, als die Neger, und sogar unsre Missionarien selbiges zuweilen sonder Eckel genossen haben. "Ben ihren Schmäusen, sagt der „Pater Sabard Theodat, genüssen sie das Hundefleisch statt der Schöpfe. Da ich ihren Hundefleisch unterschiedenemale ben gewohnt, muß ich offenberzig bekennen, daß ich, ohnerachtet des anfänglich empfundenen Abscheues, kaum zweymal davon gekostet hatte, als ich das Hundefleisch in der That wohl schmeckend, und im Geschmacke dem Schweinefleisch ähnlich fand" 10).

Unter allen wilden Thieren sind in unsern Himmelsstrichen der Wolf und Fuchs diejenigen, welche mit unsern Hunden, besonders mit den steiföhrigen oder Schäferhunden, die von mir als der Stamm und das Muster des ganzen Geschlechts betrachtet werden,

Uebrigens lese man von den Hundefressern ein mehreres in *Kundmanni rar. nat. et artis* p. 1055.

M. . .

10) *S. Voyages au Pays des Hurons par le P. Sabard Theodat, Recollet, à Par. 1632. p. 311.*

werden, am allernächsten übereinkommen. Da ich sie nun, in Absicht ihres innern Baues, einander fast ganz ähnlich, auch äusserlich nur eine sehr unbedeutliche Verschiedenheit wahrnahm, verfiel ich darauf, einen Versuch zu machen, ob sie wohl mit einander sich paaren und etwas zusammen zeugen würden. Ich hoste sie dahin zu bringen, sich wenigstens mit einander zu belaufen, und glaubte, wenn sie auch keine fruchtbare Thiere zeugen könnten, von ihnen wenigstens gewisse Bastarten zu erhalten, welche von der Natur oder von den Eigenschaften beyder Eltern etwas angenommen hätten. Ich liess daher eine Wölfin von zween bis drey Monathen, die man im Wald gefangen hatte, mit einem eben so alten Bauernhund erziehen. Man hatte sie beyde ganz allein, in einem grossen Hof eingesperrt, wohin keinem andern Thier der Zugang offen, und wo ihnen alle Gelegenheit, sich zu verbergen, gelassen war. Keines von diesen beyden Thieren, hatte noch ein anderes von seinem Geschlechte, nicht einmal einen andern Menschen, als den einzigen gesehen, der ihnen ihr tägliches Futter bringen mußte. Drey Jahre hindurch bewahrete man sie auf diese Weise, immer mit gleicher Sorgfalt und ohne ihnen irgend einen Zwang, viel weniger aber Ketten anzulegen. Im ersten Jahre spielten diese Thiere beständig mit einander, und schienen viel Zuneigung gegen einander zu empfinden. Im zweyten Jahr fiengen sie schon an, sich den Fraß streitig zu machen, ob sie gleich damit überflüssig versorgt wurden. Allemal war die Wölfin die Urheberin des Streites. Man setzte ihnen gemeinlich Fleisch und Knochen in einer grossen hölzernen Schüssel vor. Die erste Sorge der Wölfin war allemal, nicht gleich über das Fressen herzufallen, sondern vor
allen

allen Dingen den Hund weg zu jagen. Wenn dieses geschehen, faßte sie die Schüssel so geschickt beym Rande, daß von dem, was darauf lag, nichts herunter fallen konnte, und säumte nicht, mit ihrer Beute die Flucht zu ergreifen. Da ihr nun der Ausgang allenthalben versperrt war, habe ich sie wohl fünf, auch sechsmal an der Mauer des Hofes rings herum laufen, ihre Schüssel aber immer schnur gerade zwischen den Zähnen halten gesehen. Sie setzte dieselbe zuweilen bloß in der Absicht einen Augenblick auf die Erde, um frischen Athem zu schöpfen, mit sichtbaren Heißhunger etwas vom Fleische zu verschlucken, den Hund aber, wenn er sich unterstand, ihr näher zu kommen, grimmig anzufallen. Der Hund war zwar stärker, aber auch viel sanftmüthiger, wenigstens nicht so grimmig, als die Wölfin. Aus billiger Besorgniß für sein Leben, ward ihm demnach ein Halsband umgelegt.

Nach dem zweyten Jahr fielen unter ihnen schon stärkere und häufigere Kämpfe vor. Auch die Wölfin bekam ein Halsband, weil es der Hund nun überdrüssig zu seyn schien, sie noch so sehr, als in den ersten Zeiten, zu scheuen. Diese zwey Jahre vergiengen, ohne die mindeste Spur einer merklichen Erhöhung von der einen oder von der andern Seite. Gegen das Ende des dritten Jahres schienen beyde Thiere die Eindrücke der Vermehrungstriebe, doch ohne Zuneigung für einander, zum erstenmal zu empfinden. An statt aber in diesem Zustande freundlicher gegen einander oder verträglicher zu werden, so verstärkte sich vielmehr ihr Grimm und ihre Unbändigkeit. Man hörte von ihnen weiter nichts, als ein mit zornigem Geschrey untermischtes Geseule. In weniger,

weniger, als drey Wochen waren beyde ganz abgezehret und näherten sich einander nie, als um sich brav herum zu beißen. Endlich stieg die Erbitterung zu einem so hohen Grade, daß der Hund die am stärksten abgezehrete und entkräftete Wölfin todt biß, und uns nöthigte, ihn einige Tage nachher gleichfalls todt zu schlagen, weil er in dem Augenblick, da er seine Freyheit bekam, sich nicht scheuete, das Fiedervieh, die Hunde, sogar die Menschen wüthend anzufallen und grossen Schaden zu stiften.

Zu gleicher Zeit hatte ich zween Füchse und eine Füchsin, welche in Schlingen gefangen worden. Alle drey wurden an unterschiedenen Orten, in ziemlicher Entfernung von einander, aufbewahret. Ich hatte dem einen von diesen Füchsen eine leichte, doch ziemlich lange Kette anlegen, und eine Hütte für ihn bauen lassen, worin er sich nach Gutbefinden verkriechen konnte. In diesem Zustand hatte er schon unterschiedene Monathe zugebracht und sich recht wohl befunden. Ob er gleich eine verdrüssliche Miene zu machen schien, und beständig die Augen auf das vor seiner Hütte liegende Feld gerichtet hatte, unterließ er doch nicht, alle vorgelegte Nahrungsmittel mit grossem Appetit zu verzehren. Man gab ihm eine läufische Hündin zur Gesellschaft, welche man eingeschperret und noch zu keinem Hunde gelassen hatte. Weil sie aber keine Lust bezeigte, bey dem Fuchse zu bleiben, so wurde beschlossen, sie an eben dem Ort an Ketten zu legen und beyden Thieren reichliches Futter vorzulegen. Es fiel dem Fuchs gar nicht ein, die Hündin zu beißen oder ihr übel zu begegnen. Zehn Tage ließ man sie beisammen. In dieser ganzen Zeit sahe man unter ihnen auch nicht die mindeste

Büff. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th. 3 Streis

Streitigkeit, weder bey Tage oder bey Nacht, noch zur Freyzeit entstehen. Der Fuchs nähete sich sogar der Hündin mit einer ziemlichen Vertraulichkeit. So bald er sie aber in der Nähe berochen hatte, schien ihm alle Lust so gleich zu vergehen, und er schlich traurig wieder nach seiner Hütte zurück. Es kam also mit beyden nicht zur Sache.

Als die Hitze dieser Hündin vorüber war, brachte man eine andere, die erst läufisch geworden, an ihre Stelle und so wurde hernach noch mit einer dritten und vierten verfahren. Der Fuchs bewies allen eine gleiche Verträglichkeit, blieb aber gegen die eine Hündin so gleichgültig, als gegen die andern. Damit ich mich überzeugen mögte, ob hier die natürliche Abneigung oder vielmehr der Zwang, worinn sich der Fuchs befand, ihn abhielt, sich zu belaufen, lies ich ein Weibchen seines Geschlechtes zu ihm bringen, das er, noch an selbigem Tage, mehr als einmal belegte. Vierzehn Tage nachher, als wir die Füchsin aufschnitten, sahen wir, daß sie trächtig war, und vier Junge würde geworfen haben.

Dem andern Fuchs hatte man ebenfalls nach und nach unterschiedene läufische Hündinnen zugeführt, und in einen Hof, wo sie ganz frey, ohne Ketten, leben konnten, mit ihm eingesperret. Es wurde aber unter ihnen weder Haß, noch Zuneigung, weder Streit, noch Liebkosungen wahrgenommen. Nach einigen Monathen aber war dieser Fuchs für Gram oder Ueberdruß gestorben.

Wenn auch diese Versuche weiter keinen Vortheil hätten, so würden sie uns wenigstens lehren, daß der Fuchs

Fuchs und Wolf mit dem Hund nicht vollkommen einerley Natur haben, und folglich diese Thiere sich nicht allein als besondere Gattungen von einander unterscheiden, sondern auch weit genug von einander abstehen, sich, wenigstens in unserm Himmelsstrich nicht vereinigen zu können. Daraus würde folgen, daß der Hund weder vom Fuchse, noch vom Wolf abstamme, daß also die Methodisten, welche diese beyde Geschlechter für wilde Hunde, oder den Hund bloß für einen zahm gewordenen Fuchs oder Wolf halten und aus diesem Grunde allen drey Geschlechtern die Benennung des Hundes beylegen ¹¹⁾, bloß aus Mangel genügsamer Naturforschung auf Irrwege gerathen sind ¹²⁾.

§ 2

In

11) *Canis cauda (sinistrorsum) recurvâ*, der Hund; *Canis caudâ incurvâ*, der Wolf; *Canis caudâ rectâ* der Fuchs. *Lin. S. Nat. Ed XII. p. 56-59.*

12) Wir vermuthen, Hr. von Buffon werde überzeugt seyn, daß der Archiater und Ritter von Linne weder hier noch bey andern Hauptgeschlechtern aus Unwissenheit oder Mangel einer nöthigen Aufmerksamkeit geirret habe, wenn er Gattungen unter einem Geschlechtsnamen vereiniget, welche sich nicht alle mit einander zu paaren pflegen. Als Methodist, welcher gewisse äussere, sichtbare Merkmale vestsetzet, wornach er seine Geschlechter und Gattungen ordnet, hatte der Archiater bloß darauf zu sehen, daß die untergeordnete Gattungen in den bestimmten Charakteren mit einander übereinkamen und bloß in solchen Punkten von einander abwichen, die einen Gattungscharakter ausmachen konnten, ohne dem allgemeinen Charakter des Geschlechts entgegen zu seyn. Da er

nun

In den Himmelsstrichen, die noch heisser, als die unsrigen sind, pflegt sich ein wildes, grausames Thier aufzuhalten, welches mit dem Hunde noch mehr Aehnlichkeit hat, als vom Wolf und Fuchs behauptet worden. Einige Reisende, die es *Adive* oder *Chacal* ¹³⁾ nennen, haben es gesehen und mit einer ziemlichen

mun die vierfüßige Thiere hauptsächlich nach der Anzahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne zu ordnen beliebt, ohne sich an Verhältnisse zu binden, die sich bey den wenigsten ausländischen Thieren richtig beobachten lassen, diese Zahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne aber bey Hunden, Füchsen und Wölfen einerley befunden wird, so läßt sich hier nicht so wohl behaupten, daß der Hr. von Linne, aus Mangel hinlänglicher Naturkenntniß, geirret, als daß er vielmehr es nicht gut gefunden habe, sich eine Methode zu wählen, welche diese Benennung so wenig, als die Buffonische verbietet, nach welcher man die Schafe zum B. die Ochsen, die Schweine, Hirsche u. s. w. bloß weil sie unter verschiedenen Himmelsstrichen leben, aus acht unterschiedenen Bänden zusammen suchen muß. Es bleibt allemal ein grosser Unterschied unter einer ausführlichen Geschichte der Natur und unter einem nach äussern, in die Augen fallenden Merkmalen, festgesetzten Lehrgebäude derselben.

M. . .

13) Es ist eigentlich der sogenannte Goldwolf, *Canis aureus* *Lin.* l. c. p. 59. *Lupus aureus* *Kaempf.* *amoen.* 413. T. 407. fig. 3. *Adill. Bell. Itin.* p. 160. welchen Hr. von Buffon in einem seiner letzten Bände unter dem Namen *Tactal* und *Adive* beschreibet. Man findet eine Abbildung desselben in
des

lichen Genauigkeit beschrieben. Es findet sich häufig in Asien und Afrika, in den Gegenden um Trebizonde ¹⁴⁾, um den Berg Kaukasus, in Mingrelien ¹⁵⁾, in Natolien ¹⁶⁾, Syrakien ¹⁷⁾, in Persien, Indien, bey Surate ¹⁸⁾, Goa, Guzarat, Bengala, in Kongo, Guinea ¹⁹⁾, und an vielen andern Orten dieser Welttheile. Ob indessen gleich dies Thier von den Einwohnern der Gegenden, wo sich

J 3

auf

des Ritters von Linne vollständigen Natursystem
I Th. Nürnberg. 1773. Tab. 30. fig 1.

III. . .

14) S. Voyage de Gemelli Careri. à Paris 1719. Tom. I. 419.

15) S. Voyage de Chardin. à Londres 1686. p. 76.

16) S. Voyage de Dumont. à la Haye 1699. Tom. IV. pag. 28. &c.

17) S. Voyage de Chardin. à Amst. 1711. Tom. II. p. 29.

18) S. Voyage d'Innigo de Biervillas. à Par. 1736. I Part. p 778.

19) S. Voyage de Bosmann. p. 241. 331. 332. Voyage du P. Zuchel, Capucin. p. 293. In der deutschen Hamburg. Ausg. von 1708. redet Hr. Bosmann p. 291. von diesem Thiere unter dem Namen Fakhals oder Boshond d. i. böser Hund. Es hält sich in Guinea vorzüglich um Afrika und Aquamboe auf, und wird so wild und kühn beschrieben, daß es Menschen und Vieh, Kühe, Schweine, Hammel, und was ihm vorkommt, verzehret.

III. . .

aufhält, wie der Name bezeuget, für einen wilden Hund angesehen wird, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob es mit andern Hunden läuft, und mit ihnen wirkliche Junge zeugen kann. Daher wollen wir die Geschichte, so wohl dieses Goldwolfes, als des gemeinen Wolfes, des Fuchses und aller andern Thiere besonders liefern, die eben so viel besondere und unterschiedene Geschlechter ausmachen, weil sie sich nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Meine Meinung ist gar nicht, schlechterdings und in einem entscheidenden Tone zu behaupten, daß der Jackhals, und so gar der Wolf und Fuchs, unter keinem Himmelsstriche mit Hunden sich zu irgend einer Zeit belaufen haben mögten. Die Alten sprechen davon mit allzugrosser Zuversicht, als daß man, ohnerachtet meiner angeführten mißlungenen Versuche, noch daran zweifeln sollte. Ich selbst bin der Meinung, daß man erst viel mehr ähnliche Versuche zu machen habe, wenn man in diesem Fall zu einer völligen Gewißheit gelangen will. Aristoteles, dessen Urtheile nach meinem Urtheil immer ein entscheidendes Gewichte haben, sagt ausdrücklich 20): "Es wäre zwar eine Seltenheit, wenn Thiere von unterschiedenen Geschlechtern sich mit einander vermischen, von Hunden, Füchsen und Wölfen aber liesse sich dieses zuverlässig behaupten. Die Hunde in Indien hätten ihren Ursprung einem Hunde und einem andern wilden Thiere, welches diesem ähnlich wäre, zu verdanken". Man könnte vermuthen, er wolle unter diesem unbenannten Thiere den Jackhals

20) De generatione animalium Lib. II. cap. 5.

hals verstanden wissen; an einem andern Ort erklärt er sich aber deutlicher ²¹⁾, und giebt vor, diese indianische Hunde wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, welches mir aber sehr unwahrscheinlich vorkömmt, weil sich der Tiger, in Ansehung seiner Natur und Gestalt vom Hunde noch weit mehr, als der Wolf oder Fuchs, oder auch der Jackhals, unterscheidet. Aristoteles scheint in diesem Fall seinem Zeugnisse selbst die Zuverlässigkeit zu benehmen. Denn erst sagt er von den indianischen Hunden, sie wären von einem wilden, dem Wolf oder Fuchs ähnlichen Thier, an einem andern Ort aber, sie wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, ohne sich einmal darüber zu erklären, ob die Vermischung mit einem Tiger und einer Hündin, oder mit einem Hunde und einer Tigerinn geschehen sey. Er setzt bloß hinzu, die Sache gieng nicht gleich zum erstenmal, sondern dann erst von statten, wenn sie zum drittenmale trächtig würden. Im ersten Wurfe fielen immer noch Tiger. Man bände die Hunde zu der Absicht in den Wüsten an, wo sie aber, wenn der Tiger nicht eben hitzig wäre, von ihm oftmals aufgefressen würden.

Daß man in Afrika so viel sonderbare, mißgestaltete Thierarten findet, erkläret Aristoteles daher, weil das Wasser daselbst ungemein rar und die Hitze beständig sehr groß wäre. Dadurch fänden sich die Thiere von unterschiedenen Gattungen genöthigt, sich, zu Abkühlung ihres Durstes, in grosser Anzahl an einerley Orte zu versammeln, und das wäre die Gelegenheit,

21) *Arist. Hist. animalium* L. VIII. cap. 28.

genheit, woben sie mit einander bekant wurden, sich vermischten und allerley Blendlinge zeugeten. Das scheinen mir aber lauter unzuverlässige und viel zu verdächtige Muthmassungen zu seyn, als daß man sie auf Gerathewohl für wahr annehmen könnte. Denn je mehr Aufmerksamkeit man auf die Natur der Thiere verwendet, destomehr überzeugt man sich, daß man sie nach nichts genauer und sicherer, als nach ihrem Instinkt oder natürlichen Trieben, beurtheilen könne. Aus der genauesten Untersuchung ihrer innern Theile, lassen sich bloß die gröbern Unterscheidungsmerkmale nehmen. Das Pferd und der Esel, welche sich in Ansehung der innern Bildung so vollkommen gleichen, sind, bey dem allen, Thiere von sehr unterschiedener Natur. Der Ochs, der Widder und der Ziegenbock, welche in Ansehung aller innern Eingeweide so ähnliche Bildung haben, sind noch weit mehr von einander entfernte Geschlechter, als das Pferd und der Esel. Eben dieses gilt auch vom Hunde, vom Fuchs und vom Wolfe. Die Betrachtung der äussern Gestalt pflegt uns in diesem Fall noch ein helleres Licht aufzustecken. Weil aber bey vielen, besonders nicht allzusehr von einander entfernten Thiergeschlechtern, im äussern Ansehen, allemal mehr Aehnlichkeit, als Unterschied wahrgenommen wird, so läßt sich auch dadurch noch nicht entscheiden, ob dergleichen Thiere völlig einerley oder unterschiedene Geschlechter sind. Bey noch geringern Abweichungen wird man den Unterschied ehe gar nicht gewahr, bis man die Aehnlichkeiten ihrer natürlichen Triebe genau mit einander vergleicht.

Um von der Natur der Thiere vernünftig urtheilen zu können, muß man ihr Naturel hauptsächlich
zum

zum Grunde legen. Fände man also zwey Thiere von einer vollkommen ähnlichen Gestalt, aber ganz unterschiedenem Naturel, so würden diese Thiere sich nicht mit einander begatten, folglich, bey der größten Aehnlichkeit, gleichwohl zwey ganz unterschiedene Gattungen ausmachen.

Eben dieses Mittels, das uns in Beurtheilung des Unterschiedes ähnlicher Gattungen behülflich seyn muß, bedient man sich mit noch mehrerm Grunde, uns vor allen andern, wenn es darauf ankömmt, die mannigfaltige Abänderungen, die sich in einerley Gattung finden, gehörig zu bestimmen. Von den Hunden sind uns schon dreyßig, aber doch gewiß noch nicht alle Abänderungen bekannt. Unter diesen dreyßig Abänderungen finden sich siebenzehn, die bloß durch den Einfluß der unterschiedenen Himmelsstriche scheinen entstanden zu seyn. Dahin gehören: der Spitz oder Schäferhund, der Wolfshund, der sibirische, isländische und lappländische, der Bauernhund, die Windspiele, der grosse dänische und irrländische Hund, der Jagdhund, die Spürhunde, die Dachshunde, spanische Wachtelhunde, der Busdel, der kleine dänische, der türkische Hund und der Bullenbeißer. Die dreyzehn übrige sind lauter aus der Vermischung der ersten entstandene Blendlinge, deren Natur alsdann genugsam bekannt ist, wenn man bey jedem auf beyde Rassen, von welchen er abstammte, sein Augenmerk richtet. Zu diesen letztern rechnet man; den Blendling vom türkischen Hunde, das Windspiel mit Wolfsbaaren, den Dickbauch.²²⁾, das

J 5

Mals

22) Zu dem zusammengesetzten Worte: Chien-bouffe haben wir keine Bezeichnung finden können.

Maltheser: oder Bologneserhündchen, den Roquet oder Blendling vom Mops und kleinen dänischen Hunde, die grosse Dogge, den Mops, den Kalabarischen und den Hund von Burgos, den alifantischen, die Löwenhündchen, den Kleinen Budel und artoisischen Hund, welchen man auch den rysselischen oder den achtziger (Quatre-vingt) nennet.

Beschäftiget man sich hingegen mit Untersuchung der Aehnlichkeiten, welche die siebenzehn erste Rassen unter einander haben können, so darf man dabey die Naturtriebe, Gestalt und allerley andere Umstände ja nicht aus den Augen lassen. Ich habe den Schäferhund, den Wolfshund, den siberischen, lappländischen und isländischen Hund deswegen mit einander vereinigt, weil sie unter einander selbst viel mehr Aehnlichkeit, als mit andern Hunden, sowohl in Ansehung der Gestalt als der Haare, auch alle fünf eine fast eben so zugespitzte Schnauze wie der Fuchs, und nur allein steife Ohren haben, endlich aber alle fünf durch die Natur zu Bewachung und Schutz der Heerde angetrieben werden. Am Bauernhund, am Windspiel, am grossen dänischen und irrländischen Hunde bemerkt man, ausser der Aehnlichkeit ihrer Gestalt und verlängerten Schnauze, zugleich einerley Naturel. Alle viere finden ein Vergnügen daran, schnell zu laufen, den Pferden und Wagen zu folgen. Alle viere jagen, wegen ihrer schwachen Witterung, vielmehr nach Anleitung des Gesichtes, als der Nase.

Zur Jagd sind ohnstreitig die eigentliche Jagd- und Spürhunde, die Dachse, spanische Wachtelhunde und Budels die vorzüglichsten. Sie pflegen zwar in Ansehung der Leibesgestalt merklich von einander abzu-

abzuweichen, in Ansehung der starken, breiten Schnauzen aber alle mit einander überein zu kommen; da sie auch einerley Naturtriebe zeigen, so thut man am besten, wenn man sie zusammen beschreibet. Einige Naturforscher haben z. B. den spanischen Wachtelhund *Canis aviarius terrestris*, den Budel aber *Canis aviarius aquaticus* genennet. In der That besteht auch der ganze Unterschied beyder Hunderassen bloß darinn, daß der Budel mit seinem dichten, langen und krausen Haar lieber, als der glatte, minder dickhaarige spanische Wachtelhund, und alle drey übrige Arten, ins Wasser geht, weil die letztern, wegen ihrer allzukurzen, dünnen Haare sich scheuen, ihr Fell naß werden zu lassen. Endlich müssen auch der kleine dänische und türkische Hund nothwendig beyammen stehen, weil man als ausgemacht annehmen kann, daß der türkische Hund weiter nichts, als ein kleiner dänischer, mit ausgefallenen Haaren, ist.

Nun ist nur noch der Bullenbeißer übrig, der sich, in Ansehung der kurzen Schnauze, den kleinen dänischen Hunden mehr, als andern zu nähern scheint, in vielen andern Stücken aber von diesen so merklich abweicht, daß er, an Gestalt und Naturtrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich von allen andern gänzlich unterscheidet. Mich dünkt sogar, daß er unter einem besondern Himmelsstrich zu Hause gehöre. Er kömmt eigentlich aus Engelland, und es kostet in Frankreich viel Mühe, die Rasse dauerhaft zu machen oder zu erhalten. Die von diesen Bullenbeißern abstammende Blendlinge, die große Dogge nämlich und der Mops, pflegen in Frankreich viel besser fortzukommen. Die Nase von allen diesen Hunden reicht nicht weit. Sie spüren alles nur in der Nähe,
machen

machen sich aber zuweilen durch einen starken von ihnen ausduftenden Geruch merkwürdig. Es hat auch das Ansehen, als ob es bey dem feinen Geruch der Hunde mehr auf die Breite als auf die Länge der Schnauzen ankomme; weil man am Windspiel, am grossen dänischen und am Bauernhunde, welche doch eine sehr lange Schnauze haben, lange nicht so feine Nasen, als am Jagd- und Spürhund, am Dachs und am Budel bemerket, an welchen doch, im Verhältniß mit ihrem Körper, allemal die Schnauze kürzer, zugleich aber breiter, als an den ersten, zu seyn pfleget.

Die mehrere oder geringere Vollkommenheit der Sinnen, welche bey den Menschen keinen besondern, ja nicht einmal einen bemerkenswürdigen Vorzug ausmachet, ist bey den Thieren von grosser Wichtigkeit. Man hat sie bey den letztern als die Ursache zu betrachten, aus welcher alle Gaben entstehen, wozu sie von Natur fähig sind. Ich will mich hier nicht auf die umständliche Beschreibung aller Eigenschaften der Jagdhunde einlassen. Man weis schon genugsam, wie weit eine vortrefliche Nase und gute Abrichtung einen Jagdhund über andere Thiere zu erheben vermag. Dergleichen Umstände gehören aber nur auf eine ziemlich entfernte Art zur Naturgeschichte. Ausserdem entdecket man in den listigen, ob gleich von der Natur selbst gelehrtten Mitteln, deren sich die wilde Thiere bedienen, um dem Nachspüren, den Verfolgungen, und Anfällen der Hunde zu entgehen, wirklich mehr Wunderbares, als in den allerfeinsten Methoden der Jagdkunst.

Der Hund kömmt bey der Geburth nicht gleich vollkommen zur Welt. Bey diesem Geschlechte so wohl,

wohl, als bey allen, die sich stark vermehren, pflegen die Jungen, gleich bey der Geburt nicht so vollkommen, als bey denjenigen Geschlechtern zu seyn, die auf einmal nur eins oder zwey Junge werfen.

Die Hunde werden gemeiniglich blind geboren, ihre beyden Augenlieder sind aber nicht bloß zusammen geflebt, sondern vermittelt eines Häutchens an einander befestigt, welches alsdann gleich zerreißet, so bald nur der obere Muskel des Augenlides genugsame Stärke bekommen, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und das Augenlied aufzuheben. Bey den meisten Hunden bleiben die Augen bis zum zehnten oder zwölften Tage verschlossen. Zu eben der Zeit sind auch die Knochen des Hirnschädels noch nicht völlig zu ihrer Vollkommenheit gediehen; sie haben einen aufgedunsenen Leib, eine dicke Schnauze und überhaupt eine schlechte Figur. Ehe aber noch ein Monath vergehet, haben sie schon den Gebrauch aller Sinnen erlernt. Sie nehmen dann sichtbar, an Stärke, und schnell an Grösse zu.

Im vierten Monath verlieren sie einige von ihren Zähnen, die aber bald wieder, wie bey den übrigen Thieren, durch andere, die nicht wieder ausfallen, ersetzt werden. Ueberhaupt erstreckt sich die Anzahl ihrer Zähne auf zwey und vierzig, nämlich am obern und untern Kinnbacken auf sechs Schneidezähne, zweyen Hacken oder eigentlich sogenannte Hundezähne, in gleichen auf zwölf Backzähne im untern, und vierzehn im obern Kinnbacken. Doch findet man dieses nicht bey allen überein, weil einige Hunde mehrere, andere hingegen weniger Backzähne haben.

In den ersten Monathen pflegen die jungen Hunde so wohl, als die Hündinnen, sich ein wenig nieder zu tucken, wenn sie harnen wollen. Im neunten oder zehnten Monath fangen erst alle Hunde, zuweilen auch etliche Hündinnen an, das Bein dabey aufzuheben. Zu eben dieser Zeit werden sie auch für geschickt und fähig zur Fortpflanzung gehalten. Der Hund läßt sich zum Belaufen allezeit, jede Hündin aber nur zu bestimmten Zeiten geneigt und willig finden. Gemeiniglich sind sie zweymal des Jahres läufig, und zwar im Winter öfter als im Sommer. Die Hitze dauret ohngefähr zehn, zwölf bis vierzehn Tage, und läßt sich an äussern Merkmalen deutlich erkennen, weil die Geschlechtstheile zu solcher Zeit beständig feucht, aufgeschwollen und hervorragend sind. Während einer solchen Hitze zeigen sich sogar Spuren eines Blutflusses. Beyde Merkmale nehmen ihren sichtbaren Anfang einige Tage vor der Paarung. In diesem Zustande wittert ein Hund schon in der Ferne die läufige Hündin, und verfolgt sie auf allen Schritten, gemeiniglich überläßt sie sich ihm erst sechs oder sieben Tage nach dem Zeitpunkt, in welchem sie angefangen, heiß zu werden. Obgleich nach sichern Beobachtungen, eine Hündin von einer einzigen Begattung schon ziemlich viel Junge zu empfangen pflegt, so braucht es doch bey ihr nichts, als in Freyheit zu seyn, um in einem Tage mit allen ihr vorkommenden Hunden sich einigemal zu belaufen. Nur diese Bemerkung hat man öfters zu machen Gelegenheit gehabt, daß eine Hündin, so lange die Wahl auf sie ankömmt, allemal die größte und längste Hunde den übrigen vorziehet, sie mögen übrigens im Ansehen so häßlich und im Wuchse so übel, als möglich, proportioniret seyn. Daher trägt sichs oftmals zu,
daß

daß kleine Hündinnen, die grosse Bauerhunde zugelassen haben, ihre Nachkommenschaft mit dem Leben erkaufen müssen.

Für weltbekannt, aber nichts destoweniger für eine wahre Seltenheit in der Natur hat man den sonderbaren Umstand anzusehen, daß die Hunde bey der Paarung, wenn gleich das ganze Zeugungsgeschäfte schon vollendet ist, noch so lange zusammen hängen, bis die Steifigkeit und Aufschwellung gänzlich verschwindet. Der Grund hiervon ist ohnstreitig in der Bildung ihrer Zeugungstheile zu suchen. Der Hund ist nicht allein, wie andere Thiere, mit einem Knochen im Zeugungsgliede, sondern auch in der Mitte desselben mit schwammichten Körpern versehen, die, wenn das Glied steif wird, stark aufschwellen und merkliche Wulste bilden. Die Hündinn, welche, so lange die Hitze dauert, vielleicht unter allen Thieren die beträchtlichste und stärkste weibliche Ruthe (Clitoris) hat, zeigt von ihrer Seite gleichfalls eine Wulst oder vielmehr eine derbe hervorstehende Geschwulst, deren Aufschwellung, wie das Anlaufen der benachbarten Theile, vielleicht noch länger, als bey dem Hunde selbst anhält, und ihn wider seinen Willen aufzuhalten vermögend ist; denn gleich nach geendigter Begattung nimmt er eine andere Stellung an, springt von der Hündinn herunter und begiebt sich wieder auf seine vier Füße; er macht eine traurige Miene und man sieht offenbar, daß die Ansträngungen, sich los zu machen, lediglich vom Hunde, keinesweges aber von der Hündinn, herrühren.

Die Hündinnen pflegen gemeiniglich neun Wochen oder drey und sechzig, zuweilen auch wohl zwey
oder

oder ein und sechzig, niemals aber unter sechzig Tage zu tragen, und an sechs, auch wohl sieben, zuweilen bis zwölf Junge zu werfen. Die größten und stärksten bringen mehr Junge, als die kleine, deren Wurf sich nicht über vier oder fünf, zuweilen auch nur auf einen oder zween Junge, besonders zum erstenmal erstreckt, wo bey allen Thieren eine geringere Zahl von Jungen zum Vorschein kömmt, als bey den folgenden Würfen.

So feurig auch die Hunde in ihren Begierden zu seyn pflegen, so haben sie doch auf ihre Dauer keinen merklich nachtheiligen Einfluß. Es hat nicht einmal das Ansehen, als ob das Alter ihrer Hitze nachtheilig wäre. Sie belausen und vermehren sich ihre ganze Lebenszeit hindurch, die gemeiniglich in die Grenzen von vierzehn bis funfzehn Jahren eingeschlossen zu seyn pfleget; ob man gleich auch einige bis ins zwanzigste Jahr erhalten hat. Nach der Zeit des Wachethums richtet sich bey den Hunden, wie bey andern Thieren, die Dauer ihres Lebens. Die erste Zeit erstreckt sich ohngefähr auf zwey Jahre; die letzte auf zweymal sieben Jahre. Ihr Alter läßt sich aus den Zähnen beurtheilen. In der Jugend sind sie weiß, scharf und spizig, mit dem zunehmenden Alter pflegen sie aber schwarz, stumpf und ungleich zu werden. Auch die Haare geben Spuren des Alters zu erkennen, weil sie mit den Jahren an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen grau zu werden anfangen.

Diese von Natur so wachsame, muntre, zur stärksten Bewegung geschafne Thiere, werden, durch Ueberladung mit überflüssigen Nahrungsmitteln, in unsern Wohnungen so schwerfällig und saul, daß in dies
sem

fem Zustand ihre ganze Lebenszeit unter Schnarchen, schlafen und fressen dahin streicht. Dieser fast immer fortwährende Schlaf, ist mit östern Träumen vergesellschaftet, welche ihrem Daseyn auch schlummernd einige Annehmlichkeit ertheilen. Ihrer Natur nach sind sie gefräßig und gierig, im Nothfall können sie aber dennoch ein langes Fasten ertragen.

Man findet in den Gedenschriften der Akademie der Wissenschaften ²³⁾ die Geschichte von einer Hündin, welche man aus Unachtsamkeit auf einem Landsgute zurück gelassen, und welche vierzig Tage daselbst gelebet, ohne nur das mindeste von anderer Nahrung zu genießen, als die Wolle von einer Matraze, welche sie aus Hunger allmählig zerfressen hatte. Das Wasser scheint ihnen unentbehrlicher, als der Fraß zu seyn. Sie pflegen oft und viel Wasser auf einmal zu lecken, und man glaubt gemeiniglich, der anhaltende Mangel an Wasser pflege den Grund zu ihrer Tollheit zu legen.

Etwas Eigenthümliches und Besonderes bey diesem Geschlecht, ist ohnstreitig der schmerzhafteste Zwang, mit welchem sie den gesammelten Unrath von sich geben. Nach Aristotelis Ausspruch ²⁴⁾ hat man hiers von die Ursache in dem gegen den Hintern zu, sich verengernden Darmkanal zu suchen; es ist vielmehr ausgemacht und gewiß, daß die grossen Därme sich bey

²³⁾ Hist. de l'Acad. des Scienc. à Par. Année 1706. p. 5.

²⁴⁾ Aristoteles de partibus animal. Cap. ultimo.
Höfl. Naturh. d. vierf. Thiere II Th. R

bey den Hunden, wie bey andern Thieren mehr erweitert und der Mastdarm allemal weiter, als der Krümmendarm ist. Das trockne Temperament der Hunde ist allein hinlänglich, diese Wirkung hervor zu bringen, und die Zusammenschnürungen des Krümmendarms sind allzueit entfernt, als daß man die Bildung der Eingeweide zu einer Ursache der Wuth machen könnte.

Um einen deutlichern Begriff sowohl von der Ordnung und Erzeugung oder Ausartung der Hunde in unterschiedenen Himmelsstrichen, als von der Vermischung ihrer Arten, zu geben, habe ich hier eine Tabelle oder vielmehr einen Stammbaum, worauf sich mit einem Blick alle Abänderungen übersehen lassen, mit beigefüget. Ich habe zugleich auf dieser Tafel, wie auf den Landcharten, die Himmelsgegenden angedeutet, und hierbey die Gegenden der Himmelsstriche so genau, als möglich, beybehalten.

Der Spitz oder Schäferhund ist eigentlich der Stamm des ganzen Baumes. Als dieser in die sehr kalte, mitternächtliche Länder gebracht wurde, bekam er bey den Lappländern ein kleines, häßliches Ansehen. Weil aber Island, Rußland und Siberten, minder strenge und von etwas gesittetern Leuten bewohnte Länder sind, hat sich diese Rasse daselbst nicht allein erhalten, sondern so gar noch verbessert. Der einzige wahre Grund von dieser Veränderung, die aber in der Gestalt nicht sonderlich zu merken ist, liegt bloß im Einfluß der Himmelsstriche. Denn alle diese Hunde sind mit steifen Ohren, dichten und langen Haaren versehen. Sie haben ein wildes Gesicht und bellen weder eben so fleißig, noch auf eben die Art, als die unter gelindern Himmelsstrichen noch vollkommener

ner gewordene Hunde. Am islandischen Hund allein findet man die Ohren etwas minder steif und an ihren Enden ein wenig umgebogen, weil Island, unter allen mitternächtlichen Ländern, am längsten von halbgesitteten Menschen bewohnet worden.

In gemäßigtern Himmelsstrichen, unter vollkommen gesitteten Völkern, als in Engelland, Frankreich, Deutschland, verlohre eben dieser Schäferhund natürlicher Weise sein wildes Ansehen, seine steife Ohren, sein grobes, dickes und langes Haar, und wurde, durch den blossen Einfluß des Himmelsstriches, zu einem Bullenbeisser, Jagd- oder Bauernhund. Die Ohren des ersten und letzten haben von ihrer Steifigkeit noch etwas übrig behalten. Die vordere Hälfte nur ist hängend gebauet. Sie behalten auch in Ansehung ihrer Sitten und ihres blutigierigen Naturels viel Aehnlichkeit mit ihrem gemeinschaftlichen Stammvater.

Am allermeisten hat unter obigen dreyen, der Jagdhund ausgeartet. Die lange, ganz herab hängende Ohren, die Freundlichkeit, Gelehrigkeit, und, wenn man sich so ausdrücken darf, die Schüchternheit dieses Hundes, gehören alle zu den Beweisen seiner Ausartung, oder man könnte sagen, von der grossen Vollkommenheit, welche durch eine langwierige Zahmheit, ingleichen durch sorgfältige fortgesetzte Abrichtung bey ihm bewirkt worden.

Den Jagdhund, Spür- und Dachshund hat man sich als einerley Art von Hunden zu denken; denn es hat sich wohl eher zugetragen, daß auf einmal oder zu gleicher Zeit Jagd- Spür- und Dachshunde von

einer Hündin geworfen worden, die nur mit einer von diesen drey Hunderassen sich belaufen hatte. Den bengalischen Spür- oder Tigerhund bringe ich zum gemeinen Spürhund, weil er sich von diesem nur bloß durch sein getigertes Fell unterscheidet. Den Krummbeinigen und gemeinen Dachshund lasse ich ebenfalls beyammen, weil der Fehler an den Füßen des erstern, bloß von einer Art englischer Krankheit entsprungen ist, womit einzelne Hunde befallen gewesen. Durch diese wurde die Unförmlichkeit in den Knochen, als eine Folge ihrer Krankheit, auf ihre Nachkommen fortgepflanzt.

Aus diesem Jagdhund ist, nachdem er nach Spanien und in die Barbarey gebracht worden, wo fast alle Thiere mit feinen, langen Haaren dicke bedeckt sind, bald ein spanischer Wachtelhund, bald ein Budel geworden. Als man die grosse und kleine, bloß in der LeibesgröÙe von einander unterschiedene Wachtelhunde nach Engelland gebracht, hat sich ihre weisse Farbe ins Schwarze, sie selbst aber haben sich, durch den Einfluß des Himmelsstriches, in englische Wachtelhunde verwandelt. Hierzu kann auch der Pyrame gerechnet werden; denn er stellet bloß einen schwarzen englischen Wachtelhund vor, der an den vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze feuerfarbige Flecken hat.

Der Bauernhund hat sich in mitternächtlichen Ländern in einen grossen dänischen Hund, in mittäglichen aber in ein Windspiel verwandelt. Die grosse Windspiele kommen aus der Levante, die mittlern aus Italien, und aus diesen sind in Engelland die ganz kleine Windspiele (Levrons) entstanden.

Aus

Aus dem grossen dänischen Hund ist in Irland, in der Ukraine, in der Tartarey, in Epirus und in Albanien der größte unter allen, oder ein irrländischer Hund geworden.

Der Bullenbeisser, als er von Engelland nach Dänemark gebracht worden, verwandelte sich in einen kleinen dänischen, und aus diesem entstand in heissern Ländern der türkische Hund.

Alle diese Rassen mit allen ihren Abänderungen, sind bloß dem Einfluß des Himmelsstriches, der guten Wartung, den Wirkungen des Futters und der Folge einer sorgfältigen Abrichtung beizumessen. Die andere Hunde sind keine reine Urten, sondern sie entstehen von der Vermischung der ersten. Der doppelte Ursprung dieser Blendlinge, ist auf der Stammtafel durch punktirte Linien angedeutet worden.

Das Windspiel und der Bauernhund, erzeugten zusammen den Windspielblendling, der sonst auch das Windspiel mit den Wolfshaaren genennet wird. Dieser Blendling unterscheidet sich durch eine minder spitzige Schnauze von dem in Frankreich ungemein seltenen ächten Windhunde.

Vom grossen dänischen und grossen spanischen Wachtelhund, ist eigentlich der Palabrische Hund entsprossen. Dieser hat ein schönes Ansehen, lange, dicke Haare und einen stärkern Wuchs, als die allergrösste Bauernhunde.

Der spanische Wachtelhund und der Budel, erzeugen mit einander einen andern Hund, welcher gemeinlich Burgos heisset.

Vom spanischen Wachtelhund, wenn er sich mit einem kleinen dänischen Hund vermischt, entstehen die Löwenhündchen, die man gegenwärtig als eine Seltenheit betrachtet.

Die Hunde mit feinen, langen, gekrausten Haaren, die man in Frankreich Bouffes nennet, und welche den grossen Budeln an Leibesgestalt ähnlich sind, haben ihr Daseyn der Vermischung des grossen spanischen Wachtelhundes mit dem Budel zu danken.

Vom kleinen spanischen Wachtelhund und vom Budel sind eigentlich die kleine Budel entstanden.

Aus der Vermischung des Bullenbeissers mit dem Bauernhund, entsteht ein Blendling, welcher die grosse Dogge heisset, und an Grösse dem eigentlichen oder englischen Bullenbeisser weit überlegen ist, auch mehr vom Bullenbeisser, als vom Bauernhunde an sich hat.

Der Mops ist ein Blendling vom englischen Bullenbeisser und vom kleinen dänischen Hund.

Alle diese Hunde gehören unter die einfache Blendlinge, welche daher entstanden sind, wenn zwei reine Rassen sich mit einander vermischten. Es giebt aber auch Hunde, die wohl doppelte Blendlinge heissen könnten, weil sie aus der Vermischung einer ganz reinen und einer Blendlingrassen entstanden sind.

Der Roquet, weil er den Mops und einen kleinen dänischen Hund zu Aeltern hat, gehört unter diese doppelte Blendlinge, so wie der alikantische Hund, welcher

welcher von einem Mops und einem spanischen Wachtelhund erzeugt worden.

Das Malteser: oder Bologneserhündchen hat, als ein doppelter Blending, seinen Ursprung einem kleinen Wachtelhund und einem kleinen Budel zu danken.

Man hat sogar gewisse Hunde als dreysache Blendlinge zu betrachten, weil sie aus zwei bereits mit andern vermischten Rassen entsprossen sind. Dahin gehören, der artoische, rüsselische Hund oder Achtziger (Quatre - vingt), den ein Mops mit einem Roquet erzeugt hat; ingleichen alle sogenannte Gassenhunde, die allen Hunden überhaupt, keiner Art aber insbesondere gleichen, weil sie von lauter schon vielmal vermischten Rassen zu entstehen pflegen.



Anhang.

nach Hrn. von Daubenton.

Unter allen vierfüßigen Thiergeschlechtern sind vielleicht das Pferd und der Hund, was ihre mancherley Rassen betrifft, den häufigsten Verschiedenheiten unterworfen. Doch ist unter den Hunden in Ansehung der Grösse, der Proportion des Körpers, der Länge und Eigenschaften ihrer Haare u. s. w. ein viel beträchtlicherer Unterschied, als bey den Pferden wahrzunehmen. Wenn man den Kleinen dänischen Hund (34te Tafel Fig. 1.) mit der grossen Dogge (37te Tafel), einem krumbeinigten Dackel (29te Tafel Fig. 1.) einem Windspiel (23te Tafel 2te Fig.) grossen Budel (30te Tafel 1te Fig.) einem türkischen Hund (35te Tafel 1te Fig.) u. s. w. vergleicht, sollte man beynahе glauben, es wären Thiere von ganz unterschiedenen Geschlechtern; besonders da man zuverlässig weis, daß Pferde und Esel, weil sie keine fruchtbare Junge mit einander zeugen, zwey unterschiedene Geschlechter ausmachen ²⁵⁾. Von den Hunden hingegen ist aus Erfahrungen bekannt, daß diese, auf was Art sie sich auch immer mit einander vermischen mögen, in einer beständigen Reihe von Fortpflanzungen immer fruchtbar bleiben. Die Hunde sind also, ihrer grossen Mannigfaltigkeit und fortwährenden Verschiedenheit ohngeachtet, nur für ein einziges Geschlecht zu halten.

Bey

25) S. Vierf. Thiere I Band. Art. Esel.

Bei aller Verschiedenheit unter den Hunden sieht man doch einem Blendlinge gleich die Rassen an, aus welchen er entstanden ist. Die Junge haben gemeinlich die Merkmale von beyden Rassen, zwar vermischt, aber doch noch kenntlich genug an sich. Zuweilen pflügen sie dem Vater und der Mutter gleich stark und zwar so deutlich zu gleichen, als wenn die Vermischung zu gleichen Theilen geschehen wäre. Gemeinlich aber herrschet in den Blendlingen nur eine von beyden Rassen, die sich mit einander vermischeten. Der doppelte Blendling, welcher nämlich von zween Blendlingen erzeugt worden, hat lauter zweydeutige Merkmale. Man kann es ihm nicht leicht ansehen, von welchen Rassen er ist erzeugt worden, besonders wenn schon die beyden ersten Blendlinge, als Vater und Mutter des doppelten Blendlings, aus vier unterschiedenen Rassen, der Vater nämlich aus zween und aus zweo andern die Mutter, entstanden sind.

In so fern die Blendlinge der andern Fortpflanzung von den bekannten Rassen schon so merklich abweichen, würden sie gewiß in der Folge der Fortpflanzungen, durch neue Vermischungen sich immer stärker und stärker von ihnen unterscheiden, wenn in der Natur der Gattung nicht selbst ein gewisses Bestreben läge, die Merkmale wieder herzustellen, welche die Hauptrassen ausmachen. Läuft also ein Blendling mit einem Hund von einer Hauptrasse, so müssen die Jungen mehr von den Kennzeichen der letzten, als der ersten, an sich haben. Man könnte sich hiervon durch fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen, die man mit unterschiedenen Fortpflanzungen, durch Vermischung der Hunde von Haupt- und Blendlings-

rassen anstellte, näher überzeugen; ob man sich hierinn gleich aus bereits hinlänglich bekannten Vorfällen schon ziemliches Licht verschaffen kann.

Wenn es wilde Hunde gäbe, die durch keine häusliche Aufzucht jemals verändert worden, so würde man alle Charaktere des Hundegeschlechts in einem einzigen Hunde vereinigt finden, und bey den Hunden eben so, wie bey Füchsen, Wölfen u. s. w. keine andere, als wenig beträchtliche Verschiedenheiten, antreffen; weil aber die Hunde sich zähmen ließen, hat man allmählig alle Eigenschaften ihrer Natur entwickelt. Die unterschiedene Himmelsstriche, wohin sie gebracht wurden, das unterschiedene Futter, das man ihnen reichte, die mancherley Künste, die man sie lehrte, waren gar wohl fähig, an ihrer Leibesform und natürlichen Trieben allerley Verschiedenheiten hervorzubringen. Waren diese nun so beträchtlich, daß man sie leicht bemerkte; so bemühet man sich, durch mehrere Fortpflanzungen dergleichen Abänderungen zu erhalten. Man hat sogar dadurch die Verschiedenheiten vermehret, daß man Hunde von einerley Qualitäten sich mit einander belaufen ließ, woraus eigentlich die neue und besondre Rassen entstanden. Die Natur hat in der Folge diese Rassen, die sich bey den künftigen Fortpflanzungen weiter nicht veränderten, eben dadurch gleichsam für ächt erklärt. Die Charaktere, welche diese Rassen von andern unterscheiden, müssen diesem in seinem zahmen Zustand betrachteten Geschlechte am natürlichsten seyn, weil sie sich eher, als die Merkmale der Blendlingsrassen gezeigt haben; denn die Budel, die dänische und Dachsunde, die Windspiele u. s. w. pflegen, jeder seine Rasse, ohne merkliche Veränderung fortzupflanzen.

zen. Wenn aber ein Budel und eine dänische Hündin einen Blendling zeuget, welcher gewisse Merkmale von beyden Rassen an sich hat, und hernach dieser Blendling sich mit einem Budel oder dänischen Hunde vermischet, so verschwinden die Merkmale des Blendlings bey dieser Fortpflanzung und die Natur ist geschäftig, die Charaktere des Budels oder dänischen Hundes vollkommen wieder herzustellen. Diese Wiederherstellung muß noch leichter und geschwinde von statten gehen, wenn der Vater oder die Mutter jedes der beyden Blendlinge aus einerley Rasse gewesen sind. Wenn z. B. der eine Blendling von einem Budel und einer dänischen Hündin, der andere hingegen von einem Budel und einem weiblichen Windspiel gezeuget worden ist, so müssen die Merkmale des Budels bey dieser andern Fortpflanzung die Merkmale des dänischen Hundes und Windspieles übertreffen, und es können oftmals ächte Budel durch diese beyde Blendlinge gezeuget werden.

Dies ist eigentlich die Art, wie die Hunde von den Blendlingen fortgepflanzt und so zu sagen wieder hergestellt werden. Wenn in der Natur selbst nicht ein gewisses Bestreben läge, die Charaktere der Hauptassen wieder herzustellen; so würden die Rassen, weil die Hunde sich ohne Unterschied mit einander vermischen, in kurzer Zeit sich völlig verändern und verschwinden. In dieser willkürlichen Vermischung der Hunde liegt auch der Grund, warum, bey dem angeführten Bestreben der Natur, einige Rassen, die man in einer Gegend nicht so zahlreich, als in einer andern findet, so bald ausarten und gänzlich aussterben. Läßt man aber die Hunde von unterschiedenen Rassen gar nicht zusammen, so verhütet man alle Vermischung,

mischung, folglich auch jede Veränderung, welche nicht bloß vom Einflusse des Himmelsstriches abhänget.

Die Gleichförmigkeit unter den innern Theilen des Hundes, Wolfes und Fuchses fällt so stark in die Augen, und pflegt von so besondern Merkmalen abzuhängen, daß man daraus vielleicht einen Schluß auf die äussere Aehnlichkeit machen und daraus folgern könnte, die Gestalt eines wilden Hundes müsse der Gestalt des Fuchses oder Wolfes mehr, als irgend eines andern Thieres, gleichen. Es zeigt sich aber gleich beim ersten Anblick, daß diejenige Hunde, welche mit den längsten Schnauzen versehen sind, mit Wölfen und Füchsen die meiste Aehnlichkeit haben.

Die langschnauzigen Hunde würden also den wilden, wenn es anders solche gäbe, am ähnlichsten und durch die Auferziehung am wenigsten verändert, folglich mit den ursprünglichen Merkmalen des Geschlechts noch am deutlichsten bezeichnet seyn.

Die Form der Schnauze macht in der Physiognomie der Hunderassen das deutlichste Kennzeichen, zugleich auch den sichersten Charakter aus, wodurch sich die Rassen unterscheiden lassen. Die Leibesgröße ist unter allen Charakteren zwar der sichtbarste, aber auch der unbeständigste. Man findet in einerley Klasse sehr grosse und sehr kleine Hunde, beständig aber einerley Figur der Schnauze. Die längste nähern sich der ursprünglichen Beschaffenheit der Gattung am allermeisten, die kürzeste und breitste am allerwenigsten.

Herr Daubenton macht aus diesem Grunde bey Beschreibung der uns bekannten Hunderassen den Anfang mit solchen, welche die längste Schnauzen haben; von diesen geht er zu den Hunden mit kürzerer und endlich zu denen, mit breiter oder kürzester Schnauze über. Die längste Schnauzen haben ohnstreitig die Bauernhunde, dänische Hunde und Windspiel, die kürzeste der Bullenbeisser. Der Bauernhund also, und Bullenbeisser können, in Absicht auf die Schnauze, für die beyden äußersten Rassen der Hundegattung angesehen werden. Bey den mittlern Rassen äussert sich die Veränderung der Gestalt dieses Theiles nach unmerklichen Graden.

Wir haben es auch hier mit Rassen zu thun, die unter eine Gattung gehören, deren Unterschied also auch nicht so beträchtlich, als zwischen wirklichen Geschlechtern seyn kann. Dies ist eigentlich der Grund, warum es oft so schwer fällt, die Haupt- und vermischte Rassen von einander unterscheiden zu können.

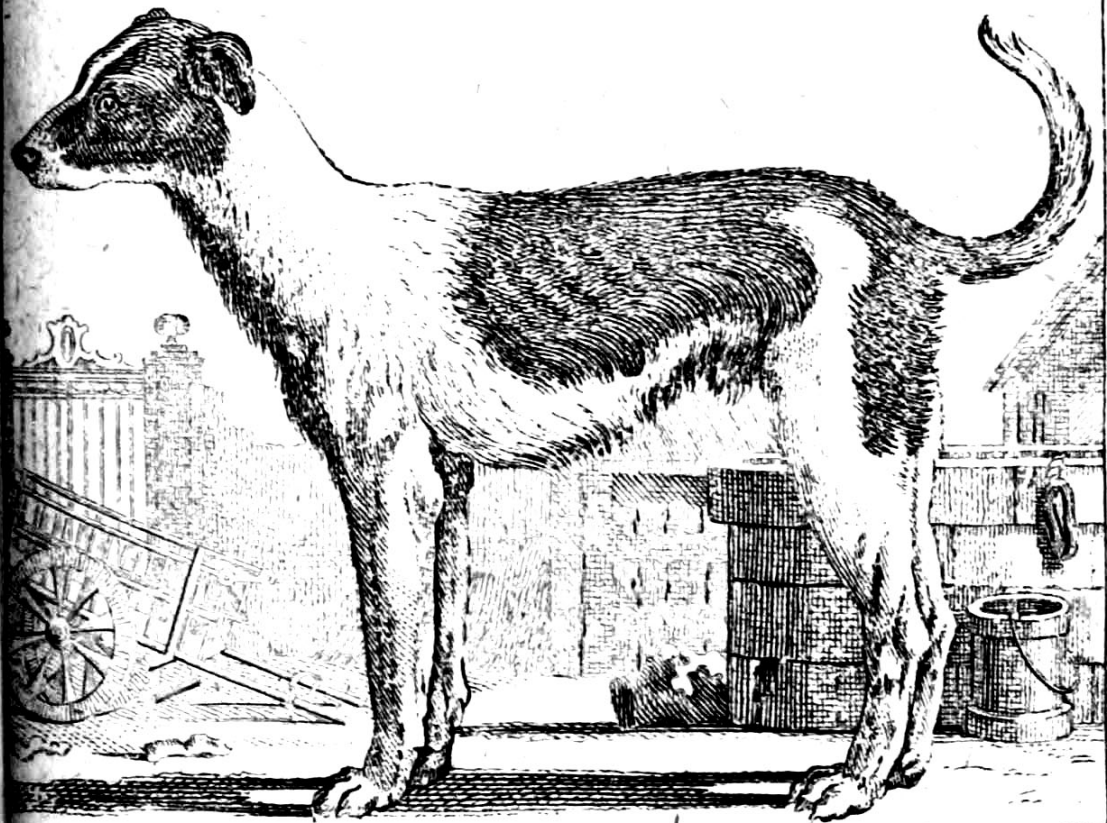
Es ist eine bloß willkürlich angenommene Eintheilung, wenn man die Bauernhunde, Windspiele und dänische Hunde als drey unterschiedene Haupt-rassen betrachtet. Denn wenn man die Rassen der Hunde nach der Gestalt ihrer Schnauzen eintheilet, so setzt man hier einen eben so willkürlichen Charakter vest, als diejenige sind, worauf man gemeiniglich die Methoden in der Geschichte der Natur zu gründen pfelet.

Wenn man es auch als ausgemacht glauben dürfte, daß alle wilde Hunde solche Schnauzen wie unsere Bauernhunde hätten, und alle Hunde mit kurzen
Schnau-

Schnauzen von dieser Klasse ausgeartet wären, so ließe sich doch, aus den unterschiedenen Graden der Länge und Dicke der Schnauzen lange noch nicht sicher bestimmen, unter welchen Rassen man sich eigentlich die Haupt- oder die vermischte Rassen gedenken sollte. Wahrscheinlich sind sie alle aus einer vermischten Begattung und durch den Einfluß des Himmelsstriches entstanden, und wir sehen einige nur darum für Hauptgattungen an, weil sie am längsten bekannt sind.

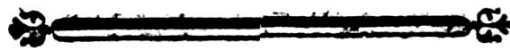
Demohnerachtet zeigen doch wenigstens die Kennzeichen, welche von der Figur der Schnauze genommen werden, die Folge der Veränderungen, die sich beim ganzen Hundegeschlecht ereignet haben, und man kann die unterschiedene Rassen desselben, durch Hülfe dieses Merkmales besser, als vermittelst irgend eines andern, erkennen.







Besondere Beschreibung
der
H u n d e r a ß e n .



I. Hauptraßen.

1) Der Bauernhund ²⁶⁾.

Tab. XXI.

Diese Hunde scheinen unter allen die rohesten zu seyn, weil sie fast ihr ganzes Leben auf dem Felde zubringen, und auf eine bloß bauerische Art erzogen werden, die zur Ausartung und Veränderung der Merkmale wilder Hunde das wenigste beitragen kann. Sie haben eine lange, aber nicht so dicke Schnauze, als die große dänische Hunde (Tab. XXII.). Der Kopf ist lang, die Stirne platt, die Ohren sind klein, und von ihrem Umfange, bis etwa zur

26) Der Haushund, Hofhund. *Canis familiaris* *) *domesticus* Linn. S. N. XII. p. 57. auricularis erectis, cauda subtus lanata. Müllers Linneisches Natursyst. I. p. 207. Hallen I. p. 487. Villaticus. Pacan. Fr. Marin. Gr. Οικίος Foust. T. 70. fig. 1. Klein. Quadr. p. 68. Bauerreckel. M. . .

zur Hälfte der ganzen Länge, steif, der übrige Theil aber pflegt an denselben herab zu hängen. Daben haben sie lange, nervichte, starke Füße, einen langen, der Taille nach proportionirlich starken, doch nicht sonderlich dicken Körper, der um die Dünnungen etwas schwächig erscheinet. Ihr aufwärts gebogener Schwanz stellt einen Bogen, mit vorwärts stehender Spitze, vor. Durch die Umbiegung des Schwanzes nach der linken Seite unterscheidet sich dies allenthalben bekannte Thier, nicht allein vom Wolf und andern Thieren dieses Geschlechtes, sondern auch überhaupt von allen vierfüßigen Thieren. Der Archiater von Linne glaubet, daß dieses von dem schiefen Gang der Hunde herrühre, und daß ein Hund mit einem rechts umgebogenen Schwanze, wenn sich ein solcher jemals fände, auch seine rechte Niere niedriger, als die linke, führen müsse.

Außerdem haben die Bauernhunde gemeiniglich an der Kehle, vorn am Halse, unter dem Bauche, hinten an den Schenkeln und auf dem Schwanze längeres Haar, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen es ungemein kurz ist. In Ansehung der Farbe giebt es unter diesen Hunden mancherley Abänderungen. Sie werden weiß, grau, fahl, braun, schwarz, bunt, gemischt u. s. w. gefunden. In einigen Provinzen aber, sonderlich in Bourgogne, haben die meisten Hunde dieser Art, auf schwarzem Grunde weiße Flecken. Die Ursache hiervon liegt aber vielleicht in der Meynung, daß die schwarze Bauernhunde besser, als die andern sind, weswegen man auf diese vorzüglich zu halten pflegt. An Größe gleicht ein solcher Hund gemeiniglich einem Fuchs. Unter seine vorzüglichste Tugenden gehört die Wachsamkeit,



felt, vermöge welcher er ein Beschützer der Häuser und Bertheidiger seiner Herrschaft genennet zu werden verdiente.

2) Der grosse dänische Hund ²⁷⁾.

Tab. XXII.

Die Hunde von dieser Art sind an allen Theilten ihres Körpers merklich stärker, als die Bauernhunde (Tab. XXI.). Ihr ganzer Unterschied besteht auch, allem Anschein nach, bloß in der mehrern Grösse. Ihr kurzes Haar ist, in Ansehung der Farbe, nicht bey allen überein. Die meisten sind fahl, andere grau, noch andere schwarz, einige auch wohl mit weißgrauen, schwarzen, fahlen und andern Flecken bezeichnet. Gut abgerichtete werden von Jägern mit Nutzen gebraucht, und man pflegt in Dännemark selbst, nach Herrit Pontoppidans Bericht, viel von ihnen zu halten. Grosse dänische Hunde werden sie zum Unterschied einer andern Art genennet, welche unter dem Namen der kleinen dänischen Hunde bekannt sind.

Nach der gewöhnlichsten Meynung sollen die grosse und kleine dänische Hunde, in so fern sie bloß an der Leibesgrösse von einander unterschieden sind, nur Eine Art ausmachen. Man wird aber in der Folge sehen, daß es noch viel andere Merkmale giebt, wodurch sie von einander abweichen.

3) Der

27) Er wird auch, weil er gern hinter die Wagen herläuft, von einigen der dänische Kutschenhund genennet. S. Hallen l c. p. 482. Fr. *Le grand Danois*, ou *Danois de Carosse*. *Canis Daniae major*.

M. . .

3) Der Windhund ²⁸⁾.

Tab. XXIII. fig. 2.

Die Windspiele scheinen von den Bauerhunden (Tab. XXI.) bloß darinn unterschieden zu seyn, daß alle Theile ihres Körpers dünner und schwächer, ihre Knochen schwächer, und ihre Muskeln mager genug sind, um sie zu weit schlankern Thieren zu machen, als die Bauernhunde. Sie haben auch eine spizigere Schnauze, kürzere Lefzen, ein viel gekrümmteres Stirnblatt, einen kleinern und längern Kopf, schmalere und dünnere Ohren, einen längern Hals und schwächigern Leib, vornämlich in den Dünnungen, magrere Schenkel, einen minder fleischichten Schwanz und einen sehr gebognen Rücken. Die Stärke und Kräfte, welche den grossen dänischen Hunden, vermöge der starken Muskeln, eigen sind, ersetzen die Windspiele, wegen ihres langen Wachses, durch eine geschmeidige Schnelligkeit. Ihr Haar ist sehr kurz und an den meisten hellfahl. Die weiß, grau, schwarz u. s. w. gefärbte Windhunde, mögen wohl von einer Vermischung mit Bauer- oder dänischen Hunden abstammen, so wie einige ihr langes Haar einer Vermischung mit spanischen Wachtelhunden

28) Das Windspiel. Galleen l. c. p. 481. fig. 33. Vertagus. Linn. S. N. l. c. p. 57. 7. *Canis familiaris graculus*, magnitudine Lupi, trunco curvato, rostro attenuato. Gesn. Quadr. 249. Aldrov. Quadr. p. 545. *Canis scoticus venaticus*. Foust. T. 71. *Canis venatorius*, Windspiel. Franz. *Levrier*; das Weibchen *Levrette*; die jungen Windhunde und eine kleine Art derselben heißen *Levrons*. Holl. *Haazewind*.

den zu danken haben. Es giebt grosse, mittelmäßige (Tab. XXIII. fig. 2.) und kleine Windhunde, die bey den Franzosen *Levrons* heissen, ausser der Taille aber nicht von einander unterschieden sind.

Sie kommen aus den warmen Ländern der Levante u. s. w. und in den heissen Himmelsstrichen, wo die Hunde bekanntermassen ihr Haar und Stimme verlieren, sind sie eine Ausartung des Bauernhundes. In Kurland giebt es Windhunde, grösser als die Doggen, womit Bären und Elenthier gehezt werden. Vielleicht sind es diejenigen, welche Hr. Bor-
mare²⁹⁾ den Kuppelwindhund (*Levrier d'attache*) nennet, und von ihm erzählet, daß die Schottländer, Irländer, Snythen, Tartarn und andere nordische Völker sich ihrer bedienten, Wölfe, wilde Schweine, wilde Ochsen, Büffel u. s. w. mit ihnen zu jagen. In Snythien sind sie stark genug, um Tiger und Löwen damit hezen zu können. Die Einwohner des Landes brauchen sie gemeiniglich zum Schuß ihrer Heerden, welche sie beständig im Freyen erhalten.

Die grosse Kurländische Windhunde pflegt man mit lauter trockenem Brod und Wasser zu beköstigen, um sie schlank zu erhalten, und gewöhnet sie, an dem Hezriemen immer neben dem Pferde zu laufen.

Den jungen Windhunden werden die Klauen beschnitten, weil man gefunden, daß es ihnen dadurch leichter wird, schnell und frey zu laufen.

29) In seinem *Diction. d'Hist. Nat.* Tom. VI. p. 294.
M. . .

Die furländische Lischunde sind eigentlich Windhunde mit haarigen Fußsohlen, wie man sie an den Hasen wahrnimmt. Daher sie auch geschickt sind, im Winter, wenn kein Schnee gefallen ist, auf der gefrorenen holprichten Erde, das Wild zu jagen.

4) Der Schäferhund 30).

Tab. XXIII. fig. 1.

An Leibesgestalt sind wohl diese Hunde merklich kleiner, als die Bauernhunde, (Tab. XXI.) grosse Windspiele und grosse dänische Hunde (Tab. XXII.); in Ansehung der Gestalt des Kopfes aber und der Schnauze, welche bey ihnen dicker, als bey den Windspielen, aber schwächer, als bey den dänischen Hunden ist, gleichen sie vorzüglich den Bauerhunden. Sie haben kurze, steife Ohren, einen fast gerade hintenaus stehenden Schwanz, der sich zuweilen ein wenig oberwärts krümmt, oft aber auch gerade herunter hängt. Den ganzen Leib decket ein zottichtes Haar, die Schnauze, die äussere Seite der Schenkel und hintern Theile der Hinterfüsse, unter den Fersen, allein ausgenommen. Die gewöhnlichste Farbe dieser Hunde ist eigentlich die schwarze. Der hier abgebildete war an der Kehle, auf der Brust und am Bauche grau. An den Füßen und am Schwanz war mehr Graues als Schwarzes. Er hatte unter den Augen zween fahle Flecken, und war auch auf der Schnauze mit eben der Farbe bezeichnet. Ihre Benennungen zeigen schon genugsam, daß ihr vorzüglich

30) Der Sirtenhund, Phylax. Sallen l. c. p. 479. Fr.
Chien de Berger. 17. . .

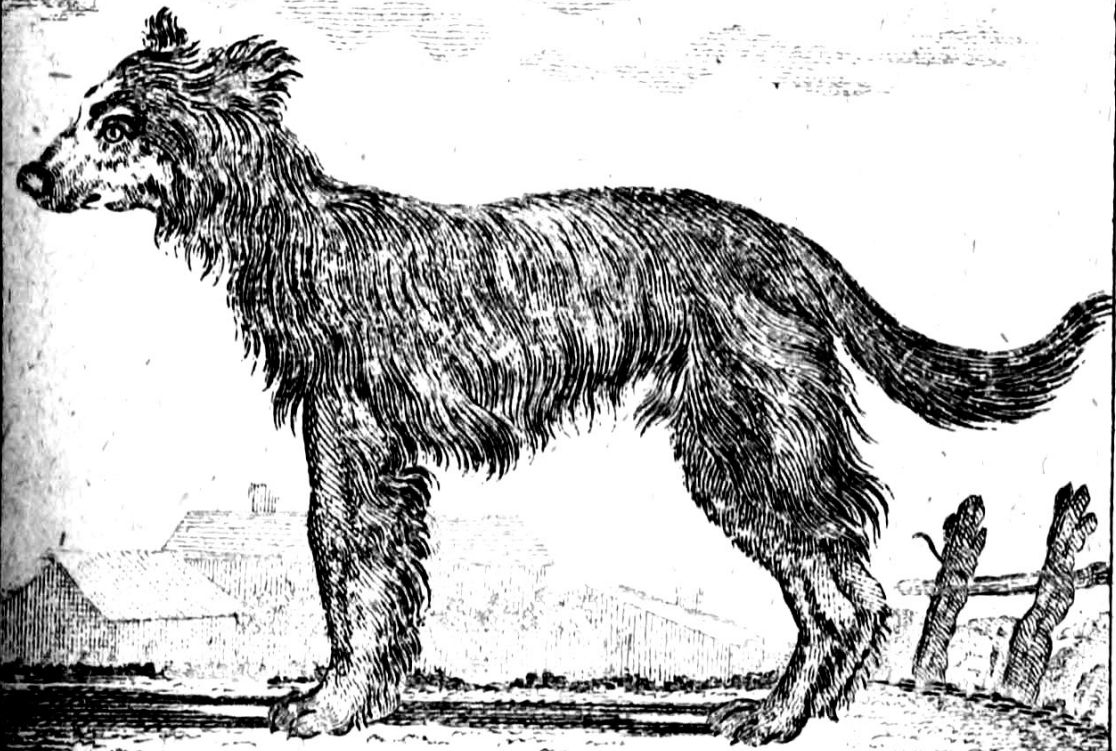
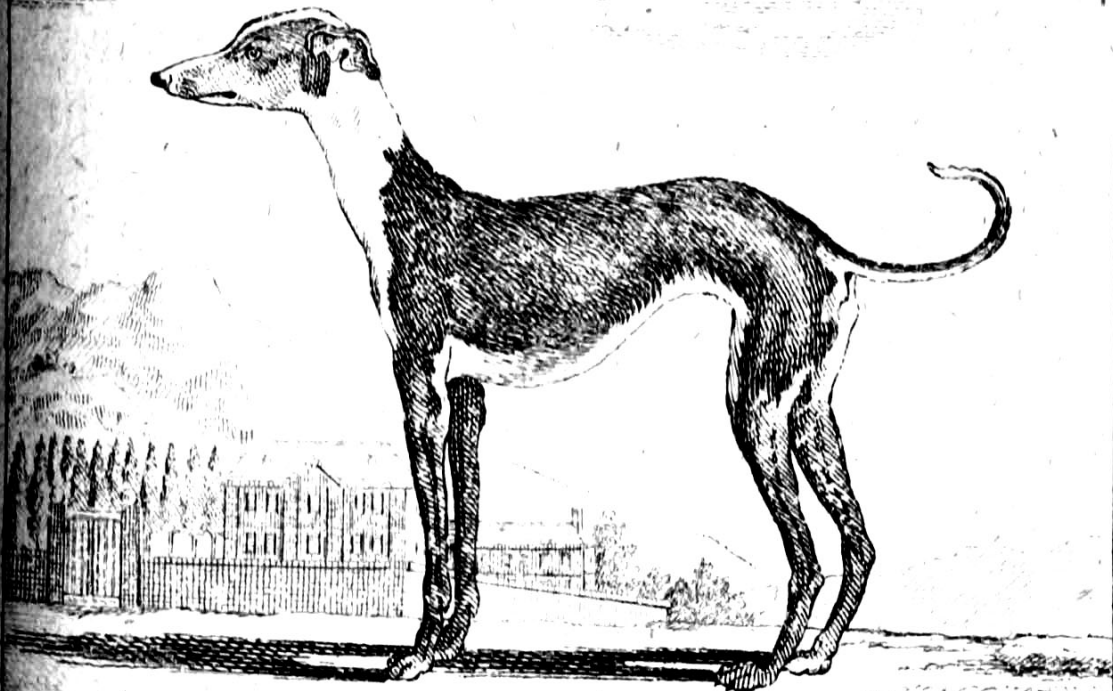


Fig. 2.

das Windopiel.

Pag. 162.





züglichster Gebrauch darinn bestehet, die Heerden zu regieren, zu schützen und in Ordnung zu erhalten.

Die Engelländer, sagt Hr. Baretto, in seinen Reisen II Th. p. 178. pflegen sich viel auf ihre Doggen einzubilden, und behaupten, sie würden sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als nachgeben, wenn sie einmal angepact haben. Allein die spanische Schäferhunde werden von ihnen gewiß nicht übertroffen. Diese wagen sich an den größten Wolf auf den pyrenäischen Gebirgen, und können ihn in einem Augenblick erwürgen. Sie sind nicht allein stark, sondern auch sehr hurtig, und sollen einem Menschen, welcher der Heerde entgegen kömmt, nichts zu Leide thun, ihn aber desto sicherer anfallen, wenn er von hinten kömmt, wosern die Schäfer sie nicht abrufen.

5) Der Wolfshund ³¹⁾.

Tab. XXIV.

Diese Rasse hat mit den Hirten- oder Schäferhunden (Tab. XXIII. fig. 1.) mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern. Ihre Benennung haben sie daher, weil sie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie sind mit einer langen, spitzigen Schnauze, steifen, spitzigen Ohren, einem langen Kopf, mit wohlproportionirten Körper und Schenkeln, ingleichen mit einem hohen vorwärts gekrümmten Schwanz versehen. Auf dem Kopf, an den Füßen und Ohren pflegen sie ein kurzes, über

L 3

den

31) Sr. Chien Loup. Cf. Pr. Müller l. c. p. 211.
Hallens l. c. p. 480. M. . .

den ganzen Leib aber, vornämlich auf dem Schwanz, ein langes und seidenartiges Haar zu tragen. Man hat von dieser Art ganz weiße, wie der hier abgebildete, aber auch graue, falbe und schwarze Hunde.

5) Der siberische Hund ³²⁾.

Tab. XXV. fig. 1.

Man hat sonst auch die eben beschriebene Wolfshunde siberische Hunde genennet; wir unterscheiden sie aber dadurch von einander, daß die ersten überall mit langen Haaren, die siberische hingegen auf dem Kopfe nur mit einem kurzen Haar bedeckt sind. Uebrigens ist unter beyden fast gar kein Unterschied wahrzunehmen. Der hier abgebildete siberische Hund, war auf einem aschgrauen Grunde mit lichten schleserfarbigen Flecken bezeichnet. Herr Hallen beschreibt ihn als einen Wolfshund mit nicht so langem Halse, kurzen Ohren, runderem und haarigerem Kopfe, imgleichen mit einem zottigen Schwanze, der auf dem Rücken in Schneckenförmiger Krümmung sich überleget.

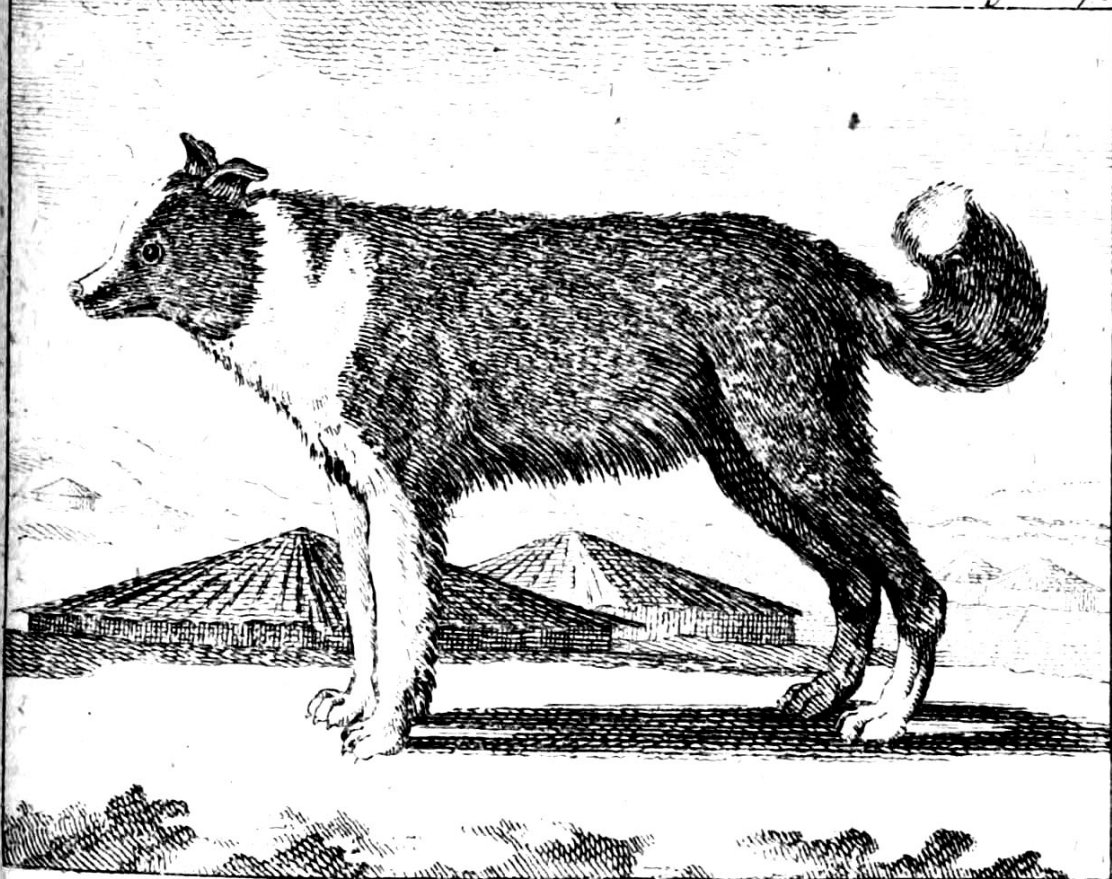
Die siberische Hunde, sagt Herr Souttuyn ³³⁾, sind entweder ganz weiß, oder schwarz, oder grau, von mittelmäßiger Grösse, kleinen Augen, kurzen Ohren, die so spitzig, als Hörner in die Höhe stehen, kurzen Haaren am Kopf, an den Ohren und Füßen.

32) S. Hallen l. c. Pr. Müller l. c. p. 212. Franz.
Le Chien de Siberie. M. . .

33) oder Hr. Prof. Müller am angef. Orte.



Fig. 2. *der Isländische Hund.*



Am übrigen Körper sind ihre Haare desto länger und fast wie Seide anzufühlen. Diese Hunde sind von einer sanftmüthigen Art; sie gehören aber zu der Klasse derjenigen siberischen und tartarischen Hunde, welche daselbst wild herum laufen, und von den Einwohnern als ein Wildpret zum Essen gejaget werden.

7) Der isländische Hund 34).

Tab. XXV. fig. 2.

Die Länge dieses Hundes pflegt 1 Schuh, sieben Zoll, die Höhe, einen Schuh, zweien Zoll zu betragen. An seinem runden Kopf, der sich in eine schwache, kurze und kleine Schnauze endigt, wird man ein Paar grosse Augen gewahr. In dieser Absicht und wegen seiner zum Theil steifen, zum Theil herabhängenden Ohren, scheint er mit dem Kleinen dänischen Hunde (Tab. XXXIV. fig. 1.) ziemlich viel Aehnliches zu haben. Hals und Leib sind gleichsam aufgedunsen. Der kurze Hals scheint beynah mit dem Rücken eine gleiche Linie zu ziehen. Das Haar ist lang und glatt, besonders hinten an den Vorderfüßen, der Schwanz in der Mitte sehr dick von Haaren, am Ende dünner, als am Anfange und an der Spitze rund.

In so fern der hier abgebildete Hund wirklich aus Island gebracht worden, (denn Hr. von Maupertuis hatte ihn vom Vicekönig in Island, Herrn Grafen von Ranzau, erhalten und von Hr. Sritken, damaligen

L 4

maligen

34) S. Hallen l. cit. Müller l. c. p. 213. Franz. Chien d'Islande. II. . .

maligen Zeichenmeister der hiesigen Akademie, abzeichnen lassen), ist wohl nicht zu zweifeln, daß er die ächte Gestalt isländischer Hunde vollkommen habe.

8) Die Jagdhunde 35).

Tab. XXVI.

An den eigentlich sogenannten Jagdhunden ist die Schnauze eben so lang und noch stärker, als am Bauernhunde (Tab. XXI.). Dabey haben sie einen starken, runden Kopf, breite, glatt herabhängende Ohren, lange, fleischichte Schenkel, einen starken und gestreckten Leib, einen in die Höhe gerichteten, sich vorwärts biegenden Schwanz und kurzes Haar, das fast über den ganzen Leib einerley Länge behauptet. Von Farbe sind sie entweder weiß, oder auf weißem Grunde mit schwarzen und fahlen Flecken bezeichnet.

In so fern man diese Hunde zur Jagd brauchen will, sind sie eben so vieler Mängel und Vollkommenheiten fähig, als die Schulpferde; denn die Jagdlust ist von eben so weitem Umfang, als die Reitkunst. Man hat an den Jagdhunden so lange Bemerkungen angestellet, bis man endlich diejenigen Verhältnisse aller ihrer äußerlichen Theile gefunden, welche so wohl in Absicht auf die Schönheit ihrer Gestalt, als ihres Gebrauchs zur Jagd, für die vortheilhaftesten zu halten sind. Wir wollen hier

35) S. Hallen I c. p. 483. *Canis venaticus*. Linn. I c. p. 57. *Canis familiaris* β) *Sagax vel venaticus*, auriculis pendulis, digito spurio ad tibias posticas. Fr. *Chien courant*. M. . .

hier nur diejenige Merkmale zum Beispiel anführen, welche die Jäger zu einer schönen und guten Gestalt eines brauchbaren Jagdhundes erfordern. Gemeinlich pflegen sie dreyerley Arten, als die französische, normandische oder Baubis und englische Jagdhunde anzunehmen.

Von einem französischen Jagdhunde fordert man offene Nasenlöcher, einen vom Kopf bis zum Schwanz nicht allzu lang gestreckten Körper, einen leichten und nervichten Kopf, eine spizige Schnauze, große herausstehende, reine, funkelnde und muntere Augen, große, weiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegsamen Hals, eine schmale, doch nicht allzu enge Brust, leichte Schulterblätter, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, starke Rippen, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleischige Lenden, einen schwächtigen Bauch, runde, freyliegende Dickbeine, schmale, magere Dünnungen, einen beweglichen Schwanz, der am Ende nicht haaricht ist, am Bauch grobe Haare, kurze, magere Pfoten, starke Nägel u. s. w.

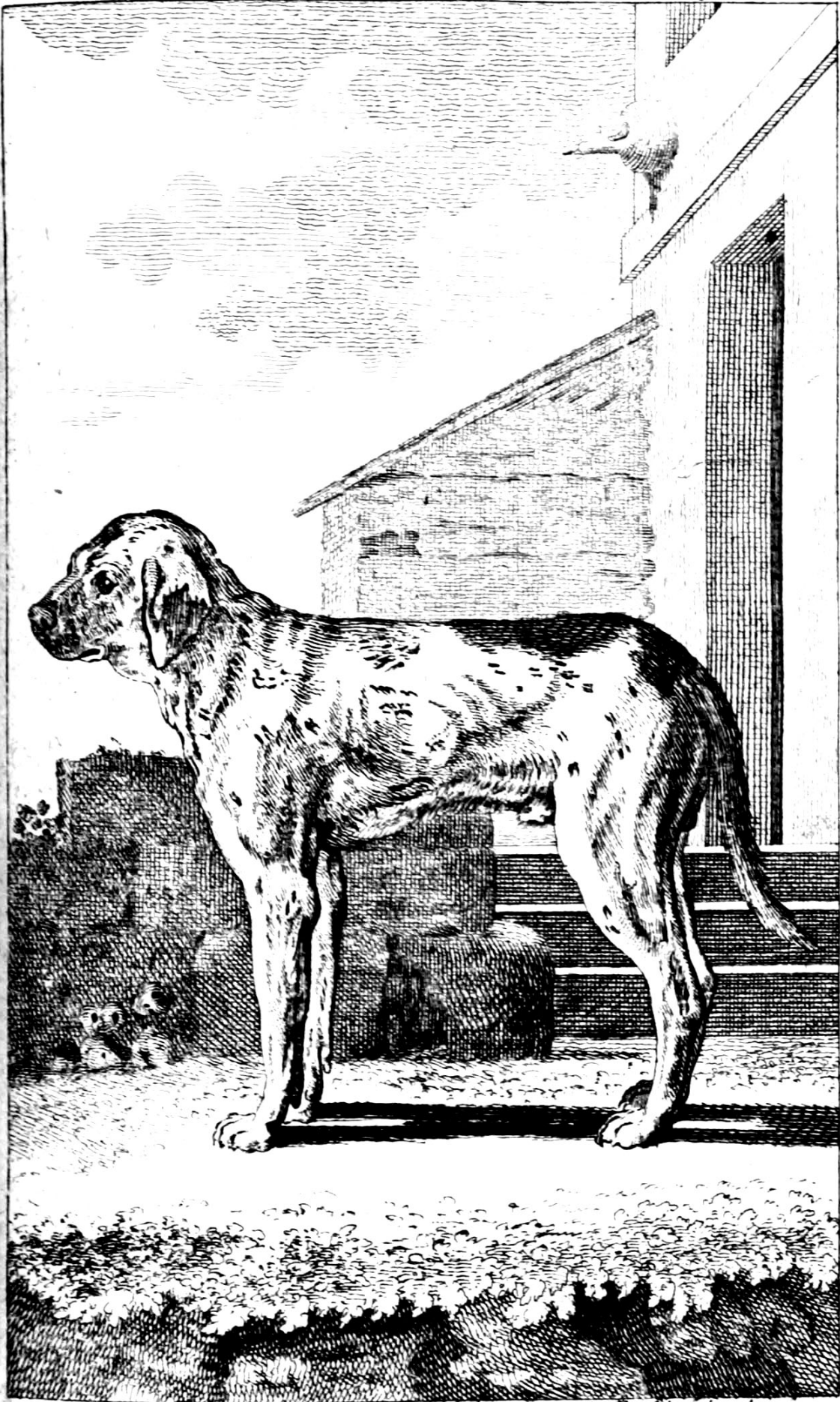
Die normandische Hunde sind stärker am Leibe, mit einem kürzern Kopf und nicht so langen Ohren versehen.

Am englischen Jagdhund bemerkt man einen kleinern Kopf, eine längere und spizigere Schnauze, kürzern Leib, kürzere Ohren und Kniekehlen, eine leichtere Taille und besser gebildete Füße. Die Hunde von der ganz reinen Rasse sind gemeinlich mit einem grauen, schwarz gesprenkelten Haar besetzt.

Die deutsche Jagdhunde sind haaricht und leicht. Die pohlische sind schwerer, dabey von wolfsgrauer, schwarzer, rothbraun- gelber Farbe. Die Jungen läßt man zween Monate saugen, und gewöhnt sie, junge zahme Hasen anzugreifen. Man schonet sie gern bey starkem Wind, im Regen, Schnee und gegen die Füchse. Ihr Sutter bestehet in Brodte aus Korn, Gerste und Hafer, welches in Haferschrot unter siedendes Wasser eingerühret wird. (S. Halle, l. cit.)

Die nordische Hunde sind, wie anderwärts, theils als Vieh- oder Hirtenhunde abgerichtet, welche den Heerden auf den Bergen folgen, sie zusammentreiben und bewachen, theils zur Jagd, besonders zur Bärenjagd gewöhnet. Hierzu werden vorzüglich die kleine Hunde gebraucht, welche sich nicht so leicht greifen lassen, und sich vor andern fürchtbar machen. Die meisten pflegt man in Norwegen zum Bogelfang abzurichten, weil man daselbst auf den steilen Bergenseiten den Vögeln sonst gar nicht beykommen würde.

Auf Röst, Vården und anderwärts in Nordland, wo der Bogelfang sehr vortheilhaft ist, werden von einem jeden Bauer zwölf bis sechszehn dergleichen Vogelhunde gehalten. Sie sind klein, langschmal und kurzbeinigt. Ihre Jagd bereichert den Bauer oft mehr, als seine andere Nahrung, und es pflegt aus diesem Grunde unter ihnen oft ein Zanf, wegen der Anzahl dieser Hunde zu entstehen. S. Pontopp. Norw. II. Th. p. 17.



Buff.

II. T.

C. B. Glasbach Jr.



Buff.

II. T.

C.B.G. sc.

9) Der Spürhund 36).

Tab. XXVII.

Von der vorigen Art sind die Spürhunde nur darinn unterschieden, daß sie etwas kürzere und am Ende nicht so dicke Schnauzen, einen stärkern Kopf, kürzere, schmalere, zum Theil steife, zum Theil herabhängende Ohren, längere Schenkel, einen dickern Körper, auch einen fleischichtern und kürzern Schwanz haben. Die meiste Spürhunde sind weiß, doch giebt es auch einige mit schwarzen und falben Flecken.

Der Tigerhund oder bengalische Spürhund 37)
(Tab. XXVIII.) gleicht, in Ansehung der Gestalt,
anderu

36) Der Archiater von Linne hat so wohl den Jagd- als Spürhund unter einerley Benennung angezeigt S. Hr. Dr. Müller l. c. p. 207. Indessen könnte man sie, weil sie wenigstens in Kleinigkeiten von einander abweichen und zu einem unterschiedenen Gebrauch dienen, mit Hr. Zallen S. 484. so unterscheiden, daß man den ersten *Canis venaticus*, den andern aber *Canis sagax* nennte. Bey den Franzosen heißt der Spürhund *Le Braque*.

M. . .

37) Der Bengalische Tigerhund. S. Zallen l. c. p. 484. *Brachus*. Franz. *Le Braque de Bengale*. *Canis avicularis caudâ truncatâ* Linn. l. c. *Canis Pantherinus* Aldr. Digit. 561. der Hünerhund. Er heißt auch bey den Franzosen *Chien couchant*, weil er auf die Rebhüner und Vögel still zu lauschen pflegt: Cf. Müller l. c. p. 209. Wachtelhund.

M. . .

andern Spürhunden. In Schönheit ist er ihnen weit überlegen, weil er auf weißem Grunde mit kleinen falben und schwarzen Flecken besprenget oder angenehm getigert ist. Der Schwanz ist mehrentheils abgestumpft, und pflegt bey jungen Hunden dieser Art selbst so abzustorben, daß ihnen bloß ein Stump davon übrig bleibt.

10) Die Dachshunde 38).

Tab. XXIX.

Es giebt von dieser Art kleiner Jagdhunde zwei besondere Rassen. In der einen sind allemal die Vorderschenkel auswärts gekrümmet, und sie werden *Krummbeinichte Dachse* (Tab. XXIX. f. 1.) genennet; die andere, deren Schenkel eine gerade und natürliche Bildung zeigen, heißen *Dachse mit geraden Schenkeln*. (Tab. XXIX. f. 2.) Sie haben alle sehr kurze Beine, welche in Frankreich nicht allein zu der Benennung: *Basset* Anlaß gegeben, sondern auch das vornehmste Merkmal ausmachen, wodurch man sie von den Jagdhunden (Tab. XXVI.) und Spürhunden (Tab. XXVII.) unterscheidet. Außerdem sind sie mit einer langen Schnauze, einem dicken Kopf, hängenden Ohren und einem sehr langen Leibe versehen. Doch würde dieser nicht

38) S. Hallen l. c. p. 484. Taxinus. Vestigator cunicularis: Hr. Müller l. c. p. 209. Klein. Quadr. p. 68. Taxinus der *Tap*: oder *Fuchshund*. Linn l. c. *Canis familiaris verragus*, pedibus curvatis, trunco longo, saepius variegato. Franz. *Le Basset à jambes tors*, *Basset à jambes droites*. Schwed. *Hanse*.

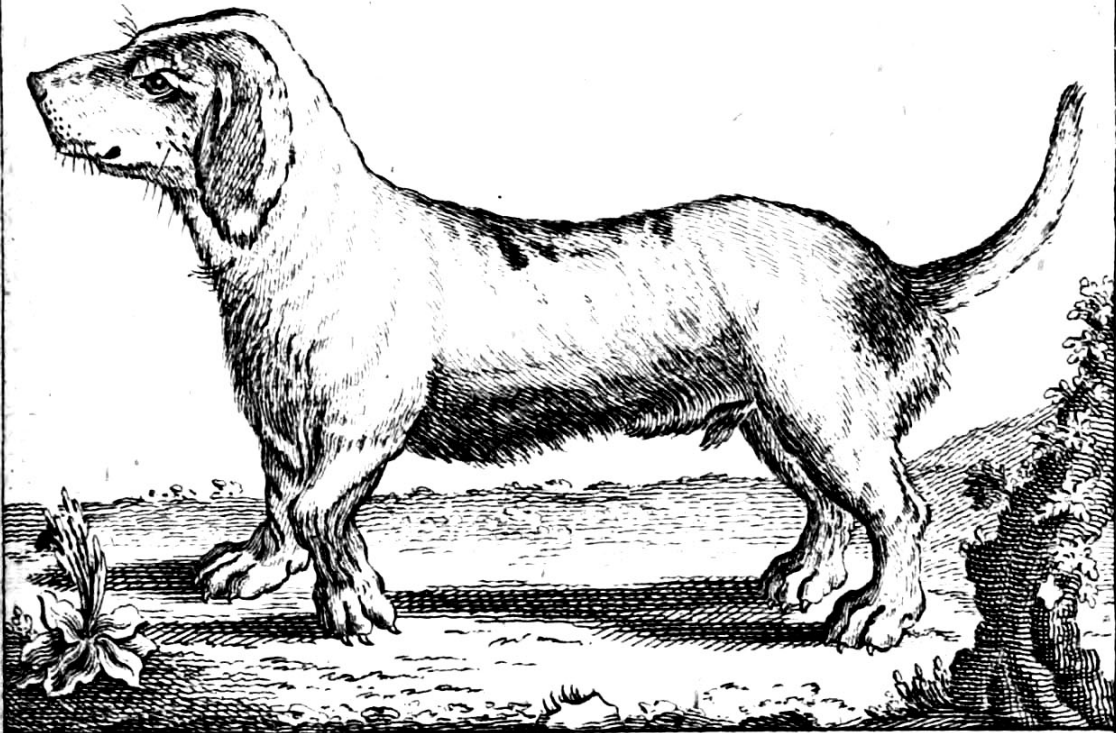
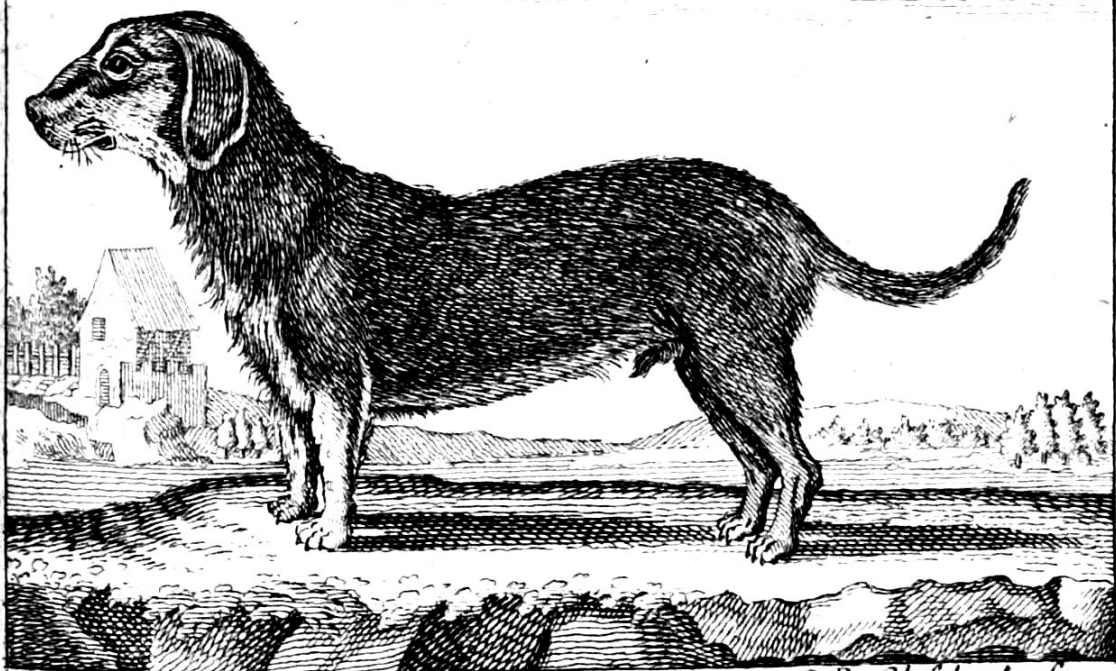


Fig. 2. *der Dachs mitgeraden Beinen.* Pag. 172.



nicht länger, als der Körper des Jagd- und Spürhundes zu seyn scheinen, wenn die Dachse auf eben so hohen Schenkeln, als diese Arten, einhergiengen. Die Ohren des Dachshunde sind nicht so lang, als an den Jagdhunden, einige haben auch eine längere Schnauze. In Ansehung der Farbe sind sie schwarz, haben rothe Flecken auf der Brust, über den Augen und unten an den Füßen; Einige pflegen auch weiß oder schwarz, weiß und falb unter einander zu seyn.

Es finden sich auch unter andern Hunden, als Budeln, spanischen Wachtelhunden, Mopsen u. s. w. einige, die von Natur kurze Beine haben. Bey dem Dachshunde scheint aber diese Bildung ein Fehler der Natur zu seyn. Denn sie haben nicht allein sehr kurze, sondern so gar mißförmige, mit den sichtbarsten Zufällen der englischen Krankheit behaftete Schenkel. Die Knochen des krummbeinichten Dachses pflegen eben so aufgeschwollen und krumm zu seyn, wie die Knochen rachitischer Menschen.

Die Bestimmung dieser Hunde ist, in die Höhle der Dachse zu steigen, um diese herauszutreiben. Zu diesen Verrichtungen waren ihnen, da sie ohne hin kein sonderlich scharfes Gesicht haben, die kurze Füße und scharfe Zähne sehr behülflich und nöthig. Die Dachshunde mit geraden Schenkeln sind wider den Dachsen zu hitzig, und pflegen sich zu bald bey ihm abzumatten. Daher bringt man vorzüglich die krummbeinichten, in einem Alter von drey Viertel Jahren an die Dachshöhlen, wenn eben ein alter, abgerichteter hinein gelassen wird. Dem gefangenen

fangenen Dachse bricht man sogleich die Zähne aus, und hezt ihn sodann mit den jungen Hunden, damit diese nicht gleich durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch allen Muth verlieren. Sonst werden auch Hasen, Füchse und Iltisse mit ihnen gehezet.

11) Der große Budel 39).

Tab. XXX. f. 1.

Die Budels oder Wasserhunde haben einen dicken, runden Kopf, lange hängende Ohren, kurze Schenkel, einen dicken, kurzen Leib, und einen hinten fast gerade herabhängenden Schwanz, ein langes, über den ganzen Leib so krauses Haar, daß man sich die wahre Gestalt dieses Thieres, dessen Theile sämmtlich unter wollichten Haaren verborgen liegen, kaum ohne Mühe vorzustellen vermag. Gemeintlich sind sie weiß oder gelblicht weiß, doch giebt es auch rothe, schwarze, braune u. s. w.

Man unterscheidet bey den Budeln, in Absicht auf ihre Größe, zwei Arten. Die sogenannte kleine Budel haben aber noch andere Merkmale, wodurch sie sich von den großen unterscheiden, daher wir sie erst in einem der folgenden Artikel besonders beschreiben werden.

Es ist übrigens von den Budeln bekannt, daß sie geru ins Wasser gehen, daß man ihr Haar im
Som:

39) Der Budel, Wasserhund. Gallen. l. c. p. 405.
Aviarius aquaticus: Pr. Müller l. c. p. 208. Linn.
l. c. *Canis familiaris aquaticus*, pilo crispo, longo, instar ovis. Fr. Le Barbet.

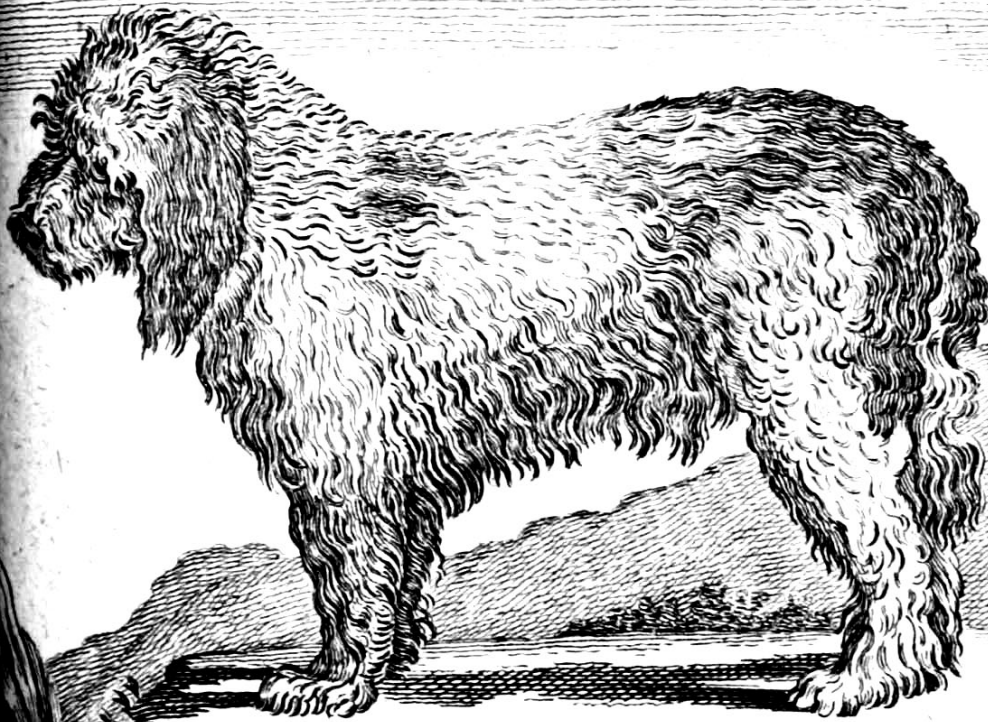
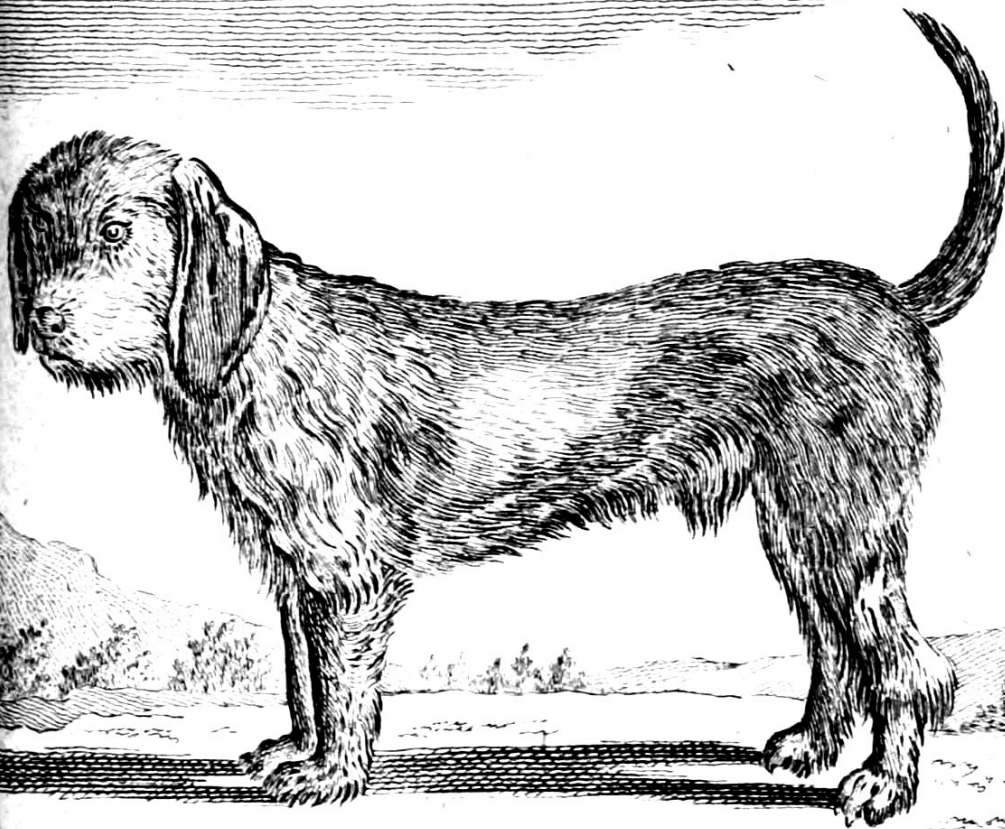


Fig. 2.

der Indianische Weidhund.



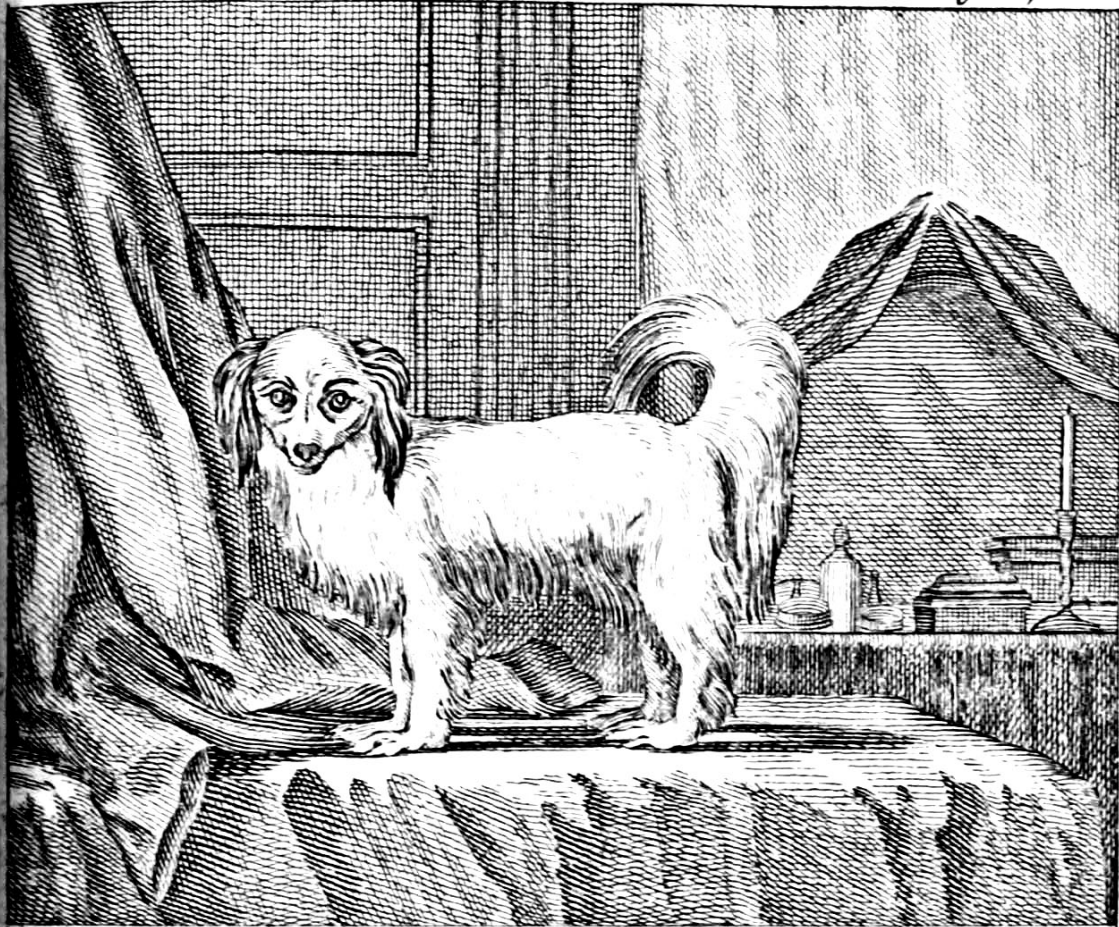


Fig. 2. *der kleine Budel.* Pag. 183.



Sommer abschieret, weil es außerdem gern verfälschet, und solches zu Hüten verbrauchet. Man lehret sie auch Trüffel⁴⁰⁾, eine Art unter der Erde liegender Pilzen, suchen. Ihren Trieb ins Wasser zu gehen macht man dadurch immer vollkommner, wenn man sie oft Holz, kleine Vögel, Enten, Wasservogel u. s. w. aus dem Wasser zu hohlen abrichtet. Sie durchsuchen den Schilf so lange, bis der geschossene Vogel erbeutet ist. Allenfalls jagen sie Ottern, wilde Katzen, Ribize und Füchse aus dem schilfigen Gesträuch auf. Außerdem sind sie zu allerley Künsten sehr aufgelegt, und können mit Recht unter allen Hunden die getreueste genennet werden.

12) Spanische Wachtelhunde ⁴¹⁾.

Tab. XXXI. f. 1.

Diese Hunde haben einen kleinen, runden Kopf, breite, hängende Ohren, dürre, kurze Schenkel, und einen in die Höhe stehenden Schwanz. Ihr glattes Haar ist an unterschiedenen Theilen des Körpers von sehr ungleicher Länge. An den Ohren,
am

40) Tubera. Tuber *Math.* Tuber brumale pulpâ obscurâ odoratâ *Mich.* gen. 22. Tab. 164. Lycoperdon Tuber *Lin.* Fr. Truffe.

M. . .

41) Hallen l. c. p. 485. Der spanische Wachtel, oder Hüner Hund. *Canis aviarius terrestris* der spanische kleine Budel. Fr. *l'Espagneul.* *Lin.* l. c. *Canis extrarius auriculis longis, lanatis, pendulis.* *Aldrov.* Digit. p. 561. Der spanische Hund. *Müller* l. c. p. 209.

M. . .

am Halse, an der hintern Seite der Dickbeine und Füße, und auf dem über den Rücken geworfenen Schwanz hat es eine vorzügliche Länge; viel kürzer ist es an den übrigen Theilen des Leibes. Die meisten Wachtelhunde sind überall weiß. Die schönsten haben auf dem Kopf eine andere, braun oder schwarze Farbe, und ein weißes Zeichen an der Schnauze und mitten auf der Stirne. Gemeinlich pflegen die schwarze und weiße spanische Hunde mit einem salben Fleck unter den Augen bezeichnet zu seyn. Die Barbaren und Spanier sind eigentlich das Vaterland dieser Hunde. Sie gehören unter die Lieblinge vornehmer Häuser.

13) Der englische Wachtelhund 42).

Tab. XXXII. f. 1.

Die ganz schwarze Hunde dieser Art heißen englische Wachtelhunde, weil sie aus diesem Lande gebürtig sind. Ihr vorzüglichster Unterschied von den vorigen Tab. XXXI. f. 1. besteht in den kürzern Haaren am Schwanz, an den Ohren und an den Schenkeln. Man sieht viel englische Wachtelhunde, welche, in Vergleichung mit den großen spanischen, klein oder von mittelmäßiger Leibesgestalt sind.

Wenn diese englische Hunde unter den Augen, auf der Schnauze, am Hals und an den Schenkeln feuerfarbig oder braunroth gezeichnet sind, heißen sie Pyrame.

14) Der

42) Hallen l. c. Englische Wachtelhunde. Pyrame.
Fr. Gredin. Pyrame. M. . .



Fig. 2

der Pyrame.

Pag. 176.



Büff.

II. T.

C. B. G. sc.

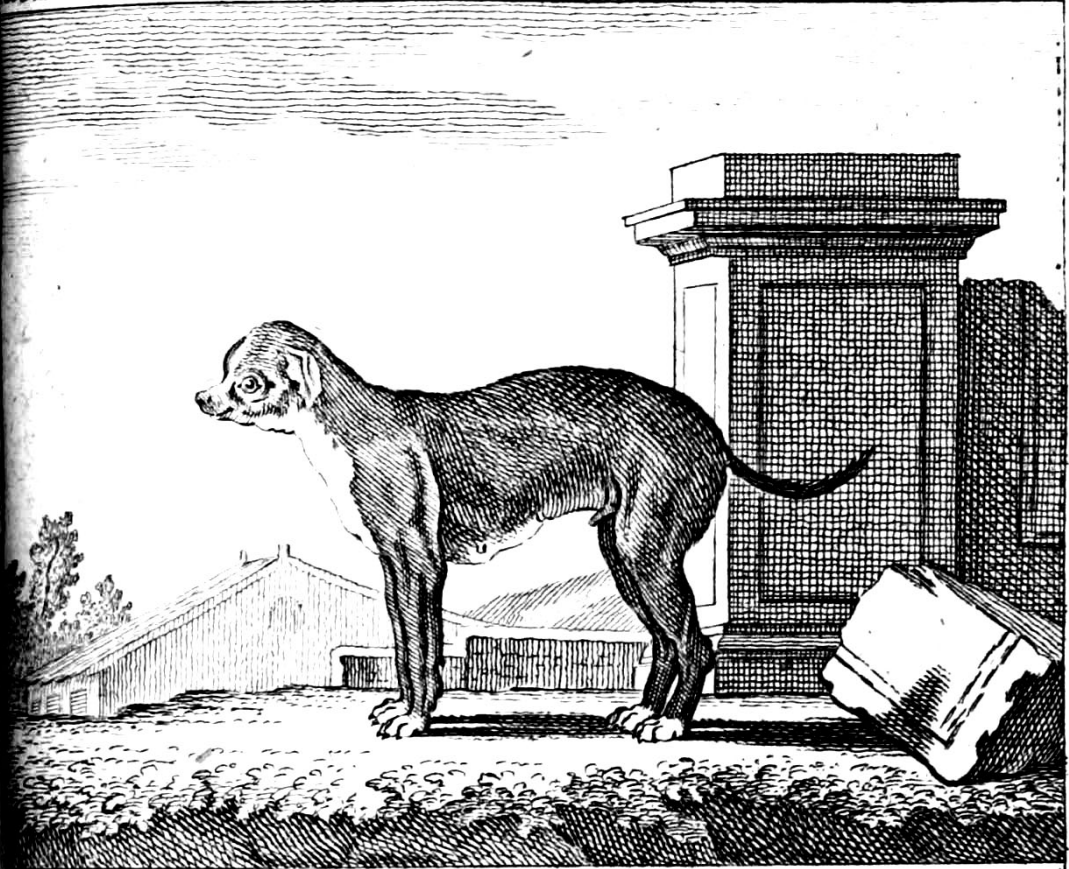
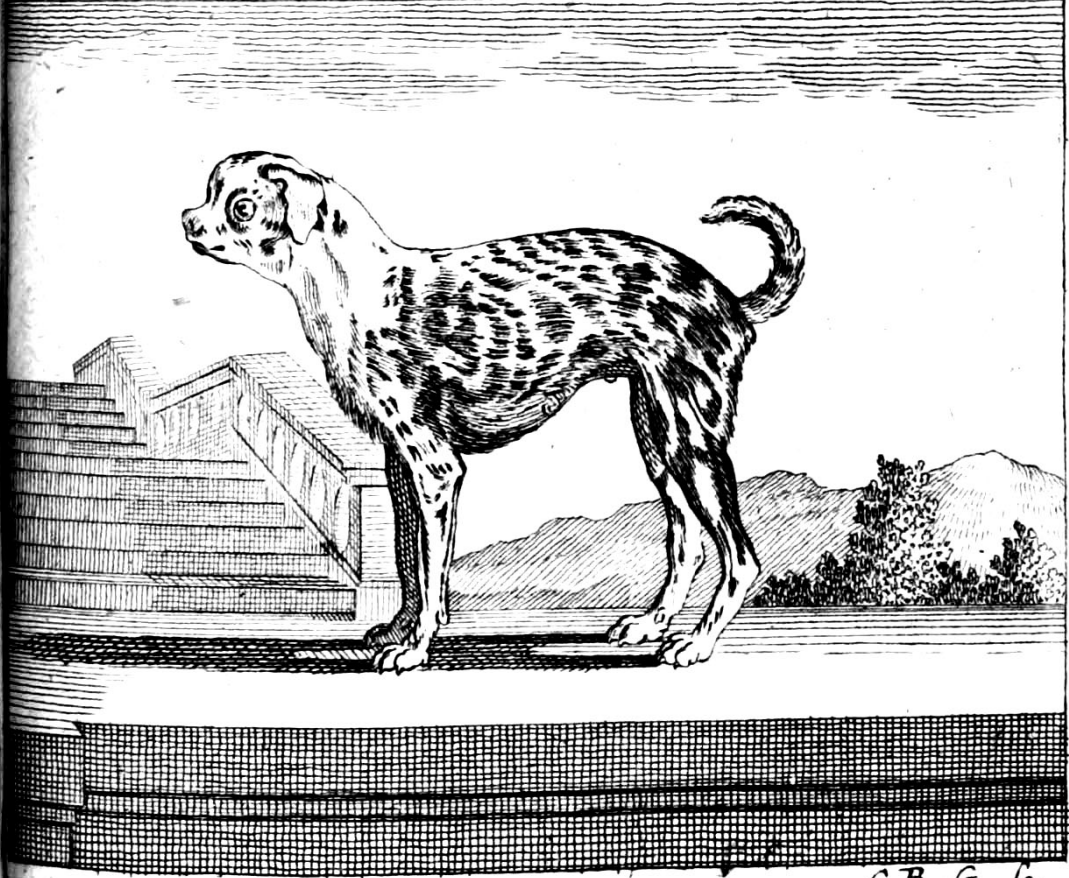


Fig. 2. *der Roquet.* Pag. 188.



14) Der Kleine dänische Hund 43).

Tab. XXXIV. f. 1.

Wollte man von diesen Hunden bloß nach ihrem Namen urtheilen, so würde man zwischen ihnen und den großen dänischen Hunden, außer der Leibesgestalt, vielleicht keinen weiteren Unterschied vermuthen. Sie haben aber in der That noch andere sehr unterscheidende Merkmale. Die Schnauze ist verhältnißmäßig nicht so stark, und spiziger, die Augen sind größer, die Füße magerer, der Schwanz steht weit in die Höhe u. s. w. Die große Augen und ausgebogene Stirn geben ihnen bey der kurzen und schmalen Schnauze, das Ansehen einiger Dummheit. Um dieses allerdings beträchtlichen Unterschiedes willen hätte man diese Hunde billig anders, als Kleine dänische Hunde nennen sollen. Wir haben es nicht wagen wollen, sie anders zu benennen; Denn einer Sache, die gar noch keinen Namen hat, mag man allenfalls einen geben, welchen man will; alle Veränderungen aber pflegen, besonders in der Naturhistorie, der wahren Kenntniß der Sache sehr hinderlich zu seyn.

Die sogenannte Kleine dänische Hunde gleichen den großen an Länge des Haares, doch haben sie gemeiniglich andere Farben. Meistens erscheinen sie weiß und schwarz gefleckt. Sind sie auf diese Art gesprengt, so pflegt man sie, wegen ihres schärfichten Felles, Harlekinen zu nennen. Diese letztern werden aus Dännemark häufig nach Deutschland

43) Sallen l. c. p. 486. Fr. le petit Danois.

M. . .

land und Frankreich verschicket, so wie die dänische Frauenzimmer, zu ihrem Vergnügen, bologneser, spanische und englische Hunde kommen lassen. S. Pontopp. Nat. Hist. von Dännem. 4to. P. 157.

15) Der türkische Hund 44).

Tab. XXXV. f. 1.

Den unter diesem Namen bekannten oder barbarischen Hunden fehlen die Haare. Ihr fleischfarbiges

44) Ebd. p. 487. Der türkische oder barbarische Hund. Linn l. c. *Canis aegyptius nudus absque pilis.* Müller l. c. p. 210. Fr. Chien Turc ou d'Egypte.

Aus einem seltsamen Widersinn muß dies treue, seinem Herrn so ergebne Thier, in Egypten die schlechteste Begegnungen erdulden. Man findet sie auf den Strassen in grosser Menge, niemals aber dürfen sie einem Hause sich nähern. Seltsam ist es, daß die dasige Hunde sich in besondere Haufen vertheilen und sich nie vermengen. Jeder Haufe bleibt in dem Quartiere, wo er jung geworden. Sollte von ihnen einer diese Anstalt überschreiten, oder aus der einen kleinen Republick in eine andere kommen wollen, so würde ihm, wie die Reisebeschreiber sagen, die Lust zu fernern Versuchen durch die schlechteste Bewillkommung vertrieben werden.

In der Türken müssen die Hunde gleichfalls auf den Gassen und in Winkeln sich aufhalten, doch werden sie da mit ausserordentlicher Sorgfalt gepflegt. Man giebt ihnen Stroh zu einem bequemen Lager, und bauet ihnen in rauer Witterung besondere

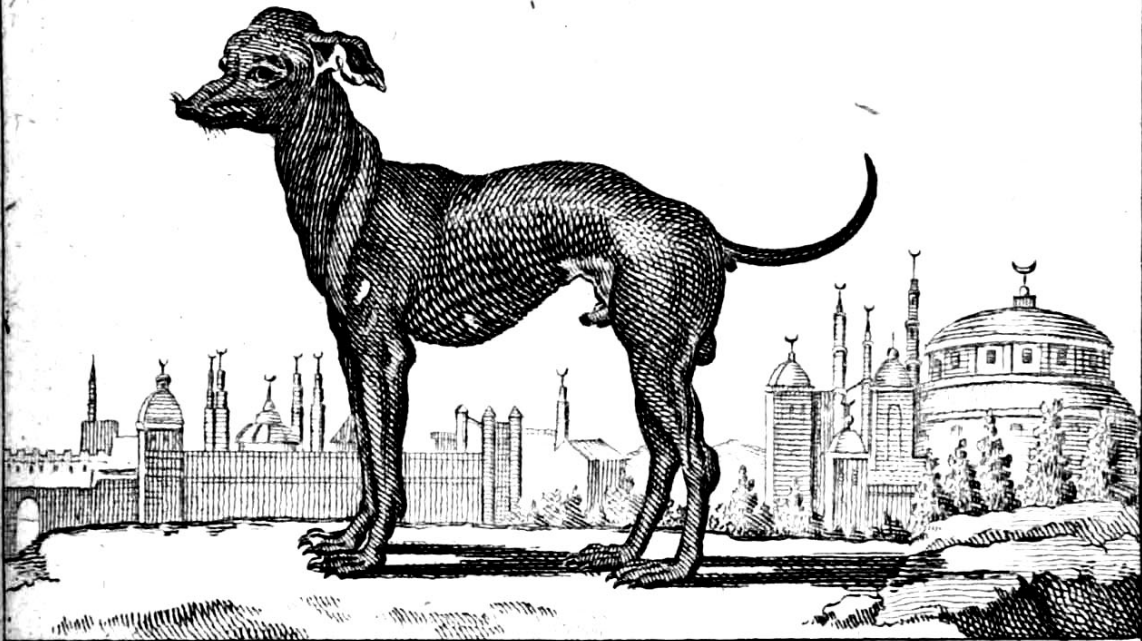
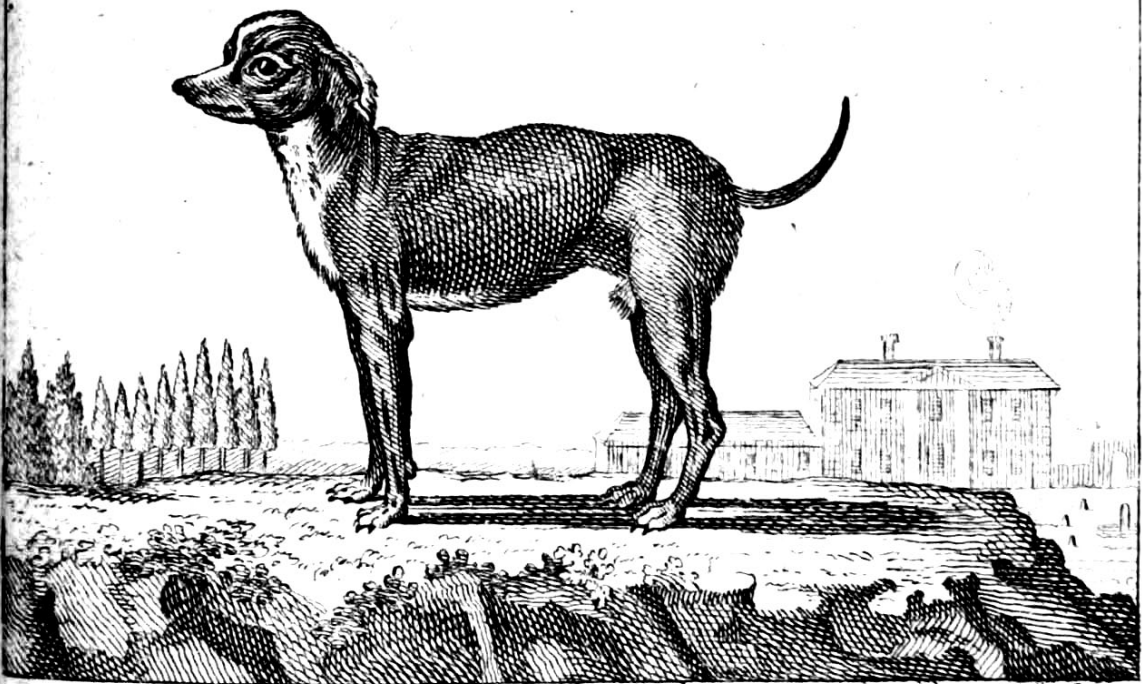


Fig. 2. *der Türkische Blendling.*



farbiges Fell ist mit mehr oder weniger Braun vermischt 45). Eigentlich sind sie aus den Kleinen dänischen Hunden (Tab. XXXIV. f. 1.) dadurch entstanden, daß die große Hitze der heißen Länder diese Veränderung ihres Felles hervorgebracht, und alle Keime von Haaren vertilget hat. Unter gemäßigten Himmelsstrichen müssen daher diese Hunde viel Frost ausstehen. In Frankreich sind sie beynahe das ganze Jahr hindurch einem beständigen Zittern unterworfen, das im Sommer sich kaum in der größten Hitze verlieret, und ihnen auf den Flecken ihrer Haut ihre gewöhnliche Farbe wiedergiebt.

Diese braungelbe Flecken ihrer Haut sind im Sommer ganz kenntlich, sie pflegen aber im Winter fast gänzlich zu verschwinden.

Es giebt auch Blendlinge von türkischen Hunden, (Chien Turc meis Tab. XXXV. f. 2.) die

M 2

auf

besondere Hütten. In gewissen türkischen Städten hat man eigne Stifungen zum Unterhalt einer gewissen Anzahl von Hunden. Bey dem allen halten sie die Türken für unreine Thiere, denen sie auf der Strasse ausweichen, wie wir einem Pferde, das wir im Gallop auf uns losrennen sehen. Wenn sie zufälliger Weise von einem Hunde berührt worden, müssen sie gleich darauf bedacht seyn, sich wieder zu waschen. S. Mannigfaltig II Jahr p. 627. III. . .

45) Hr. Pr. Müller sagt: l. c Ihre nackende, glatte Haut läßt sich runzeln und ist theils schwarz, theils weißlich gefleckt oder blaulich.

auf einigen Theilen ihres Leibes schon wieder Haare zeigen. Diese sind eigentlich von türkischen und kleinen dänischen Hunden entsprossen. Diese Blendlinge haben von ihren Haaren eine kleine weisse Mähne, von etwan einem Zoll in der Länge auf dem Hals. Auf dem Kopfe, vorn am Hals und auf der Brust findet man Haare von eben dieser Farbe, die aber viel kürzer sind. Auf der Brust, auf den Dickbeinen, und an beyden Seiten des Halses ist ihr Haar eben so kurz, aber von graulicher Farbe. Der übrige Theil des Leibes ist kahl und eben so gefärbt, wie bey andern türkischen Hunden.

Wenn diese Hunde sich mit andern Rassen vermischen, so fallen, unter Einem Wurf, einige völlig nackte Junge, andere, die am ganzen Leibe, und noch andere, die nur zum Theil mit Haaren besetzt sind.

16) Der Bullenbeißer ⁴⁶⁾.

Tab. XXXVI. f. I.

Die dicke, kurze, glatte Schnauze, stumpfe Nase und dicke hängende Lippen, machen bey diesen

46) Haller. l. c. Der Bullenbeißer. Molossus. Müller l. c. p. 208. Der Wachthund. Klein. Quadr. p. 68. Der Bärenhund. Bellicosus, Molossus. it. Der Schweißhund, Sangvinarius. Linn. l. c. Canis familiaris Molossus, magnitudine Lupi, labiis ad latera pendulis, corpore toroso. Gesn. Quadr. p. 251. Canis Sagax Sangvinarius, Franz. Le Dogue. Cf. Die engl. Dogge. M. . .

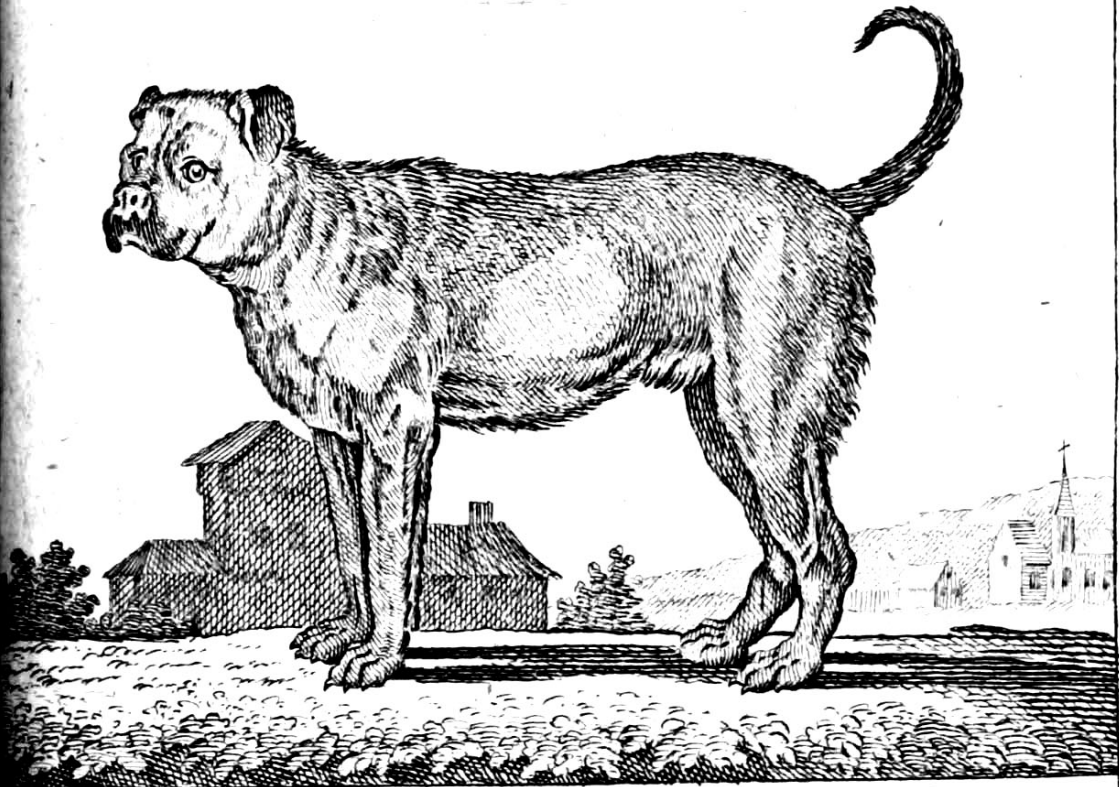
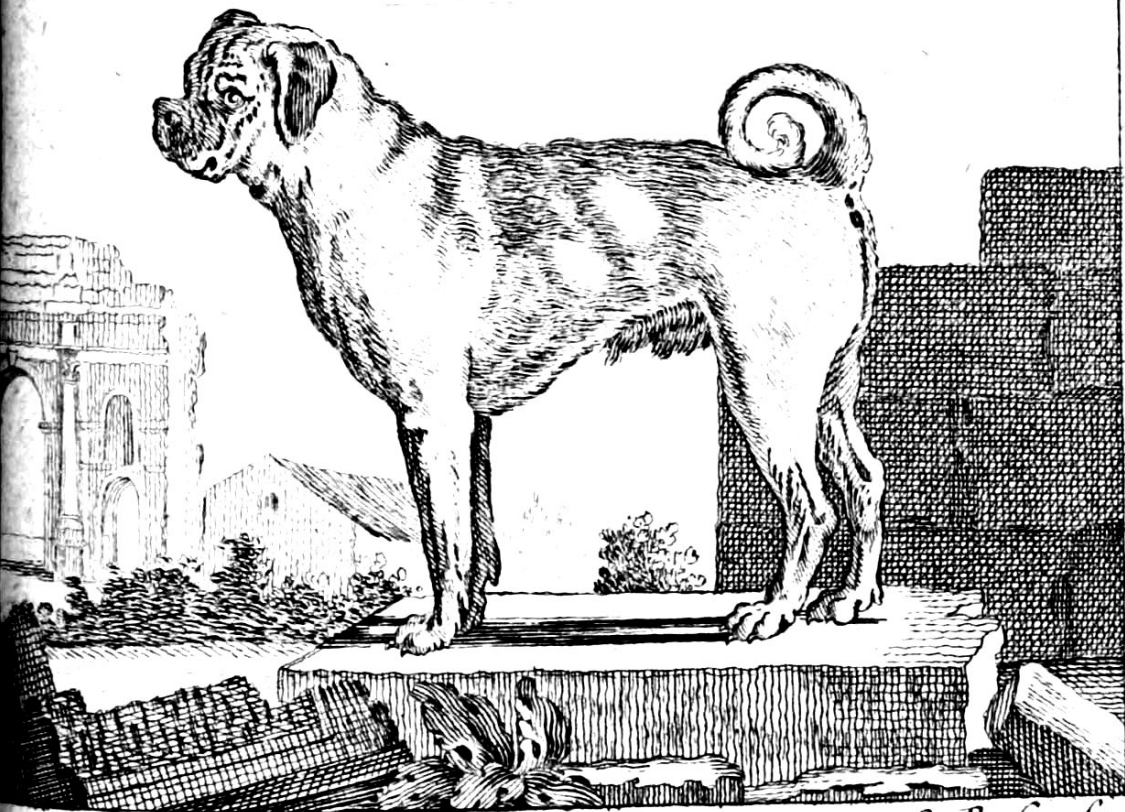


Fig. 2.

der Mops.

Pag. 186.



Büff

H. T.

C. B. G. sc.

fen Hunden so beträchtliche Merkmale aus, daß man durch sie ganz allein die Bullenbeißer von allen bis: hero beschriebenen Hunden leicht unterscheiden kann. Sie haben einen dicken, breiten Kopf, platte Stir: ne, kleine Ohren, deren Ende herabhängend ist, einen dicken und langen Hals, einen in die Höhe stehenden und am Ende vorwärts gekrümmten Schwanz. Ueber den ganzen Leib sind sie mit sehr kurzen Haaren bedeckt; nur hinten an den Dickbeis: nen und am Schwanz erscheinen sie etwas länger. Die Lippen, das Aeußerste der Schnauze, und die äußere Seiten der Ohren sind schwarz, der ganze übrige Leib aber hat eine blaßfahle Farbe.

Eigentlich kommen die Bullenbeißer aus Enges: land, und pflegen schon in Frankreich leicht wieder auszuarten. Sie sind schwer, größer als ein Wolf, mit starken Muskeln und Schenkeln versehen. Ihr breites Maul ist fast immer befeuchtet. Wenn sie frey herum laufen, sind sie zahm und gutherzig, an der Kette werden sie furchtbar, und sehr geneigt, Menschen anzufallen und niederzureißen. Ein Thier, womit sie kämpfen, pflegen sie vor Grimm selten wieder loszulassen. Sie dienen zu Beschützung der Viehherden und Packgüter. Zuweilen übt man ihre Kräfte wohl an kleinen Bären, die sie gar wohl überwältigen können. 47)

47) Hr. Prof. Hallen rechnet l. c. p. 482. unter die reine Hunderassen auch noch die irrländische Sun: de. Die albanische, griechische, tartarische, dä: nische und irrländische Hunde, sagt er, sind, wie die Menschen in diesen Ländern, groß, stark und

VII. Der Hund.

so gar zum Fuhrwerke geschickt. Die albanische waren schon unter den Alten, wegen ihrer Kämpfe mit Löwen und andern Thieren, im Rufe. Diese übertreffen an Grösse unsere Bauernhunde, und gleichen an Gestalt vorzüglich den grossen dänischen Hunden, sie besitzen aber, in Vergleichung mit diesen, eine ungeheure Taille. Ihre Farbe ist ganz weiß, und sie sind von einem stillen Wesen.

Die Hunde, welche die grosse Tartaren hervorbringt, wachsen bis zu der Grösse eines kleinen Esels und sind ohnstreitig unter allen die grössten. Sie jagen daher auch nur grosse Thiere. Ochsen z. B. sind ihre gewöhnlichste Beute.

17. . .





II. Blendlingsrassen.

Jede Rasse besteht nur so lange, als man diejenigen Hauptassen, von welcher jede dieser Blendlingsrassen abstammt, oder zweien Blendlinge von einer Rasse sich mit einander vermischen läßt. Jede andere Vermischung würde neue Merkmale verursachen, oder andere Rassen hervorbringen. Daher verlieren sich auch die meisten Blendlinge, ohne ihres Gleichen fortzupflanzen. Der Hund z. B. welcher auf der 30. Tafel f. 2. unter dem Namen des indianischen Weidhundes, vorgestellt wird, hat seine kurze Füße und langen Leib vom Dachshunde, (Tab. XXIX. f. 2.) den Kopf, die Ohren und den Schwanz vom Jagdhunde, (Tab. XXVI.) sein langes Haar scheint aber vom spanischen Wachtelhunde (Tab. XXXI. f. 1.) herzurühren. Ein Hund von einer solchen Art ist allemal der erste von einer Blendlingsrasse, die, weil sie gemeiniglich bey der ersten Fortpflanzung durch eine neue Vermischung ausartet, keinen besonderen Namen hat. Den eben beschriebenen indianischen Weidhund (Chien courant metis) brauchte man zu Versailles zum Leit-
hunde.

17) Der kleine Budel 48).

Tab. XXXI. f. 2.

Aus der Vermischung des großen Budels (Tab. XXX. f. 1.) mit dem kleinen spanischen Wachtel-
M 4 hunde,

48) G. Hallen l. c. p. 488. Fr. Le petit Barbet.

M. . .

Hunde, (Tab. XXXI. f. 1.) kommen die sogenannte kleine Budel, welche diese Benennung von der mehreren Aehnlichkeit mit einem Budel erhalten. Sie gleichen diesen an Gestalt, Figur und an den langen krausen Haaren, womit ihr Leib, wie mit einer Wolle, bedeckt ist. Nur die Schnauze ist verhältnißmäßig weniger dick, auch ihr Haar oben auf dem Kopf, auf den Ohren und am Ende des Schwanzes beynahe so seidenartig, wie bey dem spanischen Wachtelhund.

18) Das Bologneser Hündchen 49).

Tab. XXXIII. f. 1.

Vor einiger Zeit waren diese kleine Zwerge von Hunden sehr in der Mode. Man beförderte ihre Kleinheit gemeinlich dadurch, daß man sie jung oft mit Brandwein wusch, und ihnen wenig zu fressen gab; daher sie zuweilen die Größe der Eichhörnchen kaum übertrafen, und von Frauenzimmern, als Favoritthen, in den Muffen getragen wurden. Jesho gehöret ein solcher Hund, wie der Mops, schon unter die Seltenheiten. Vermuthlich hat man sie, wegen der bey allen Hunden mit langen Haaren unvermeidlichen Unreinigkeit, wieder aus der Liste der thierischen Favoriten ausgestrichen; denn das Abscheeren

49) Das Bologneser- oder Maltheser Hündchen.

Canis melitenfis. Gallen l. c. Fig. 57. Der Bologneser oder spanische Hund. Müller l. c. p. 208. Klein. Quadr. p. 68. Melitacus, der Schooßhund. *Canis famil. melitaeus*, magnitudine Sciuri. Linn. l. c. Franz. Bouffe. Bichon. Chien de Malthe.

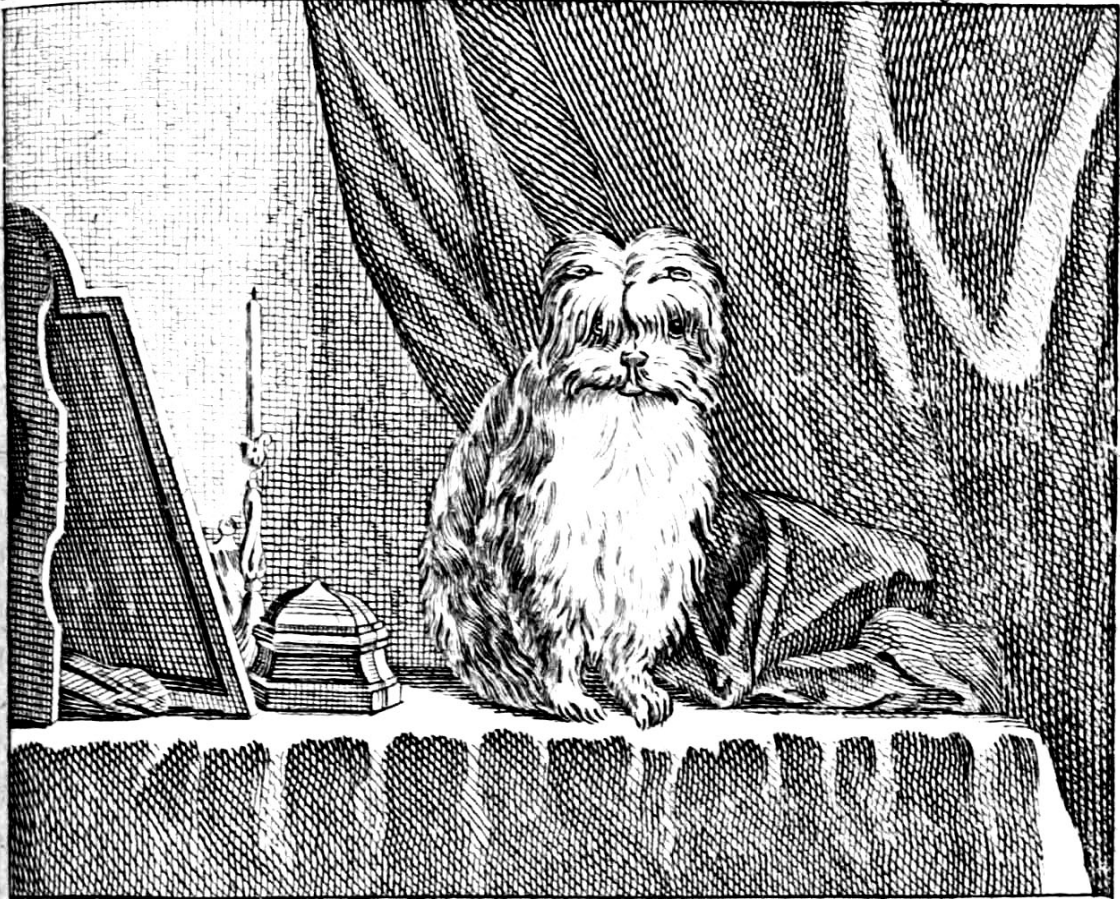
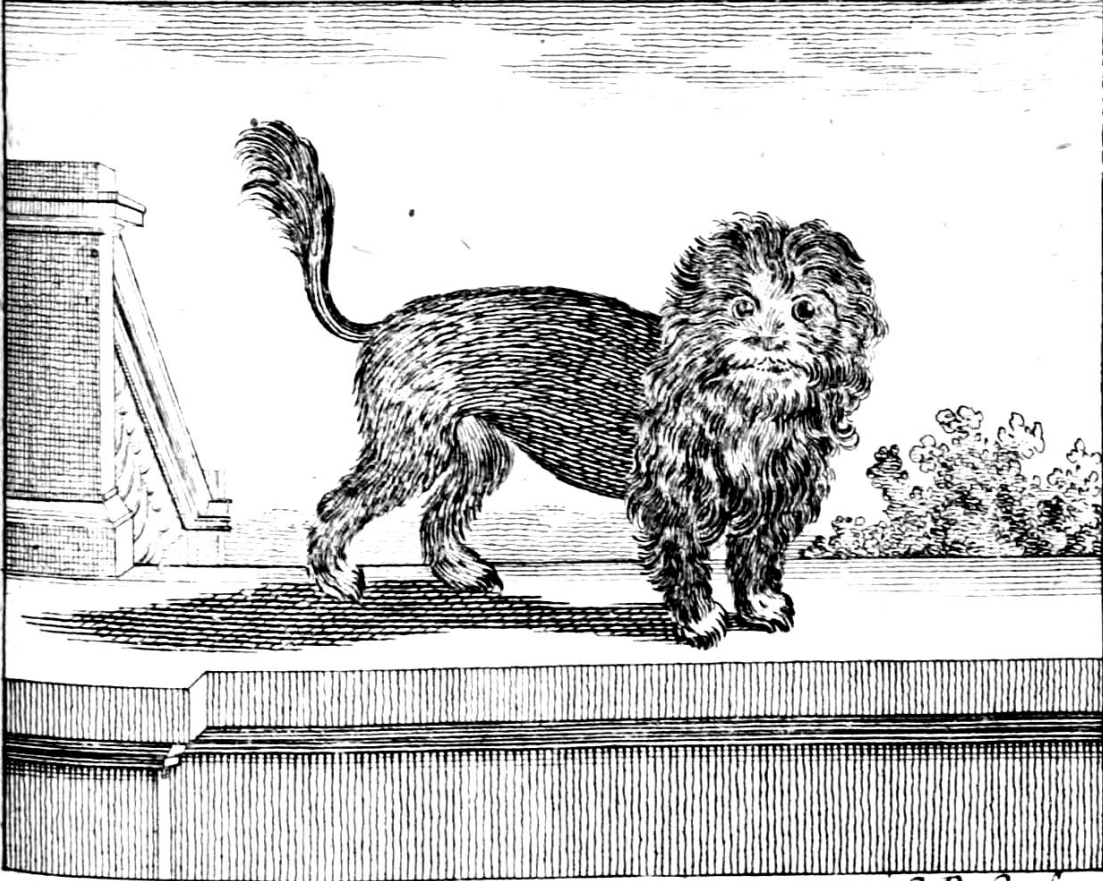


Fig. 2. *das Löwenhündchen.*



scheeren der Haare war zugleich eine Beraubung ihrer vorzüglichsten Schönheit. Vom kleinen Budel (Tab. XXXI. f. 2) scheinen sie die Schnauze, vom spanischen Wachtelhund (Eben. Fig. 1.) das lange glatte Haar über den ganzen Leib zu haben; daher man ihnen auch im Französischen den Namen Bouffe beylegte. Sie heißen auch Maltheserbunde, weil die ersten dieser Art aus Maltha gekommen waren. Allem Ansehen nach haben sie die Figur des Körpers, das Haar und die Farbe von den Rassen des Budels und spanischen Wachtelhundes.

19) Das Löwenhündchen ⁵⁰⁾.

Tab. XXXIII. f. 2.

Herr Daubenton hält jezo die Löwenhündchen für noch seltsamer, als die Maltheser oder Bologneser. In Deutschland scheinen sie es noch nicht zu seyn, weil man sie daselbst in großen Städten immer noch ziemlich häufig unter den Günstlingen der Damen findet. Sie unterscheiden sich von der vorigen Art bloß darinn, daß ihr Leib und die Hälfte ihres Schwanzes nur mit kurzen Haaren bewachsen ist, da sie hingegen auf dem Halse, auf den Schulterblättern, auf den vier Füßen und auf dem äußersten Theile des Schwanzes, eben so langes Haar, als die Bologneserhündchen haben. Man hat sie Löwenhündchen genennet, weil ihr langes Haar am Hals einer Löwenmähne ziemlich ähnlich sieht, und sie an der Spitze des Schwanzes, wie der Lö-

M 5

we,

50) S. Gallen. I. cit. Franz. Chien Lion.

we, einen starken Haarbüschel haben. Wahrscheinlicher Weise sind sie aus einer ähnlichen Vermischung, wie die Bologneser entstanden, doch muß dabey noch ein kurzhaariger Hund mit im Spiele gewesen seyn.

20) Der Mops ⁵¹⁾.

Tab. XXXVI. f. 2.

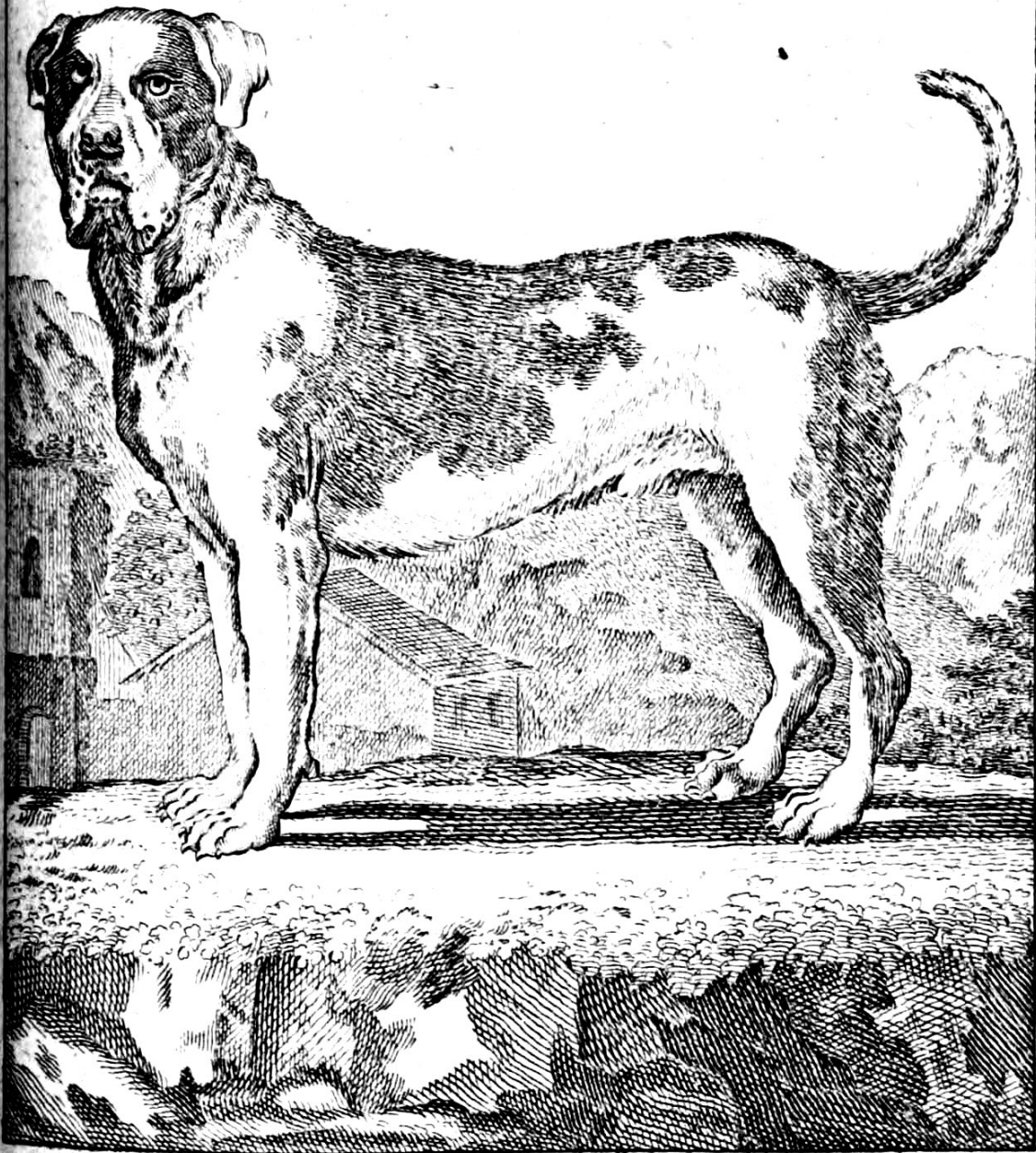
Diese Hunde sind im Kleinen, was der Bullenbeißer (Tab. XXXVI. f. 1.) im Großen vorstellt. Sie unterscheiden sich vom letztern bloß dadurch, daß sie eine mindere Größe, einen schwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, eine schmalere und nicht so stumpfe Schnauze haben; übrigens gleichen sie den Bullenbeißern, sowohl in Ansehung der Gestalt ihres Körpers, als der Länge und Farbe der Haare. Sie stammen auch von ihnen ab, und sind bloß durch die Vermischung mit andern Hunden ein wenig ausgeartet. Diese Hundart ist eine der sanftmüthigsten, und es ist sonderbar, wie man darauf verfallen konnte, den Mopsen gemeiniglich ihre hangende Ohren glatt vom Kopfe wegzuschneiden.

21) Große Doggen ⁵²⁾.

Tab. XXXVII.

Mit dem gemeinen Bullenbeißer (Tab. XXXVI. f. 1.) kommen die englische Doggen am nächsten überein,

51) S. Gollen l. c. Müller l. c. p. 209. Der Mops, die Steindogge. Linn. l. c. (*canis familiaris fricator*, naso reflexo, auribus pendulis, corpore quadrata. Franz. *Doguin*. III. . .



überein, doch pflegen sie viel grösser als jene zu seyn. Dieser Unterschied in der Grösse rühret von der Vermischung des gemeinen Bullenbeiffers mit Bauerhunden (Tab. XXI.) oder mit hochbeinigen dänischen Hunden, (Tab. XXII.) her. Eigentlich ist wohl die englische Dogge gleichsam ein gemeiner Bullenbeiffers im Großen. Seine Schnauze ist nur etwas länger, aber eben so stark, die Lefzen sind auch eben so dick und lang. An Farbe gleichen sie den Bauerhunden. Die hier abgebildete Dogge war auf weissem Grunde schwarz und fahl gezeichnet.

Die Großen lassen des Nachts gern ihre Schlafzimmer durch solche Hunde bewachen; sie werden daher von einigen Kammerhunde genennet; oder man richtet sie ab, die Bären, wilde Schweine, Hirsche u. s. w. an den Ohren zu fassen und fest zu halten, ohne sie zu beschädigen.

52) Die englische Dogge. Hallen l. c. Fig. 32. Der Schlächter = Fleischer, oder Metzgerhund. Franz. Le Dogue de forte race. Chien de Boucher, l'Alain de boucherie, *Bom. Dict.* III. p. 135. Cf. Der Bullenbeiffers.

M. c. c.





III. Doppelte Blendlinge,

die aus zwei Blendlingstraßen entsprungen sind.

22) Die Roquets 53).

Tab. XXXIV. f. 2.

Die Roquets gleichen in Ansehung der Form des Körpers den Kleinen dänischen Hunden, (Ebenf. f. 1.) denn sie haben, wie diese, einen runden Kopf, große Augen, kleine, zum Theil steife, zum Theil herunterhängende Ohren, schwache Schenkel und einen vorwärts gebogenen, aufgerollten Schwanz; ihre Schnauze hingegen ist kurz, dick und etwas stumpf, wie bey den Mopsen (Tab. XXXVI. f. 2.) Sie haben auch ihren Ursprung diesen beyden Rassen zu danken, und sind mit eben solchem Haar und Farben, wie die kleine dänische Hunde, versehen. Es giebt unter ihnen auch Sarkine, wie der auf der angezeigten Platte vorgestellte Roquet.

23) Der Artoisische Hund 54).

Diese von Mopsen und Roquets erzeugte Hunde haben eine kurze und so platte Schnauze, daß bey ihnen

53) S. Hallen l. c. p. 489. Fr. Le Roquet.

III. . .

54) Der achziger, der rüsselsche Hund. Hallen l. c. p. 490. Franz. Chien d'Artois, Iffois. Quatre-vingt.

III. . .

ihnen daher leicht ein übler Geruch aus der Nase oder Schnauze entstehet. In Deutschland bekommt man sie fast gar nicht zu sehen. Zu Nysfel in Flandern sollen sich noch einige finden. Sie waren daselbst vor diesem so gemein, daß man sie daher auch Nysfelische Hunde nannte. Artoisische heißen sie, weil sie aus dieser Provinz gekommen sind. Wenn aber auch die Rasse wirklich ausgestorben wäre, so würde man sie doch, so lang es noch Mopse und Roquets giebt, allemal von neuem wieder hervorbringen können.

24) Altkantische Hunde 55).

Man pflegt diese doppelte Blendingsraße auch Hunde von Cayenne zu nennen, und hieraus läßt sich schlüssen, daß man sie aus unterschiedenen Ländern erhalten. Sie haben vom Mopse die kurze Schnauze, das lange Haar vom spanischen Wachtelhund, weil sie diesen beyden Arten ihr Daseyn schuldig sind.

25) Hunde von Burgos 56).

Die spanische Wachtelhunde und Dachshunde, sind eigentlich die Eltern dieser Art von Blendlingen. Vom Dachs erbten sie die kurze Beine und den langen Leib, vom Wachtelhunde die lange Haare. In Paris erzog man einige, die sehr klein waren und wie die Füchse belleten.

26) Ras

55) S. Hallen l. c. Franz. Chien d'Alicante ou de Cayenne. II. . .

56) S. Ebend. Franz. Chien de Burgos ou Burgos. II. . .

26) Kalabrische Hunde 57).

Diese von grossen dänischen und spanischen Wachhunden abstammende Blendlinge sind sehr gross, un-
gemein hochbetriecht, wie die grosse dänische Hunde, und
sehr beherzt, auch daher bey der Wolfsjagd sehr wohl
zu brauchen. Ihre Gestalt hat viel Aehnliches mit an-
geführten Rassen, von welchen sie entsprossen waren.

Hr. Hallen, welcher alle Hunderassen in euro-
päische und indianische theilet, begreift unter den ers-
ten alle bisher angezeigte, unter den letztern aber
noch folgende Hunde:

27) Der mexikanische Hund 58).

Der ganze Bau dieses Hundes scheint sich übel
zusammen zu reimen. Ihr Kopf ist klein, ihr Leib
haarig und wie am Bologneser Hund (Tab. XXXIII.
fig. 1.) gestaltet, ihr Hals kurz und fett. Schnauze
und Rücken erheben sich bey diesen Hunden vermits-
telst eines ungeschickten Buckels. Ihr Bauch ist fett,
ihr Schwanz kurz, die Klauen stark zugespizet. Sie
dienen den Indianern statt ihrer Haushunde.

Die Spanier fanden in Amerika nur eine kleine
Art von Hunden, die man *Alco* nannte 59). Die
Ein-

57) S. Eberd. Franz. Chien de Calabre.

27. . .

58) Klein. Quadr. p. 68. Canis mexicanus.

27. . .

59) S. Klein. l. c. und Jos. à Costa Libr. IV. c. 33.

27. . .

Einwohner, welche sie außerordentlich werth hielten, brachen sich lieber selbst einige Speisen ab, um sie diesen Hündchen zu geben, welche sie auch überall im Busen mit sich nehmen und sie auf ihren Reisen auf den Schultern, oder im Schoosse tragen.

28) Der nackte amerikanische Hund ⁶⁰⁾.

Von diesen über 3 Schuh langen, ganz nackten und auf dem Felle mit häufigen gelbrothen Flecken bezeichneten Hunden, ist aus dem vorhergehenden schon bekannt, daß die Amerikaner die Gewohnheit haben, sie zu verschneiden und hernach zu mästen. Sie pflegen das Hundefleisch allen übrigen Arten von Fleische vorzuziehen. Sie bringen es häufig zu Markte. Man bezahlt es da so theuer, als das Schöpfenfleisch, und ein gebratener fetter Hund ist allemal das herrlichste Gerichte der Schwarzen. Eben dieses liefert man auch von den Wilden in Kanada. Die Missionarien selbst finden, wenn sie einigemal darauf zu Gaste gebethen sind, so viel wohlschmeckendes daran, als am Schweinefleisch.

Muf

60) Galle l. c. p. 491. *Xoloitzcuintli* der Mexik. Dieser Hund, welchen der Hr. Pr. Müller l. c. p. 228. den merikanischen Fuchs nennet, heißt bey dem Linné l. c. p. 60. *Canis mexicanus*, caudâ deflexâ laevi, corpore cinereo, fasciis fuscis, maculisque fulvis variegato. *Briff. Quadr.* p. 172. *Lupus mexicanus* oder *Xoloitzcuintli* *Hern. Mex.* p. 479. fig. bona. *Le Loup de Mexique.* *Cuetlachtli* S. *Lupus indicus* *Fern. H. Nov. Hisp.* p. 7. *Euf. Nieremb* p. 180. *Felis montana americana* *Seb. Mus. I.* Tab. 42. fig. 2.

Auf den benachbarten Halbinseln der Straße Davis jagt man die Hunde und ißt sie windtrocken, oder man verwahret ihr Fleisch unter dem Schnee.

Die Köpfe dieser Hunde sind mit einer spitzigen Schnauze, wie auch mit hohen, spitzigen Ohren versehen. Das Bellen ist nicht in ihrer Gewalt; Statt dessen pflegen sie bloß zu heulen oder zu gurren.

29) Afrikanische Hunde.

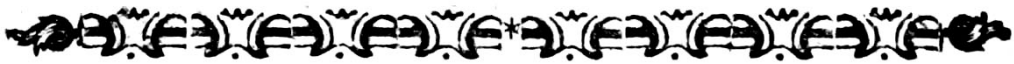
Wenn man europäische Hunde nach Guinea, Hispaniola u. s. w. bringet, verlieren sie nach etlichen Jahren die Stimme, und sie behalten weiter nichts davon übrig, als ein finsternes Geheule. Auch die grönländischen Hunde pflegen gar nicht zu bellen, sondern bloß zu gurren und zu heulen. S. Klein. Quadr. p. 68. Noch andere pflegen, wenn sie auch geprügelt werden, nicht einmal den geringsten Seufzer hören zu lassen. Man erziehet sie größtentheils zum Verspeisen. Ihre Jungen bekommen allmählig steife Ohren, behalten wenig Haare an sich, und ihre Schnauzen werden eben so, wie die Schwänze, lang und spitzig. Herr Bankroft sagt in seiner Nat. Gesch. von Guiana, S. 84. die Hunde schienen daselbst nur eine Mittelart zwischen dem Jagd- und Wachtelhunde zu seyn. Sie haben einen schlanken Bau, eine stumpfe Nase, ein großes Maul, herabhängende, lange Ohren, langes, zottlichtes Haar, gemeiniglich von gelblicher Farbe, und verfolgen oder treiben das Wild aus dem Lager, so bald sie es wittern.

30) Der amerikanische wilde Hund
mit sehr langem Schwanz ⁶¹⁾).

Der Kopf ist an diesem wie an andern Hunden beschaffen, die Ohren sind klein und steif, die Augen groß, der Bart lang, der Kachen groß, die Zähne sind spitzig und lang, die Füße nur etwas länger und stärker, als die Raßensfüße. Sie bestehen aus 5 langen Zeen mit krummen, starken Klauen. Das Haar dieser Hunde hat eine schwache fuchsfarbige Röthe, die am Kopf, am Schwanz und an den Füßen ein wenig verschossen zu seyn scheint.

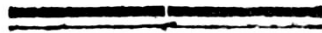
61) *Canis americanus sylvestris, caudâ longissimâ.*
Sebae Vol. I. p. 47. T. 30. n. 1. Klein. Quadr. p. 69.





Zweiter Anhang.

Etwas vom Nutzen und Schaden, welchen die Hunde stiften können.



Nusser den vorzüglichsten Gelegenheiten, woben die Hunde, theils in Absicht auf ihre Geselligkeit und besondere Treue, auf ihre ungemeine Wachsamkeit und Fähigkeiten in Beschützung der Häuser und Besorgung der Heerden, ingleichen auf die unglaubliche Gelehrigkeit, wenn sie zur Jagd und gewissen Künsten ⁶²⁾ abgerichtet werden, sich den Menschen sehr nützlich erweisen, hat man in Siberien, in Frankreich, auch hin und wieder an einigen andern Orten von ihnen den Vortheil, daß man die größte vor Schlitten und kleine Wagen spannet, um allerley Güter zu verfahren. In Holland werden sie von Kindern mit Pferdgeschirr beleget, in kleine Kariole gespannt, und von ihnen statt kleiner Pferde zum Spazierenfahren gebrauchet.

Die Grönländer, deren Hunde sehr groß, weiß oder schwarz gemischet, mit gerade in die Höhe stehenden

62) Hierbey verdienen in Zanovs Seltenheiten der Natur 2c. III B. S. 670. 2c. die Betrachtungen über die Künste eines abgerichteten Hundes, nachgelesen zu werden. M. . .

den Ohren versehen, übrigens stumm sind, oder anstatt zu bellen, bloß zuweilen heulen, bedienen sich derselben vornämlich, ihre mit Seehunden beladene Schlitten auf dem Eise zu ziehen und nach ihren Wohnungen zu führen. Man spannet vier, sechs, acht bis zehn Hunde vor einen Schlitten, worauf etwa fünf Seehunde, auch wohl sechs und noch ein Grönländer liegen können. Sie schleppen dergleichen Lastungen weit hurtiger fort, als unsre Pferde thun würden, und legen in diesem Zustand auf dem Eise wohl funfzehn deutsche Meilen in Einem Wintertage zurücke. Statt einer billigen Erkennlichkeit von Seiten der Grönländer müssen sie auf ihren Unterhalt selbst bedacht seyn und sich mit den Knochen behelfen, welche ihre Herren vorher abgenaget und weg geworfen haben. Einige pflegen sich am Ufer Muscheln zu Befriedigung ihres Hungers aufzusuchen; im Sommer fressen sie eine Art von Beeren, Kräckebeeren oder auch Kevlinger genannt, und nur selten werden sie von ihren Herren mit Blut oder Eingeweide von gefochten Seehunden traktirt. S. Egedens Grönl. p. 87. Cf. David Kranzens Hist. von Grönland I Th. p. 100. Hr. Ellis hat alles dieses, in seiner Reise, S. 169. auch von den Hunden der Indianer in Sudsonsbay erzählt.

Die Kamtschatkalischen Hunde, welche den vorher beschriebenen gleichen, und für schneller als andere, gehalten werden, leben im Frühling völlig in Freyheit. Nur im Winter spannet man sie vor die Schlitten. Sie nähren sich mit allem, was ihnen auf dem Felde vorkommt, sie graben Mäuse aus, und fangen, wie die Bären, in den Flüssen Fische. Im Oktober nehmen sie die Kamtschadalen erst nach

Hause und binden sie neben ihrer Wohnung an, bis ihnen ein guter Theil ihres Fettes abgefallen ist, und sie desto leichter zum Fahren werden. Man wird hierbey mit Vergnügen lesen, was Hr. Krascheninikow in seiner Beschreibung des Landes Kamtschatka 2c. Lemgo 1766. 4to S. 128 — 130. vom Gebrauch und Lebensart der dasigen Hunde meldet.

Der jungen Hunde pflegen sich einige statt äußerer Arzneymittel zu bedienen. Viele Menschen, die mit einer Kolik von Erkältung geplagt werden, wissen, durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes auf den Leib, sich bald von diesem schmerzhaften Uebel zu befreien, weil sie durch die sanfte natürliche Wärme dieser gefälligen Thierchen allmählig die Folgen einer plötzlichen Erkältung am sichersten vertreiben ⁶³).

Kindbetterinnen oder stillenden Frauens leisten die jungen Hunde, so lange sie zumal noch den Gebrauch ihres Gesichts nicht haben, vortrefliche Dienste, wenn entweder ein zu grosser Ueberfluß von Milch, oder die zu tiefliegende Brustwarzen sie nöthigen, den Vorrath der erstern zu vermindern, oder die Beschaffenheit der letztern zu verbessern, ehe sie die noch schwache Kinder an die Brust legen. Alle Frauens, welche sich dieses Mittels jemals bedienen, versichern Einstimmig, daß in beyden Fällen kein Mittel sanfter und sicherer wäre, als das öftere Anlegen dieser kleinen Miethlinge.

Es

63) S. Merkleins Thierreich, p. 86. und Pr. Müllers I, c, p. 218. . .

Es hat Podagrifen gegeben, welche durch das Lecken junger schmeichelnder Hunde von ihren Schmerzen befreyet worden. Das schlimmste hierbey war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uebel gemeiniglich selbst erben, und ihre Dienstfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Wenigstens führet Hr. von Linne in seinen Amoen. acad. einen gewissen Hrn. Aschelin in Schweden an, der auf solche Art und mit so schlimmen Erfolg für den Hund von seinem Podagra befreyet worden ⁶⁴).

Außerdem sind von je her die Hunde Märtyrer der Arzneywissenschaft gewesen; man hat sich kein Bedenken aus den Martern gemacht, welche man einem lebendig zergliederten Hund anthat, um jungen Aerzten einen Begriff vom thierischen Bau der innern Theile, vom eigentlichen Mechanismus des Athemhohlens, von den Milchgefäßen, von der Reizbarkeit der Theile, von den Wirkungen der Nerven u. s. w. zu geben.

Vom ökonomischen Gebrauch der Hunde, als ein Nahrungsmittel betrachtet, ist schon im vorhergehenden ausführlich vom Hr. von Buffon selbst, geredet worden. Ihr Sell ⁶⁵) weis man zu Handschuhen sehr wohl zu brauchen, und man will so gar den Strümpfen oder Stiefeln von Hundebälgen eine sehr lindernde Kraft in der Fußgicht beylegen. Die Grönländer bedienen sich der Hundebälge statt ihrer Bettdecken

N 3

decken

64) Ein mehreres vom Nutzen des Hundespeichels findet man im Merklein l. c. p. 87. M. . .

65) Man lese eben daselbst S. 90.

decken oder die Kleider damit zu besäumen. Ihr Fett hat man, wenigstens vor Zeiten, häufig in solchen Krankheiten anzuwenden gesucht, wo es darauf ankam, die gespannte veste Theile geschmeidiger zu machen und innere Krämpfe zu besänftigen. Wir selbst haben ein Frauenzimmer gekennet, welches auf Anrathen gewisser Aesterärzte das Hundefett auf Stullen essen und in allen Suppen reichlich mit genüssen mußte. Zum Glück für diejenige, welche vielleicht nicht ohne den äussersten Widerwillen sich zu einer ähnlichen Kur würden haben verurtheilen lassen, starb endlich diese Märtyrern eines Scharletans, theils an der Uebermacht ihres Uebels, theils am Ueberflusse des genossenen Hundefettes. In den Apotheken wurde sonst nicht allein ein gewisser Hundebalsam ⁶⁶⁾, sondern so gar der weisse trockne Unrath der Hunde, unter dem Namen *Album graecum* (Cynocoprus, Merde de Chien) als ein starkes schweißtreibendes Mittel für die Liebhaber aufbehalten. Zum Glück haben die neuern Aerzte durch bessere Mittel von zuverlässigerer Wirkung den alten Unrath endlich aus den Apotheken verdrängt und der freigebigen Natur anständigere Heilmittel abgeborget.

Wer sich übrigens einen Begriff machen will, wie sehr die Alten den medicinischen Gebrauch thierischer Theile geliebet, kann im angeführten Buche des Hrn. D. Merklein sehen, daß ehemals am Hund alles für brauchbar und heilsam gehalten wurde.

Unter den Krankheiten der Hunde, welche in den Schriften der Jäger ausführlich behandelt werden,
dürfen

66) Die Zubereitung desselben ist ebenfalls im Merklein 2c. p. 87. zu finden. M. . .

dürfen wir diejenige wohl nicht füglich übergehen, welche nicht ihnen allein, sondern auch den Menschen, leicht gefährlich und gar tödtlich werden kann. Jedermann weiß zwar, daß die Hunde zum Tollwerden oder zur Wuth eine vorzügliche Neigung haben. Vielleicht sind aber die Kennzeichen dieser gefährlichen Krankheit nicht jedermann so bekannt, als es zu ihrer Sicherheit nothwendig ist. Wir wollen sie daher so, wie sie Hr. Pr. Hallen und Hr. Pr. Müller⁶⁷⁾, gesammelt, unsern Lesern hier mittheilen.

Der erste Grad dieser Krankheit äußert sich durch folgende Merkmale: die Hunde werden traurig und suchen, wider ihre Gewohnheit, anfänglich die Einsamkeit, sie verkriechen sich, lassen Fressen und Saufen stehen, und schleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanz schläfrig umher. Sie hören auf zu bellen und fangen dagegen an zu murren und mit einem heimtückischen Gram fremde Menschen anzufallen. Doch pflegen sie bey diesem Grade der Krankheit noch ihren Herrn zu scheuen. Ihr Biß beginnt aber nun schon gefährlich zu werden.

Der zweete Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus einem schäumenden Rachen hervorstrecken, ihren eignen Herrn zu verkennen und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückisch zu schnappen. Ihr Gang ist alsdann unordentlich, bald schleichen sie taumelnd herum, bald aber thun sie einen Schuß oder Sprung, der von der ordentlichen
 N 4 Bahn

67) Jener S. 474. u. s. w. des angef. Werkes, dieser aber l. cit. p. 216. u. 177. . .

Bahn abweicht, fangen an die Augen zu verschlüssen, die nun trübe und thränicht werden, und bekommen eine blauliche Zunge. Dieser Zustand pflegt kaum vier und zwanzig Stunden vor ihrem Tode herzugehen ⁶⁸).

Je kürzer vor ihrem natürlichen Ende man von ihnen beschädigt wird, desto gefährlicher ist ihr Biß, weil sie den Zunder dieser Krankheit den menschlichen Säften mittheilen, und verursachen, daß ein unglücklicher Weise gebissener Mensch die Wasserscheu oder Wuth bekommt, und wenn er nicht gleich durch schiefliche Mittel gerettet wird, eines kläglichen Todes sterben muß ⁶⁹).

Nach

68) Von den Zeichen der Tollheit eines Hundes lese man auch noch:

1) D. Schrebers Sammlung verschied. Schriften 2c. XI Th. p. 42.

2) Hannov. Mag. 71. p. 735.

69) Von dieser gefährlichen Krankheit und von den dagegen vorgeschlagenen Mitteln, denken wir noch im I Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten ausführlich zu handeln. Vorläufig könnte man darüber folgende Schriften zu Rathe ziehen:

1) *Essai sur la Rage &c.* par Mr. *Ponreau*. à Lyon. 1764.

2) D. *Baumeri* Progr. de methodo morsum canis rabidi curandi rationali. Erford. 1765.

3) *Remarques sur la Rage ou l'Hydrophobie*, im *Journ. des Scav.* 1766. Nov. p. 169. &c.

4) Ob-

Nach geschehenem Unglück ist jede Zögerung tödtlich. Alle mögliche Hülfe muß gleich nach dem Bisse geleistet werden. Das erste, was man dabey zu thun hat, ist vornämlich, das mitgetheilte Gift durch beissende oder blasenziehende Mittel und Schröpsköpfe, auch innern Gebrauch schweißtreibender Mittel abzuhalten, daß es nicht mit andern Säften sich vermischen, und

N 5

ins

4) Observ. sur une *hydrophobie* guerie par Mr. *Wrightson*. In der *Gaz. Salut.* 72. Nro. 51. p. m. 404.

5) Extrait d'une lettre du *Dr. Wolf* en Varsovie à Mr. *H. Baker* à Londres, concernant les essais des differens remedes les plus vantés contre l'*hydrophobie*. *Ebend.* 1768, Nro. 29. p. 228. und Nro. 30. p. 236.

6) *Zamb. Mag.* I Band p. 127 — 134.

7) *Frank. Samml.* I B. p. 475. — 496. II B. 242 — 250.

8) *Leipz. phys. ökon. Abhandlungen*, III Band. S. 838 — 871.

9) Des Hrn. *Pr. Titius Wittemb.* *Wochenbl.* 71. p. 432.

10) *Zann. Mag.* 63. p. 107.

11) *Brem. Mag.* IV B. S. 534 — 538.

12) *Della cura preservativa della Rabbia canina osservazioni Medico - pratiche di Morando Morando*, Medico de Princ. de Modena. 1755. 8vo.

13) *H. James treatise on canine Madness.* Lond. 1760 gr. 8vo. &c.

14) *Boerhave Aphorismi de cognosc. et curandis morbis* p. 291.

M. . .

Unter die Ursachen, welche bey den Hunden eine Wuth verursachen können, zählet man die heisse Himmelsstriche, die anhaltende schnelle Abwechselungen der grossen Hitze und einer starken Kälte, das vermoderte Fleisch, welches die Hunde in den heissen Jahreszeiten fressen, den Mangel an Getränke, die Würmer u. s. w. 71)

Nach der Anzeige der Kennzeichen, wornach man urtheilen soll, ob? und in welchem Grad ein Hund rasend oder toll sey? ist es wohl nöthig auch noch anzugeben, aus welchen Merkmalen man schlüssen könne, daß ein Mensch von seinem Bisse wirklich in Gefahr des Lebens gerathen. Ueberhaupt ist nicht leicht ein ander Gift fähiger, die grösten Unordnungen in unserm Körper anzurichten, als der Geifer eines wüthenden Hundes. Bisweilen verbirgt sichs wohl einige Jahre hindurch im Körper, bevor es, bey Gelegenheit des scharfen Blutes, der warmen Jahreszeit u. s. w. sich zu offenbaren anfängt. Es ist aber allemal so viel davon zu besorgen, daß man die Vorbauungsmittel keinen Augenblick verschieben sollte.

Die Erscheinungen an Leuten, die von tollen Hunden gebissen worden, fangen sich von dem Schmerz an, welcher die beschädigte Haut einnimmt. Die verwundete Stelle pfleget gleich aufzuschwellen, und die schmerzhafteste Empfindung, sich nach den benachbarten Theilen auszubreiten. Es folgt hierauf eine Trägheit im ganzen System der Muskeln. Der Schlaf

71) S. *Gentl. Magaz.* 1760. *Brachm.* p. 288. und
Brem. Mag. VII B. p. 43. M. . .

Schlaf ist unterbrochen und unruhig. Die Verwirrung nimmt immer mehr überhand. Man seufzt oft, man verfällt in eine tiefe Traurigkeit und fühlt einen unwiderstehlichen Trieb, sich von den übrigen Menschen abzusondern.

Im zweyten Grade des überhand nehmenden Nebels vermehren sich die vorigen Zufälle und bringen den Kranken zu allerley Ausschweifungen. Man empfindet beschwerliche Herzensangst, das Athemhohlen wird oft von Seufzern unterbrochen, ein heftiger Schauer überläuft jeden Kranken dieser Art, sobald er Wasser, Spiegel oder andere solche Körper wahrnimmt, welche das Licht stark zurück werfen. Der geringste Tropfen von einer Feuchtigkeit, womit nur die Lippen oder Zunge berührt werden, erregt unbeschreibliche Bangigkeit, ein Zittern, Verzuckungen oder eine völlige Wuth. Durchs Erbrechen giebt man eine zähe, gallichte, schwarze Feuchtigkeit von sich; das Fieber, die Schlaflosigkeit, ungewöhnliche und verwirrte Gedanken, pflegen den zweyten Grad endlich zu beschlüssen.

Beym Anfang des dritten Grades verschlimmern sich alle vorige Umstände. Der Kranke streckt die raube Zunge hervor, er gähnt, seine Stimme wird heiser, der Durst vermehret sich; bey Erblickung eines Getränks aber fängt er an, in Unsinnigkeit zu verfallen; der Speichel häufet sich im Munde, der Kranke fühlet einen unwillkührlichen Trieb, ihn auf andere Personen auszuwerfen. Er knirschet mit den Zähnen, der Schweiß ist eiskalt im Gesichte und man bemerkt alle Zeichen der größten Raserey, so gar zu der Zeit, wo die Seele noch vernünftig zu denken und

und der Kranke sich zu hüten scheint, daß er andern Personen keinen Schaden zufügen möge.

Den Beschluß von diesem widersinnigen und kläglichen Schauspiel macht endlich ein mit krampfhaften Verzuckungen und Engbrüstigkeit begleiteter Tod, welcher gemeiniglich den vierten Tag, vom ersten Tage des Uebels gerechnet, zu erfolgen pfleget.

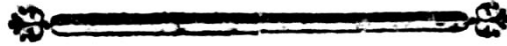
Die Zergliederung der Leichname, die am Bisse wütender Hunde gestorben sind, zeigte nachforschens den Aerzten, daß alle Werkzeuge, welche das Hinabschlucken befördern, entzündet sind. Den Magen fanden sie mit einer gallichten, zähen Feuchtigkeit erfüllet. Die Galle war schwarz, der Herzbeutel trocken, die Lunge ganz voll geronnenen Blutes, das Herz mit trockenem Geblüt überhäufet, die Schlagadern waren voll, die Blutadern leer. Das übrige Blut ist so flüßig, daß es kaum in freyer Luft gerinnet. Alle Muskeln, das Eingeweide, das Gehirn, Rückenmark — alles ist hier trockner, als es gewöhnlich seyn sollte. — Kurz, die Umstände der Krankheit und des Todes von derselben sind so kläglich, daß bey so unglücklichem Vorfalle wohl nichts dringender empfohlen werden kann, als ein ungesäumter Gebrauch der besten Vorbauungsmittel, von denen man allein zu erwarten hat, was man von den Heilmitteln der Krankheit selbst nicht hoffen darf.

III. . .





Die Raſe ⁷²⁾.



Die Raſe gehöret unter die treuloſe Hausgenoſſen, denen man bloß aus Noth verſtattet, ſich um uns her aufzuhalten, damit ſie einen Schwarm anderer feindſeltiger Hauſthiere, die uns noch beſchwerlicher

72) Die Kennzeichen, wodurch Hr. von Linne im *Syſt. Nat.* Ed. XII. p. 60. das Raſengeſchlecht bezeichnet, ſind 1) die gleichförmige Schneidezähne, auch in jedem Kiefer, an jeder Seite drey zuſammenſtehende Backenzähne. 2) Die rauhe Zunge, die einem Reibeifen gleicht, deſſen Spitzen hinterwärts gekehret ſind; 3) die krumme Klauen, die gleichſam aus gewiſſen Scheiden hervorragen und wieder in dieſelbe zurück gezogen werden können, wenn das Thier nicht geſonnen iſt, Schaden damit anzurichten. Da er dieſe Kennzeichen am Löwen, Tiger, Parder, Katzenpardel oder Panther, Onca, an der wilden Bergkaſe (*Pardalis*), an der zahmen Raſe (*Catus*), wozu auch die angoriſche Raſe gerechnet wird, und am Luchs (*Lynx*), gefunden, hat er dieſe Thiere ſämmtlich unter dieſem Geſchlecht vereinigt. Hr. von Buffon hat ſie, nach ſeiner Methode, freylich in vielen Bänden zerſtreuet, und wir werden die Synonymie an den gehörigen Stellen anführen; es ſcheint uns aber doch, um der Anfänger willen, gut zu ſeyn, ſie beyläufig mit einer

licher fallen würden, und nicht ſo leicht vertrieben werden können, im Zaum halten mögten. Wir gedenk

einer faſt allgemein angenommenen ſystematiſchen Ordnung bekannt zu machen,

Die Hauskaſe heißt beym Hr. von Linne l. c. Felis Catus. in *Briff. Quadr.* p. 191. Felis domestica. Le Chat domestique; in *Klein. de Quadr.* p. 75. Catus domesticus, Cf. *Raj. Quadr.* p. 170 *Sloane Nat. Hist. of Jam.* Vol. II. p. 329. *Rzac. H. Nat. Pol.* p. 244. *Fonst. Quadr.* p. 126. fig. Tab. 72. bona. *Charlet. Exerc.* p. 20. Feles vel Catus Gesneri Ic. *Quadr.* fig. p. 28. bona. *Aldrov. Quadr.* p. 564. S. *Gallens Thiere I.* p. 579. Hebr. Catul und Schanar auch Schunara, Griech. Αἰζῆς, Sarac. Katt, Span. Gato oder Gata, Ital Gatta, Gatto, Illyr. Koczka, Pohl. Koc, Schwed. Katta, Engl. Cat, Holl. Kat.

Die wilde Raſe heißt beym Hr. von Linne ebenfallß Catus, beym *Briffon* l. c. Felis Sylvestris. Le Chat Sauvage. Catus Sylv. ferus vel feralis, Eques arborum *Klein. Quadr.* p. 75. Cf. *Gesn. Quadr.* p. 353. *Gesn. Ic. Quadr.* p. 97. *Rzac. l. c.* p. 217. *Aldrov. Quadr.* p. 583. fig. bona. *Fonst. Quadr.* p. 127. Fig. Tab. 72. bona. S. *Gallens Thiere I.* p. 521. Hebr. Zim, Span. Gato montes, Pohl. Koc Dziki, Zbik.

Außer der gewöhnlichen, führet Hr. *Briffon* noch die wilde Tigerkaſe l. c. p. 193. unter dem Namen *Felis Sylvestris tigrina*, le Chat sauvage tigré an. Felis Sylv. tigrinus, ex Hispaniola *Seb. Vol. I.* p. 77. Tab. 48. fig. 2. bona Felis fera tigrina *Barr. Hist. Franc. acquin* p. 153. Catus Tepe Maxlaton dictus, tigrinus, ex Hispaniola, *Klein. Quadr.* p. 75. Fern.

gedenken hier mit Fleiß derjenigen Personen gar nicht, welche an jedem Thier einen besondern Wohlgefallen finden, und bloß zu einem tändelnden Zeitvertreib Kazen zu halten pflegen. Das erste heißt, die Kazen ihrer Bestimmung gemäß brauchen, das andere, sie mißbrauchen.

Obgleich diese Thiere, besonders so lange sie jung sind, viel artiges und schmeichelhaftes an sich haben, so bemerkt man doch an ihnen eine gewisse heimliche Tücke, die falscheste Gemüthsart und ein sehr verkehrtes Naturel, das ihnen angebohren ist, welches im Alter noch ärger wird, und sich bloß unter dem Zwange verbirgt, worinn die Zucht sie erhalten muß. Aus offenbaren und gebohrnen Räubern macht man aus ihnen durch die beste Zucht, höchstens nur folgsame, schmeichelnde Betrüger. Sie besitzen eben so viel Geschicklichkeit und Arglist, eben so viel Neigung, Schaden zu thun und Spitzbübereyen auszuüben; sie wissen ihre Schliche und Absichten

*Fern. Hist. Nat. Hisp. p. 9. Maraguav. f Maracain
Marcgr. Hist. Bras. p. 233. Chat tigré Kolbe Tom.
III. p. 50. Span. Tepe Maxlaton. in Guiana Mala-
kaya. Gallens Thiere I. p 522. Die Wald- oder
Tigerkazen, sagt Hr. Kolbe in seiner Beschrei-
bung des Vorgebirges der guten Hofnung Frankf.
1745. p. 340. sind unter allen wilden die größte Ka-
zen, die an Grösse dem Fuchse nicht nachgeben.
Der Balg dienet zu trefflichen Pelzen, so wohl der
Wärme, als der Schönheit wegen. Man bezahlt
sie auch theuer auf dem Vorgebirge, und führet sie
von da nach den nördlichen europäischen Gegenden.*

sichten eben so geschickt zu verbergen, als die ärgsten Betrüger. Sie verstehen, so gut als diese, die Gelegenheit auszuforschen, abzuwarten, und, zu Ausführung eines böshafsten Streiches den schicklichsten Augenblick zu wählen, sich hernach durch die Flucht vor der Strafe zu retten, und sich ehe nicht wieder sehen zu lassen, bis man sie rufet. Sie lernen ohne Mühe gesellschaftliche Gebräuche, aber nie gesellschaftliche Gesinnungen. Ihr schmeichelndes Wesen ist nur ein betrügerlicher Schein, der sich in ihren verdächtigen Bewegungen und zwen deutigen Blicken verräth. Nie werden sie einer Person, der sie schmeicheln, gerade ins Gesicht sehen. Aus Mißtrauen oder natürlicher Falschheit nähern sie sich ihr durch allerley Umwege. Sie bewerben sich um Liebeskosungen, gegen welche sie doch nur in so fern empfindlich sind, als diese ihnen Vergnügen machen. Welch ein Unterschied also zwischen einer Kaze und einem getreuen Thier, das bloß für die Person seines Herrn empfindet! da hingegen die Kaze nur für sich zu empfinden, bloß auf Bedingungen zu lieben, und bloß deswegen Umgang zu suchen scheint, um denselben zu mißbrauchen. Um dieser Uebereinstimmung willen verträgt sich auch die Kaze viel besser mit dem Menschen, als mit dem durchaus ehrlichen Hunde.

Temperament und Leibesgestalt kommen hier mit der Gemüthsart völlig überein. Die Kazen sind artig, behende, geschickt, reinlich und wollüstig. Begierig auf ihre Bequemlichkeit, pflegen sie zum Schlafen und Spielen die weichsten Stellen aufzusuchen. Sie fühlen die Vermehrungsbegierde sehr stark, und die Kaze ist, wider die gewöhnliche Art der Thiere, Büß. Naturh. d. vierf. Thiere II. Th. D viel

viel hitziger, als der Kater. Sie ladet ihn ein, sucht und rufet ihn, ja sie geht so weit, ihm die Wuth ihrer Begierden oder ihr dringendes Bedürfniß durch lautes Geschrey anzukündigen. Wenn der Kater sie zu fliehen oder zu verachten scheint, wird er von der Kaze verfolgt, gebissen und gleichsam gezwungen, ihre Begierden zu befriedigen, ob es gleich bey der Paarung nicht ohne die empfindlichste Schmerzen abgehet.

Diese Brunst pflegt gemeiniglich neun oder zehn Tage zu dauern, und sich nur zu gewissen Zeiten zu ereignen. Gewöhnlicher maßen werden sie des Jahres zweymal, im Frühling und im Herbst, oft auch drey mal, zuweilen gar vier mal, hitzig. Fünf und funfzig oder sechzig Tage gehen sie trächtig, sie bringen aber nicht so viel Junge, als die Hündinnen; gemeiniglich werfen sie nur vier, fünf oder sechs Jungen, und zwar so verstohlen, als möglich, weil die Kater ihre Nachkommen zu verzehren pflegen. Wenn also die Kazen befürchten, entdeckt oder ihrer Jungen beraubt zu werden, tragen sie selbige in verborgene Winkel und Löcher, wo niemand hinkömmt, und bringen ihnen, wenn sie einige Wochen gesauget haben, Mäuse oder junge Vögel, um ihnen frühzeitig einen Appetit nach Fleisch beizubringen. Aus einer fast unbegreiflichen Art von Lusternheit aber pflegen diese so zärtliche, sorgfältige Mütter ihre Neigung in Grausamkeit zu verwandeln, und ihre vorher so geliebte Brut ohne Barmherzigkeit aufzufressen.

Um ihrer muntern Lebhaftigkeit und Artigkeit willen könnten die junge Kazen einen bequemen Zeitvertreib

vertreib für spielende Kinder abgeben, wenn man sich nicht für ihrem Kraken zu fürchten hätte. Ihr Spiel ist aber nie so unschuldig, als angenehm und possirlich, und pflegt gar zu bald in eine angewöhnste Bosheit auszuarten. Weil sie nur bey kleinen Thieren ihre Gaben mit Vortheil anbringen und geltend machen können; so setzen sie sich oft auf einen Vogelbauer, und suchen abwechselnd Vögel, Mäuse und Ratten zu belauern. Dadurch werden sie, ohne weitere Anweisung, geschickter zur Jagd, als die besten abgerichteten Jagdhunde.

Ihre allen Zwang verabscheuende Gemüthsart macht sie gänzlich unfähig, eine gute Zucht anzunehmen. Man erzählt wohl von griechischen Mönchen auf der Insel Cypern 73), welche die Katzen zur Jagd abgerichtet und sie gelehrt haben sollten, die Schlangen, womit diese Insel heimgesucht war, zu fangen und zu tödten, allein das geschah mehr aus einem natürlichen und unter ihnen allgemeinen Triebe zur Zerstörung, als aus wirklichem Gehorsam. Denn sie finden ein Vergnügen daran, allen schwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninchen und Hasen, Mäusen, Ratten, Fledermäusen, Maulwürfen, Kröten, Fröschen, Eideren und Schlangen, ohne Unterschied aufzulauern, sie anzufallen und umzubringen. Sie besitzen weder Gelehrigkeit, noch einen scharfen Geruch, welche an den Hunden zwei der vorzüglichsten Eigenschaften ausmachen. Aus diesem Grunde verfolgen sie auch ein Thier länger nicht, als es ihnen vor Augen ist. Ja-
gen

D 2

73) S. Description des Isles de l'Archipel, par Dapper.
p. 51.

gen ist gar nicht ihre Sache. Sie legen sich bloß aufs Lauern, überfallen ihre Beute ganz unvermerkt, und pflegen sie, nachdem sie lange genug ihr Spiel damit getrieben, ohne Noth ums Leben zu bringen, wenn sie gleich vollkommen satt und einer solchen Beute gar nicht benöthiget sind, ihren Hunger zu befriedigen.

Diese Neigung, den Thieren aufzulauern und sie zu überfallen, rühret natürlicher Weise unmittelbar von dem Vortheil her, welchen die besondere Bildung der Augen ihnen gewähret. Am Auge des Menschen und fast der meisten Thiere wird man gewahr, daß ihr Stern sich abwechselnd auf einen gewissen Grad ausziehen und wieder zusammenziehen kann. Bey geringem oder schwachem Lichte pflegt er sich zu erweitern, bey starkem Licht aber enger zu werden. Bey den Kazen und nächtlichen Raubvögeln ist diese Bewegung so beträchtlich, daß ihr Stern, welcher im Finstern ganz rund und breit erscheint, am hellen Tage eine lange und so schmale Figur, wie eine Linse annimmt, folglich diesen Thieren das Verträgen erthellet, des Nachts schärfer, als am Tage, zu sehen, wie das Beyspiel der Nacht-eulen, des Uhu u. a. m. beweiset. Eigentlich hat der Stern im Auge so lange beständig eine runde Figur, bis er durch natürliche Ursachen in eine andere Form gezwungen wird. Am Tage wird er bey den Kazen beständig zusammen gezogen, und wenn sie bey hellem Lichte deutlich sehen, geschieht es gleichsam durch die stärkste Anstrengungen. So bald hingegen in der Dämmerung ihr Stern wieder seine gewöhnliche Form erhält, sehen die Kazen vollkommen gut, und bedienen sich dieses Vortheils, ander

re

re Thiere aufzusuchen, zu überraschen und anzufallen.

Die Katzen pflegen sich zwar in unsern Wohnungen aufzuhalten, man kann sie aber doch nicht völlig als Hausthiere betrachten. Auch die allerschämeinste lassen sich zu keinen häuslichen Diensten gebrauchen. Man kann sie vielmehr völlig frey nennen, weil sie thun, was ihnen einfällt, und nichts vermögend ist, sie an einem Orte zu erhalten, wo sie nicht Lust haben, länger zu verweilen. Die meisten sind ohnedis noch für halb wilde Thiere zu halten, weil sie theils ihre Herrschaft nicht kennen, theils auf den Böden und auf den Dächern herumirren, und nur dann die Küchen oder Speisekammern besuchen, wenn sie der Hunger dahin locket. Ob man gleich mehr Katzen, als Hunde, zu halten pfleget, so ist ihre Menge doch nicht so genau zu bemerken, weil sie uns viel seltener vor Augen kommen, und sich mehr an die Häuser selbst, als an die Bewohner derselben gewöhnen.

Wenn man die Katzen auf eine bis zwei Meilen weit von sich entfernt, wissen sie doch ihren Kornboden allein sehr gut wieder aufzusuchen. Vielleicht kommen sie bloß darum wieder zurück, weil sie daseibst einmal die Mauselöcher, nebst allen Zugängen und Schlupfwinkeln kennen, und weil es ihnen lange nicht so viel Mühe kostet, etliche Meilen zurückzulaufen, als ein anderes neues Land eben so genau in dieser Absicht kennen zu lernen.

Wasser, Kälte und übler Geruch sind allen Katzen sehr zuwider. Am liebsten halten sie sich im

Sonnenschein auf, und ruhen gern hinter den Feuermauern, oder in den Oefen auf den wärmsten Stellen. Räucherwerk ist ihnen angenehm; daher sie sich auch von Personen, die wohlriechende Sachen um sich haben, sehr gern greifen und streicheln lassen. Der Geruch der Pflanze, die man deswegen Katzenmünze⁷⁴⁾ nennet, hat für sie einen so starken Reiz, daß es scheint, als ob sie für Freuden über denselben außer sich wären. Um dieses Gewächs in den Gärten zu erhalten, muß man es in verschloßnen Gärten verwahren. Die Katzen riechen es von fern, suchen es auf, reiben sich daran so lange, und kriechen so oft über dasselbe hin und her, daß es dadurch in kurzer Zeit gänzlich zerstört wird.

Das ganze Wachsthum der Katzen ist in funfzehn bis achtzehn Monaten vollendet. Daher sind sie auch schon vor Ablauf des ersten Jahres im Stande, sich zu vermehren. Sie können auch das Vermehrungsgeschäfte bis zu ihrem Tode ungehindert fortsetzen, welcher gemeinlich im neunten oder zehnten Jahr erfolgt. Indes haben sie ein zähes Leben, stärkere Nerven und mehr natürliche Lebenskräfte, als Thiere, denen ein späteres Lebensziel gesetzt ist.

Das

74) *Nepeta Cataria* Linn. Sp. Pl. p. 796. *Nepeta vulgaris* Trag. *Cataria herba* f. *Calaminthe tertia* Dod. *Mentha felina* Tabern. *Mentha cataria major et vulg.* Casp. Bauh. Pin. p. 228. *Cataire*, Herbe aux Chats. Bom. Diet. Vol. II. p. 428. Blackw. Tab. 455. Dietr. Pflanzent. p. 695.

Das Kauen gehet bey den Kazen sehr langsam von statten. Sie haben so kurze, so schlecht geordnete Zähne, daß ihnen diese bloß behülfflich seyn können, die Speisen zu zerreißen, aber nicht, wie gewöhnlich, zu zermalmern. Daher pflegen sie auch das zarteste Fleisch am begierigsten aufzusuchen. Fische fressen sie ungemein gern, sie mögen roh seyn oder gesotten. Sie saufen oft, schlafen leicht, aber nicht so vest, als man denken sollte. Ihr Gang ist leicht, schleichend und unmerklich. Um ihren Unrath abzulegen, verbergen und entfernen sie sich, und scharren ihn allezeit mit Erde zu. - Bey ihrer gewöhnlichen Keimlichkeit, bey der Trockenheit und dem Glanz ihres Balges, werden ihre Haare leicht so elektrisch, daß man im Dunkeln helle Funken heraus sprühen siehet, wenn die Kazen gestreichelt werden. Ihre Augen funkeln im Düstern, gleich stralenden Diamanten, welche des Nachts das Licht wieder zurückwerfen, dessen Stralen sie des Tages über gleichsam eingesogen haben.

Da die wilde Kaze mit der zahmen Junge zewaget, hat man beyde nur für einerley Art anzusehen. Zuweilen bemerket man, daß Kater und Kazen die Häuser, wenn die Kammelzeit kömmt, verlassen, in den Wäldern die wilde Kazen aufsuchen, hernach aber wieder zu ihrer Wohnung zurück kehren: Daher kömmt es auch, daß einige von unsern Hauskazen den wilden völlig zu gleichen scheinen. Der wesentlichste Unterschied zwischen beyden läßt sich bloß aus den innern Theilen erkennen. Die Gedärme sind bey der Hauskaze gemeiniglich länger, als bey der wilden. Indessen ist allemal die wilde Kaze stärker und größer, als die zahme. Sie hat allezeit

zeit schwarze Lefzen, steifere Ohren, einen stärkern Schwanz und beständigere Farben.

In unsern Gegenden ist nur eine Art von wilden Razen bekannt, und es läßt sich aus den Zeugnissen der Reisenden ziemlich sicher schließen, daß eben diese Art fast überall, ohne merkliche Abänderungen gefunden wird. Ehe noch das veste Land der neuen Welt entdeckt wurde, gab es daselbst schon wilde Razen. Kolumbus erhielt eine von einem Jäger, die er im Holze gefangen hatte. 1). Sie war von gewöhnlicher Größe, mit graubraunem Haar bedeckt, und mit einem sehr langen, starken Schwanz versehen. 2) Auch in Peru 3) hat man dergleichen wilde Razen wahrgenommen, obgleich daselbst keine Hauskaze zu sehen war. Es giebt auch dergleichen in Kanada 4), im Lande der Illineser u. s. w. In unterschiedenen Gegenden von Afrika hat man sie ebenfalls entdeckt, als in Guinea 5), auf der Goldküste

1) *S. La vie de Christophe Colomb. IIde Partie p. 167.*

2) Da Kolumbus, wie man aus der Geschichte weiß, nie selbst auf das veste Land von Amerika gekommen, so kann wohl der Ausdruck des Herrn von Buffon *dans le continent du nouveau monde*, nicht richtig seyn. R. . .

3) *v. Histoire des Incas. Tom. II. p. 112.*

4) *v. Histoire de la nouvelle France, par le Pere Charlevoix Tom. III. p. 407.*

5) *Hist. générale des Voyages, par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 230.*

Küſte zu Madagaſkar 6), wo die natürlichen Einwohner des Landes auch Hauskaſen hielten; auf dem Vorgebirge der guten Hofnung 7), wo, nach Kolbens Vorgeben, auch blaue oder ſchieferfarbige Raſen angetroffen werden, die ſich auch in Aſien finden.

In Perſien, ſagt Peter della Valle 8) giebt es eine Art von Raſen, die eigentlich der Provinz
 D 5 „Cho.

6) v. Relation du Francois Couche à Par. 1651 p. 225.

7) v. Description du Cap de Bonne Esperance, par Kolbe p. 49. oder deſſen Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung. Erf. und Leipz. 1745. 4to p. 340. Nach Hr. Kolbens Berichte ſind auf dieſem Vorgebirge die wilde Raſen zwar etwas gröſſer, als die zahmen, im übrigen aber haben ſie meiſtentheils nichts an ſich, was ihnen vor den zahmen ein weſentliches Unterſcheidungsmerkmal ertheilte. Man findet aber daſelbſt auch einzelne blaue wilde Raſen, welche dieſen Beynamen daher bekommen, weil alle Haare an ihnen blau ſind, auch dieſe Farbe nach der Zubereitung des Balges noch behalten. Eine Art rother wilder Raſen erhält ihren Beynamen von einem ſchönen hochrothen Streif, der am Hals anfängt und über den Rücken bis an den Schwanz fortläuft. Es verlieret ſich aber dieſer Streif in den grauen und weißen Haaren, womit die Seiten dieſes Thieres bewachſen ſind. Den Balg hält man für ein Linderungsmittel in Gichtſchmerzen, wenn er um das Kranke Glied gelegt wird. Man pflegt ihn daher auf dem Vorgebirge wegen dieſer Kraft ſehr hoch zu halten.

M. . .

8) S. Voyage de Pietro della Valle Tom. V. p. 98. 99.

„Cheraskan zugehöret. Sie sind weder größer, noch
 „anders gestaltet, als die gemeine Katzen. Ihre
 „vorzüglichste Schönheit besteht in der Farbe ihrer
 „Haare, welche, ohne alle Beymischung anderer
 „Flecken, durchaus grau, nur auf dem Rücken und
 „am Kopf etwas dunkler, auf der Brust aber und
 „am Bauch ein wenig heller sind, und hier etwas
 „ins Weißliche fallen, und zwar nach einem so reiz-
 „zenden Uebergange des Dunkeln ins Helle, welchen
 „die Maler clair-obscur nennen, daß aus dieser
 „malerischen Mischung die vortrefflichste Wirkung
 „entstehet. Außerdem ist ihr Haar ungemein zart,
 „fein, glänzend, weich, gelinde wie Seide, und so
 „lang, daß es an einigen Orten, besonders unter
 „dem Halse, sich ringelt, ob es gleich, statt aufge-
 „richtet zu stehen, vielmehr dicht am Körper anliegt.
 „Diese Thiere stellen unter den Katzen dasjenige vor,
 „was unter den Hunden die Budel sind. Der
 „Schwanz ist ihre größte Zierde, weil er von an-
 „sehnlicher Länge und überall mit fünf oder sechs
 „Finger langen Haaren bedeckt ist. Sie strecken
 „ihn aus und legen ihn, wie die Eichhörnchen, rück-
 „wärts dergestalt über den Leib, daß die aufgerich-
 „tete Spitze ein Büschelchen bildet. Sie sind sehr
 „zähm, und wurden durch die Portugiesen von Pers-
 „sien bis nach Indien mitgenommen.“ Pietro del-
 la Valle fügt noch hinzu, er habe vier Paar sol-
 cher Katzen, die er besessen, mit nach Italien brin-
 gen wollen.

Diese Beschreibung zeigt sehr deutlich, daß diese
 persische Katzen, der Farbe nach, den sogenannten
 Kartheuserkatzen, übrigens aber den angorischen
 Katzen völlig ähnlich, und daß also die Katzen von
 Chora:

Chorasán in Persien, die angorische Kaze in Syrien, und Kartheuserkazen, von einerley Art sind, ihre Schönheit aber dem besondern Einfluß des Himmelsstriches in Syrien eben so, wie die spanische, rothe, weiße und schwarze Kazen, mit eben so feinem und glänzendem Haare, dieses reizende Ansehen dem spanischen Himmelsstrich zu danken haben. Ueberhaupt könnte man sagen, das spanische und syrische Klima wären unter alten bewohnbaren Himmelsstrichen unsrer Erdkugel diesen schönen Abänderungen der Natur am günstigsten. Schöpfe, Ziegen, Hunde, Kazen, Kaninchen und fast alle Thiere sind in Spanien und Syrien mit der feinsten Wolle, mit den längsten, in Ansehung der Farben aber mit den schönsten und mannigfaltigsten Haaren bekleidet. Es hat beynah das Ansehen, als ob diese Himmelsstriche der Natur im Ganzen mehr sanfte Reize, allen Thieren aber eine schönere Gestalt ertheilten.

An der wilden Kaze bemerkt man, außer den härtern Farben, auch ein steiferes Haar, wie an den meisten andern wilden Thieren. So bald sie aber zahm gemacht und unter den Hausthieren aufgenommen worden, hat sie weit sanfter Haar, weit abwechselndere Farben derselben bekommen. In den günstigen Landstrichen von Chorasán und Syrien findet man sie durch ein längeres, feineres und dichteres Haar, durch weit angenehmere Farben desselben, noch mehr verschönert. Das Schwarze und Rothe hat sich ins Hellbraune, das Graubraune ins Aschgraue verwandelt. Bey der Vergleichung also einer wilden Kaze aus unsern Gegenden mit einer Kartheuserkaze wird man gewahr, daß beyde sich durch nichts weiter, als durch diesen stufenweisen Abfall
der

der Farben, von einander unterscheiden. Da von diesen Thieren auch einige weniger, einige mehr Weiß unten am Bauch und an den Seiten haben, so braucht es, um ganz weisse Katzen mit langen Haaren zu bekommen, wie die eigentlich sogenannte angorische Katzen, weiter nichts, als in dieser schon durch den Himmelsstrich verschönerten Art diejenigen auszusuchen, welche das meiste Weiß am Bauch und an den Seiten haben. Von der Paarung solcher Katzen hat man sich völlig weisse Katzen zu versprechen, wie man durch eben dieses Mittel schon oft weisse Kaninchen, Hunde, Ziegen, Hirsche, Damhirsche u. s. f. erhalten.

Bei der spanischen Katze, als einer bloßen andern Abänderung von der wilden, haben die Farben, anstatt wie bei der Syrischen durch einförmige Schattirungen geschwächt zu werden, sich im spanischen Landstriche vielmehr erhöht, auch durch schärferes Absetzen mehr Lebhaftigkeit erhalten. Das Hellrothe ist ins Braunrothe, das Braune ins Schwarze, das Grau in ein vollkommenes Weiß übergegangen. Eben diese Katzen haben, als man sie nach den amerikanischen Inseln gebracht, ihre schöne Farben, ohne weitere Ausartung, erhalten.

„Auf den antillischen Inseln, sagt der Pater „du Tertre 9), wird man eine große Menge von Katzen gewahr, die ohnstreitig von den Spaniern dahin gebracht worden. Die meisten sind röthlich, schwarz und weiß bezeichnet. Unter unsern Franzosen

9) S. Hist. gener. des Antilles Tom. II. p. 306.

„Josen giebt es viele, welche das Fleisch dieser Thiere mit gutem Appetit verzehren, hernach aber die Bälge zum Verkauf nach Frankreich bringen. Als wir Guadelupe noch nicht lange bewohnt hatten, waren diese Katzen vermaßen an die Jagd der Turkeltauben, Rebhüner, Drosseln und anderer kleinen Vögel gewöhnet, daß es ihnen gar nicht einfiel, die Ratten auch nur des Anblickes zu würdigen. Zuletzt, als das Wildpret sich sparsamer zeigte, fanden sie es nöthig, den Waffenstillstand mit den Ratten aufzuheben, und ihnen offenbar den Krieg anzukündigen u. s. w.“ Ueberhaupt sind die Katzen der Veränderung und Ausartung nicht so sehr unterworfen, als die Hunde, wenn sie in warme Länder gebracht werden.

„Die europäische Katzen, sagt Bosmann 10), pflegen in Guinea sich nicht, wie die Hunde, zu verändern, sondern ihre Gestalt völlig beizubehalten 2c.“ In der That sind sie von beständigerer Natur, und man darf sich über die geringe Veränderungen derselben desto weniger wundern, da sie weder so vollkommen, oder so allgemein, und vielleicht auch noch nicht so lange, als die Hunde, zu den Hausthieren gehören.

Ob sich unsere Hauskatzen gleich in Ansehung der Farben von einander unterscheiden, so läßt sich doch darum nicht behaupten, daß sie auch besondere Rassen und Arten ausmachten. Bloß die Gegenden von Spanien, Syrien und Chorasán brachten bestän-

10) S. Voyage de Guinée p. 2403.

beständige Abänderungen hervor, die sich daselbst erhalten haben. Allenfalls könnte man diesen auch noch den Himmelsstrich der chinesischen Provinz Petchyly beifügen, welche sehr langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren nähret, die von den chinesischen Frauenpersonen viel Zuneigung genießen II).

Diese Hauskatzen mit herabhängenden Ohren, von denen wir keine weitere Nachricht haben, sind ohnstreitig von der wilden Katzenart noch weiter, als die steifhörige entfernt, obgleich alle Katzen von den wilden abstammen.

Dies mag nun genug seyn von der Geschichte sowohl der Katzen, als überhaupt aller gewöhnlichen Hausthiere. Zu den letzten gehören vorzüglich das Pferd, der Esel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, und die Katze. Der Kameel, Elephant, das Rennthier und andere werden zwar anderwärts auch als Hausthiere betrachtet; wir zählen sie aber darum hier nicht unter dieselben, weil sie für uns als allerdings ganz fremde Thiere sind, von denen wir ehe nicht reden werden, bis wir die Geschichte aller wilden Thiere unsers Himmelsstriches geliefert haben. Darzu kommt noch, daß die Katze, die nur gleichsam zur Hälfte als ein Hausthier zu betrachten ist, einen
bequa

II) S. Hist. gener. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt. Vol. VI. p. 10. Auch in Peking finden sich dergleichen schneeweiße langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren, worüber Neuhofs chines. Gesandtschaft, Amsterd. 1669. fol. p. 347. und Dappers China p. 138. nachzulesen.

bequemen Uebergang von unserm Hausvieh zu den wilden Thieren machet. Es wäre wohl unschicklich, unter den Hausthieren die beschwerliche Nachbarn, als Mäuse, Ratten, Maulwürfe u. s. w. mit auszuführen, die sich zwar in unsern Häusern und Gärten aufhalten, aber deswegen eben so frey und wild als andere sind, und, anstatt sich mit Unterwürfigkeit uns zu nähern, vielmehr die Menschen fliehen und in ihren unterirdischen oder dunkeln Wohnungen, in ungestörter Freyheit, nach ihren Sitten und Gebräuchen leben.

Die Geschichte jedes bisher beschriebenen Hausthieres hat uns belehret, wie viel Einfluß die Erziehung, Pflege, Sorgfalt und Beyhülfe der Menschen auf das Naturel, die Sitten und sogar auf die Gestalt der Thiere habe. Sie hat uns ferner gezeigt, daß diese Ursachen, in Verbindung mit dem Einflusse der Landesgegend, so grosse Veränderungen in den Arten hervorbringen, daß man das Ursprüngliche derselben kaum noch vor dem Zufälligen zu erkennen vermag. Gewisse einzelne Thiere werden dadurch zu einerley Zeit und in einerley Art einander so unähnlich, daß man sie mit Recht für ganz unterschiedene Thiere halten könnte, wenn sie nicht allemal das Vermögen beybehielten, wieder fruchtbare Junge mit einander zu zeugen, worinn das wesentliche und einzige wahre Kennzeichen der Art bestehet.

Wir haben gesehen, daß die unterschiedene Arten dieser Hausthiere, in unterschiedenen Himmelsstrichen sich fast eben so, wie die Arten der Menschen, verhalten, und, wie diese, in kalten Ländern stärker, größer und muthiger, in gemäßigtern gesitteter und
sanfter

sanftmüthiger, in allzu heißen Landstrichen aber zaghafter, schwächer und häßlicher sind. In gemäßigtern Gegenden und bey wohlgesitteten Völkern läßt sich auch allemal die größte Verschiedenheit, die stärkste Vermischung und häufigste Abänderung jeder Gattung wahrnehmen. Besonders merkwürdig ist noch der Umstand, daß man gewisse offenbare Zeichen an Thieren findet, woraus man das Alterthum des Standes ihrer Knechtschaft beurtheilen kann. Die hangende Ohren, die mancherley Mischungen der Farben, die lange, feine Haare, sind lauter Wirkungen der Zeit oder des langwierigen Aufenthalts in den Häusern der Menschen.

Fast allen freyen und wilden Thieren ist es eigen, die Ohren steif zu tragen. Beym wilden Schwein sind sie gerade in die Höhe gerichtet, beym zahmen Schwein gebogen und halb niederhangend. Bey den Lappländern, amerikanischen Wilden, Hottentotten, bey den Schwarzen und andern ungesitteten Völkern sieht man lauter Hunde mit aufgerichteten Ohren, da sie hingegen in Spanien, Frankreich, Engelland, in der Türkei, in Persien, in China und allen gesitteten Ländern meistens mit weichen herabhängenden Ohren erscheinen.

Die Hauskaßen haben lange nicht so steife Ohren, als die wilden, und in China, einem schon von langen Zeiten her gesitteten Reiche und einem sehr gelinden Himmelsstrich, giebt es gar Hauskaßen mit herabhängenden Ohren. Eben deswegen hat
man

*) S. oben S. 222.

man auch die angorische Ziege mit herabhängenden Ohren unter allen Ziegen für diejenige zu halten, die von ihrem natürlichen Zustande sich am allerweitesten entfernt. Diese Abänderung, welche sich in einer andern Gegend nicht erhalten haben würde, ist ohnstreitig hier aus dem so kenntlichen und allgemeinen Einfluß des syrischen Himmelstreiches und aus dem langen Auserhalt dieses Thieres unter einem Volk entstanden, das schon so lange gesittet war. In Frankreich fallen die angorische Ziegen weder mit eben so langen, noch so stark herabhängenden Ohren, als diese Ziegen in Syrien haben. Vielleicht würden sie, nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen, wieder eben solche Ohren und Haare, als unsre Ziegen, erhalten.



Anhang

nach Anleitung des Hrn. Daubenton 75).



Der äußerliche Unterschied der Rassen besteht hauptsächlich in der Farbe, in der Länge und Beschaffenheit ihres Haares. An Größe pflegen sie einander so ähnlich, als an Gestalt zu seyn. Bey den Hunden beobachtete man dagegen so viel Mannigfaltigkeit in der Größe und in den Verhältnissen ihrer Theile, daß man oft in Versuchung gerieth, sie nach dem äußern Ansehen für Thiere von unterschiedener Art zu halten. Die körperliche Verhältnisse der Rassen beweisen also zuverlässig, durch den geringen Unterschied, welcher bey ihnen statt findet, daß diese Thiere sich lange nicht so weit, als die Hunde, von ihrem Ursprung entfernt haben.

Die Hauskassen sind in den vornehmsten Merkmalen durchaus den wilden Rassen, als der ursprünglichen Rasse gleich, man mag sie entweder nach ihrer äußern Gestalt, oder nach ihrer innern Bildung betrachte

75) Mit grosser Ausführlichkeit wird von den Rassen überhaupt, von ihrer Lebensart und Eigenschaften gehandelt im Versuch einer Rassengeschichte. Frankfurt 1772. 3 $\frac{1}{2}$ B. 8vo. M. . .

betrachten. Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale der wilden Kaze bestehen in einem etwas längern Hals, einer erhabnern Stirn, einem etwas längern und sanftern Haar, als die Hauskazen unserer Gegenden haben; denn von den angorischen weiß man, daß sie an Länge der Haare noch die wilden übertreffen, und eben aus diesem Grunde stärker und größer aussehen, als sie wirklich sind. Die Farben der Haare findet man bey allen Thieren dieser Art überein, bey den Hauskazen zeigen sich unzählige Veränderungen, dennoch aber nur selten die eigenthümliche Farbe der wilden Kazen.

Der Unterschied, welcher Naturforschern besonders merkwürdig vorkommen muß, betrifft hauptsächlich die Länge der Gedärme, die bey den wilden Kazen um ein Dritttheil geringer, als bey den Hauskazen ist. Hätte man von diesem Unterschiede nur dies einzige Beyspiel, so könnte man glauben, er käme daher, weil die Hauskazen mehr und bessere Nahrung als die wilden haben, denen es in den Wäldern oft schwer wird, so viel Nahrung zu finden, als ihre Bedürfnisse zu fordern scheinen. Allein das gemeine und siamische Schwein, die beyde, wie die Kazen, zu den Hausthieren gehören, sind, in Ansehung der Länge ihrer Gedärme, völlig wie das wilde Schwein gebildet. Der Einwurf, das wilde Schwein lebe öfter von Wurzeln und Erdfrüchten, als von Fleisch, und finde daher seine Nahrung leichter, als die wilde Kaze, die nur von Fleisch und Blute lebet, kann durch eine dritte Beobachtung leicht beantwortet werden. Der Hund nämlich und der Wolf kommen mit einander in den mei-

P 2

sten

sten Stücken so genau überein, als es bey Thieren von unterschiedener Art möglich ist. Dennoch sind die Eingeweide bey dem Hunde nicht länger, als bey dem Wolfe, ob sich der Wolf gleich von lauter Fleische nähret, und nicht selten wider seinen Willen fasten muß.

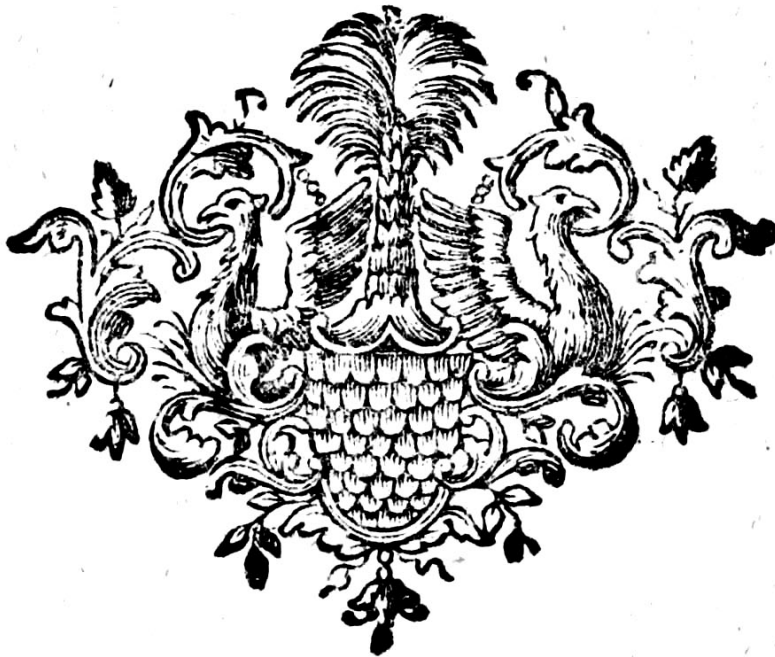
Bei der Hauskatze können daher weder die Beschaffenheit, noch der Ueberfluß der Nahrung, die einzige Ursachen ihrer vorzüglich langen Gedärme, in Vergleichung mit der wilden Katze, seyn. Man hat also diese Länge der Gedärme vielmehr als eine Abänderung der Art anzusehen, die sich in den innern Theilen der Hauskatze merklicher, als in der äußern Gestalt ihres Körpers zeigt.

Die an den unterschiedenen Hunden so mannigfaltig abwechselnde Länge und Stärke der Schnauze, wird bey den Katzenarten gar nicht bemerkt. Dieser Theil ist bey allen Hauskatzen eben so, wie bey den wilden gestaltet. Eben so viel Aehnlichkeit behalten sie alle unter einander in Ansehung der Ohren, des Schwanzes u. s. w. Die Gestalt und die Art, ihren Körper zu tragen, ist bey allen Katzen einerley. Der ganze äußere Unterschied erstreckt sich weiter nicht, als auf die Farben und Länge der Haare.

Unter den europäischen Katzen lassen sich hauptsächlich nur sechs Arten unterscheiden, als

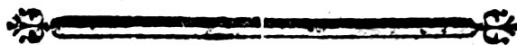
- 1) Die wilde Katze,
- 2) Die Hauskatze mit schwarzen Lippen und Fußsohlen,
- 3) Die

- 3) Die Hauskäse mit rothen Lippen,
- 4) Die sogenannte spanische Hauskäse,
- 5) Die Karthäuserkäse, und
- 6) Diejenige, welche wir aus Angora bekommen haben.





Besondere Beschreibung der Katzenarten.



1) Die wilde Katze ⁷⁶⁾.

Tab. XXXIX. f. 1.

Das Haar der wilden Katze ist zweien bis drey Zoll lang, an den Seiten des Kopfes, unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornämlich in den Weichen am längsten, am kürzesten aber auf

76) Die wilde Katze. *Catus sylvestris*. Hallens Thiere I B. p. 521. Müllers Linneisches Natursystem I Band Tab. XXXI. fig. 5. *Felis catus*, caudâ elongatâ fusco annulatâ, corpore fasciis nigricantibus, dorsalibus longitudinalibus tribus, lateralibus spirallibus. *Linn. S. Nat.* XII. p. 62. n. 6. *Briss. Quadrup.* p. 192. *Felis sylvestris*, pilis ex fusco, flavicante et albido variegatis vestita, caudâ annulis alternatim nigris et ex fordidè albo flavicantibus cinctâ. *Le Chat Sauvage. Klein. Quadr.* p. 75. *Catus sylvestris, ferus vel feralis. Eques arborum. Gesn. Quadr.* p. 353. *Ejusd. Icon. Quadr.* p. 97. *Rzac. H. Nat. Polon.* p. 217. *Aldrov. Quadr. digit. vid.* p. 582. fig. p. 583. *bona. Jonst. Quadr.* p. 127. T. 72. fig. *bona. Charlet. Exerc.* p. 21. *Gebr. Zim. Span. Gato montes.* M. . .

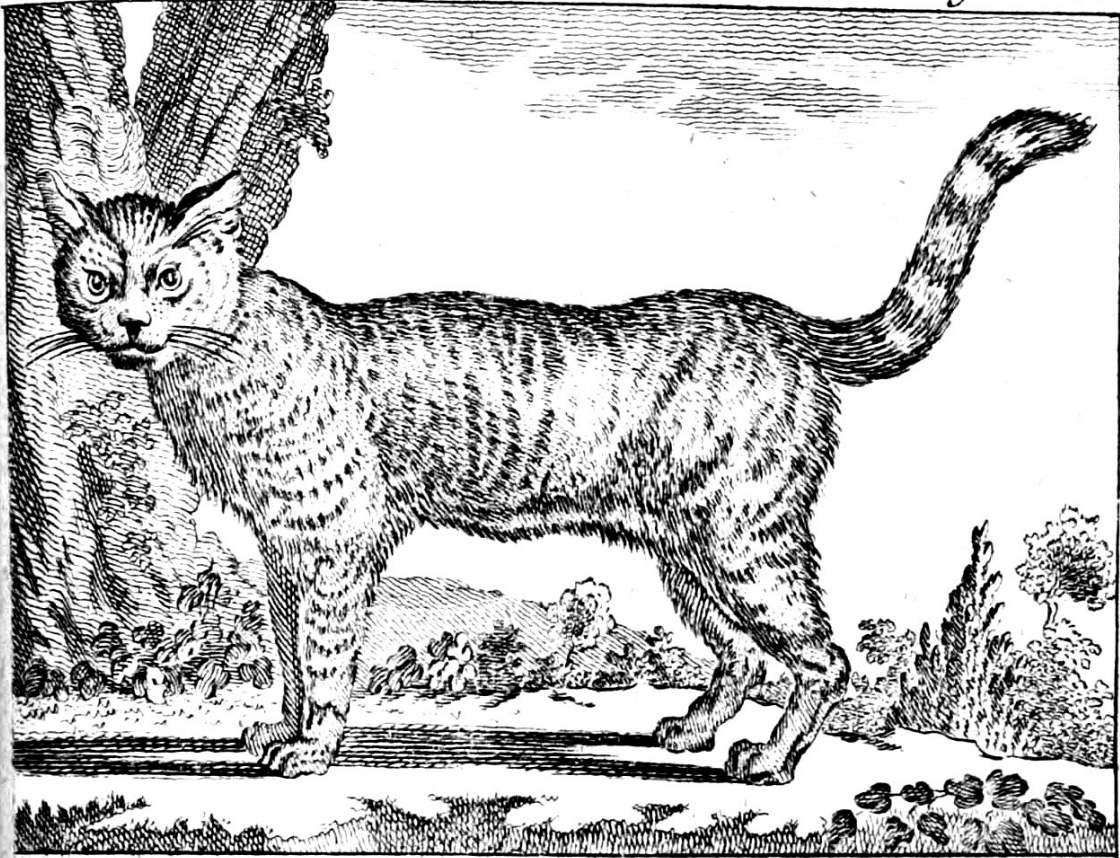
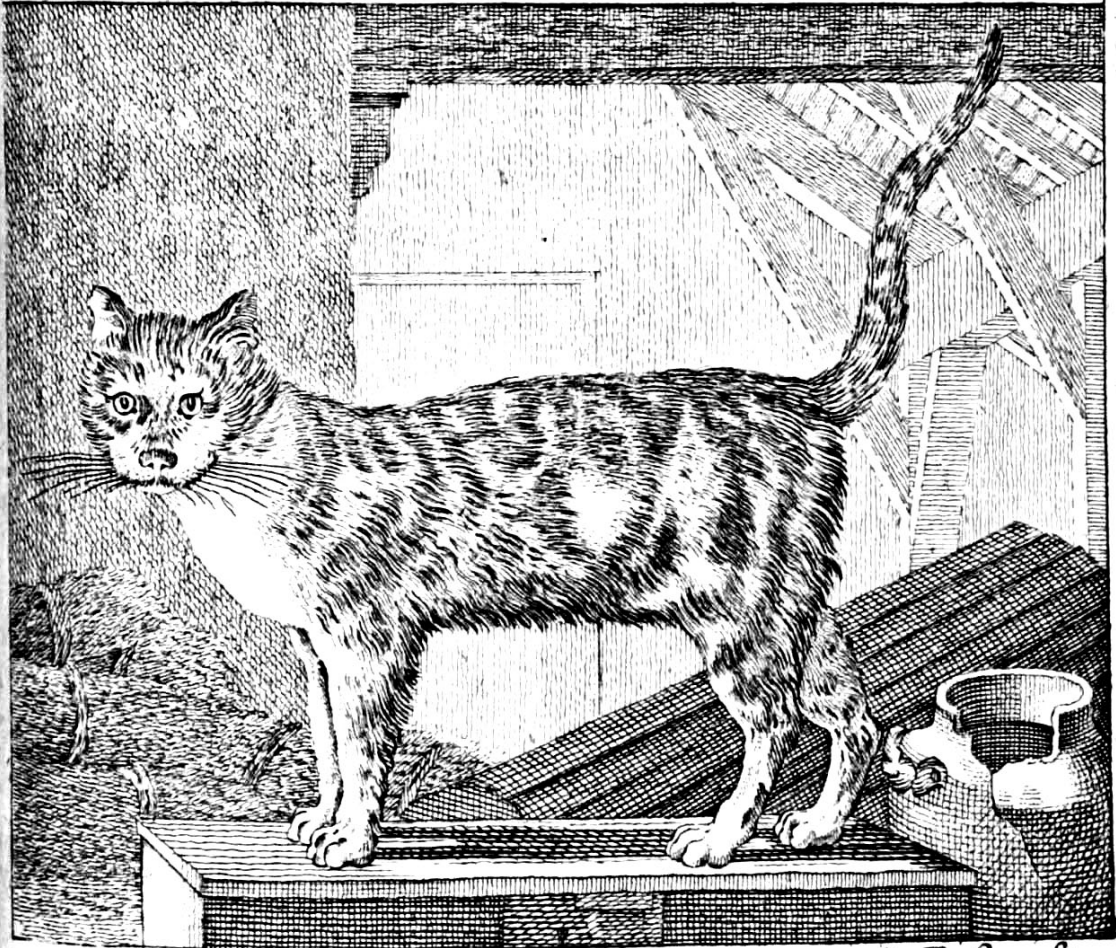


Fig. 2. *die Spanische Katze.* Pag. 234.



auf dem Kopf und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der größte Theil des Schwanzes und die äußere Seite der Füße sind von einerley Farbe, die mehr oder weniger aus falb, schwarz und weißlichem Grau gemischt ist. Denn gleich am Körper pflegt jedes Haar schwarz, am äußersten Ende weißlicht, zwischen diesen beyden Farben aber ein helles Falb sichtbar zu seyn. Hinter den Ohren befinden sich zuweilen zween falbe Flecken, und vom Wirbel des Kopfes bis nach hinten erstrecken sich mehrentheils vier schwarze schlangenförmige Streifen. Der äußere dieser Streifen geht von beyden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verbreitet sich über die ganze Länge des Halses. Die beyde mittlere Streifen laufen über den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von gleicher Farbe, der erst am Ende des Schwanzes aufhört. Das äußerste des Schwanzes hat, ohngefähr drey Zoll weit, eine ganz schwarze Farbe. Weiter hinauf wird man drey schwarze Ringe gewahr, wovon der letzte am wenigsten in die Augen fällt. Der übrige Theil des Schwanzes ist bis an seinen Ursprung mit andern Ringen umgeben, deren Farbe desto schwächer wird, je näher sie nach dem Körper hinkommen.

An den Füßen erblickt man Ringe von eben der Farbe. Alle diese schwarze Streifen aber sind nicht allein in Ansehung der Breite, sondern auch ihrer Stellung, bey dem einen Thier immer anders, als bey dem andern. Der Umfang des Maules ist weiß. Brust, Bauch, die innere Seite der Knie nach voren zu, Keulen und Hinterfüße, auch das Untere des Schwanzes haben eine fahle Farbe, die unter

dem Halse mit weiß, auf der Brust mit grau und schwarz vermengt ist. Auf dem Unterleibe findet sich ein großes weißes Zeichen.

Die junge wilde Katzen haben überhaupt weniger von der falben, als von der weissen Farbe. In jedem Alter pflegen die Lippen und Fußsohlen schwarz zu seyn ⁷⁷).

II. Die Hauskatze,

mit schwarzen Lippen und Fußsohlen.

(wie die wilde Katze.)

Unter einer Menge anderer wird man auch zuweilen Hauskatzen gewahr, die schwarze Streifen über den Körper, auch auf dem Schwanz und auf den

77) Die wilde Katzen bewohnen die dichten Wälder, die hohlen Eichen und das Schilf. Wenn sie Beute machen wollen, legen sie sich auf die Aeste der Bäume nieder, und lauren daselbst so lange, bis ein ihrer Aufmerksamkeit würdiger Gegenstand sich ihnen darstellt. Ein Sprung, der ihnen allemal geräth, versichert sie augenblicklich ihrer gesuchten Beute. Auf diese Weise bemächtigen sie sich der Hasen, der jungen Rehe, des Federviehes, der Vögel, der Hamster, der Maulwürfe, der Mäuse u. a. m. So bald sie verfolgende Hunde wittern, fliegen sie von einem Aste zum andern mit einer so grossen Behendigkeit, daß es Mühe kostet, sie mit den Augen verfolgen zu können. Man pflegt sie theils zu schießen, theils mit dem Tellerisen oder in Mardersfallen zu fangen. Ihren Balg rechnet man unter das nutzbare Pelzwerk.



den Füßen schwarze Ringe, gleich der wilden Raße, haben. Sie sind aber nicht so falb, und es pflegt in ihren Haaren die graue Farbe zu herrschen. Man hat indessen Ursache zu glauben, daß diese von der ursprünglichen Raße der Rassen sich weniger, als die andern, entfernt haben, weil man, wie bey den wilden Rassen, schwarze Lippen und Fußsohlen an ihnen wahrnimmt. Herr Daubenton unterscheidet sie daher von den andern Hausrassen durch diese Schwärze der Lippen und Fußsohlen, von den eigentlichen wilden Rassen aber dadurch, daß ihr Haar bey weitem nicht so lang, als bey diesen ist, und folglich ihr Kopf und ganzer Körper, besonders aber der Schwanz, nicht so groß, als bey der wilden, zu seyn scheint.

III. Die Hausraße mit rothen Lippen.

Tab. XXXVIII.

Der Hauptunterschied dieser Rassen von den vorigen besteht vornämlich darinn, daß ihre Lippen und Fußsohlen nicht schwarz, wie bey jenen, sondern roth sind. Sie haben entweder nur eine Farbe, als weiß oder schwarz, oder auch wohl eine aus weiß, grau, braun, schwarz und falb gemengte Farbe. Oft ist ein einziges Haar auf mancherley Art gefärbet. Ueberhaupt sind die zahme Rassen mit Flecken, Wellen und Streifen so mannigfaltig bezeichnet, daß man wohl nicht leicht zwe Rassen von gleicher Farbenmischung antreffen wird ⁷⁸⁾.

P 5

IV. Die

78) Von den äussern Theilen der Rassen ist noch folgendes anzumerken: die runde Stirn und der hintere

IV. Die spanische Haustige.

Tab. XXXIX. f. 2.

Die röthliche lebhafteste und tiefe Farbe ist das vornehmste und vielleicht das einzige Merkmal, welches diese Katzen von den andern unterscheidet. Sie haben aber diese Farben nicht ganz allein. Wenigstens

tere Theil des Kopfes machen die größte von den beyden Hälften desselben aus. Da bey den Thieren mit langen Schnauzen das Gesicht, von der Stirn bis zum Kinn gerechnet, weit länger zu seyn pfleget, als von der Stirn bis zum Hinterkopf, so ist am Katzenkopfe vielmehr das Gegentheil von diesem Verhältniß wahrzunehmen. Die sehr wenig erhabne Nase öffnet sich in sehr kleine Nasenlöcher. Die Oefnung des Mundes scheint, in Vergleichung mit den Hunden und andern Raubthieren, die lauter spitzige Zähne haben, sehr klein zu seyn; der untere Kinnbacken ist unter dem obern zurück gezogen und vorne schmal. In jedem Kinnbacken liegen vorne sechs ganz kurze Schneidezähne von gleicher Größe, auf diese folgen oben und unten zween lange, etwas gekrümmte Spitzzähne. Die acht Backenzähne, welche den obern, und die sechs, welche den untern Kinnbacken einnehmen, sind insgesammt als unordentlich gewachsene Hundszähne zu betrachten. Die kleinste und einfachste stehen am nächsten an den eigentlichen Spitzzähnen. Auf der stachelichten Oberfläche der Zunge sind allemal die Spizen gegen den Schlund gekehret. Sie lecken mit der Zunge das Wasser, gleich den Hunden in sich, indem sie dieselbe in eine Rinne zusammen legen, und durch ihre Verkürzung das Getränk in den Mund bringen.

Augen

stens an den Rieken, dergleichen wir auf der angeführten Tafel abgebildet, befinden sich weisse und schwarze Flecken unordentlich über die röthlichen ausgeheilet. Indessen leidet eben diese Vermischung bey allen Katzen dieser Art sehr viel Veränderung. Von den Katzen behauptet man, keiner unter ihnen habe

Augen und Ohren sind schon oben ausführlich beschrieben. Ueber den Augen und an den Backen stehen etliche steife Haare. Der Bart wendet sich mit einem Bogen nach den Leibe. Am Bauche befinden sich sechs oder auch mehrere Zigen. Der Schwanz ist überall gleich dicke und halb so lang, als der Körper der Katze. Die Vorderfüsse bestehen aus fünf, die hintern aus vier Zeen, deren sichelförmige Klauen sich einziehen und hervorstrecken lassen.

Das Wasser können sie nicht gut ertragen. Es gehört viel Zeit darzu, wenn man sie hinein geworfen, ehe sie sich wieder zu erhohlen vermögen. Den Vögeln stellen sie auf den Aesten der Bäume so begierig nach, als die wilde Katzen. Wenn sie eingesperrt sind, vergessen sie vor Angst ihre Feindschaft wider die Mäuse. In Spanien, Holland und Brabant werden ~~_____~~ Auf der Goldküste gehören sie unter ~~_____~~.

~~_____~~ Das die Katzen sich zuweilen waschen, sieht Hr. von Linne als einen Vorbothen des Regenwetters an; der Hr. Prof. Müller aber l. cit. p. 241. hält es für eine Folge, wenn sie leimigen Brey gegessen oder bey trockenem Wetter eine staubichte Haut bekommen haben.

habe drey Farben zugleich, sondern man würde an ihnen bloß weiß oder schwarz, mit röthlich vermischt, gewahr. Alle, die Herr Daubenton gesehen, hatten mehr nicht, als zwey Farben. Jedem spanischen Kater fehlt, ohne Ausnahme, die schwarze oder die weisse. Wünscht man sich also eine schöne spanische Kaze, so fordert man eine Kiese, weil diese fast immer eine Farbe mehr, als die Kater, hat.

V. Die Karthäuserkaze,
oder aschfarbige Hauskaze.

Tab. XL. f. I.

Es ist schwer zu errathen, warum diese Kazen blau genennet werden, da sie von dieser Farbe gar keine Spur an sich haben. Ihr Haar ist auf dem großen Theil seiner Länge aschgrau, an der Spitze hingegen, unter dem Ende, schwärzlich braun. Die sehr buschichte Haare liegen dicht über einander. Daher sieht man bloß die graue Farbe der Spitze und unter derselben die braune. Diese Mischung von Grau und Braun unterscheidet sich bloß in der Nähe. Von weitem scheinen die Karthäuserkazen ein glänzendes Braun zu zeigen, und nachdem man sie von unterschiedenen Seiten ansieht, nach dem erblickt man das Graue über das Braun, bald mehr, bald weniger.

Der Umfang der Augen und des Mundes, die Brust und das Untertheil der Füße sind mehr grau, als braun, die Ohren, wenigstens an den Rändern, unbes

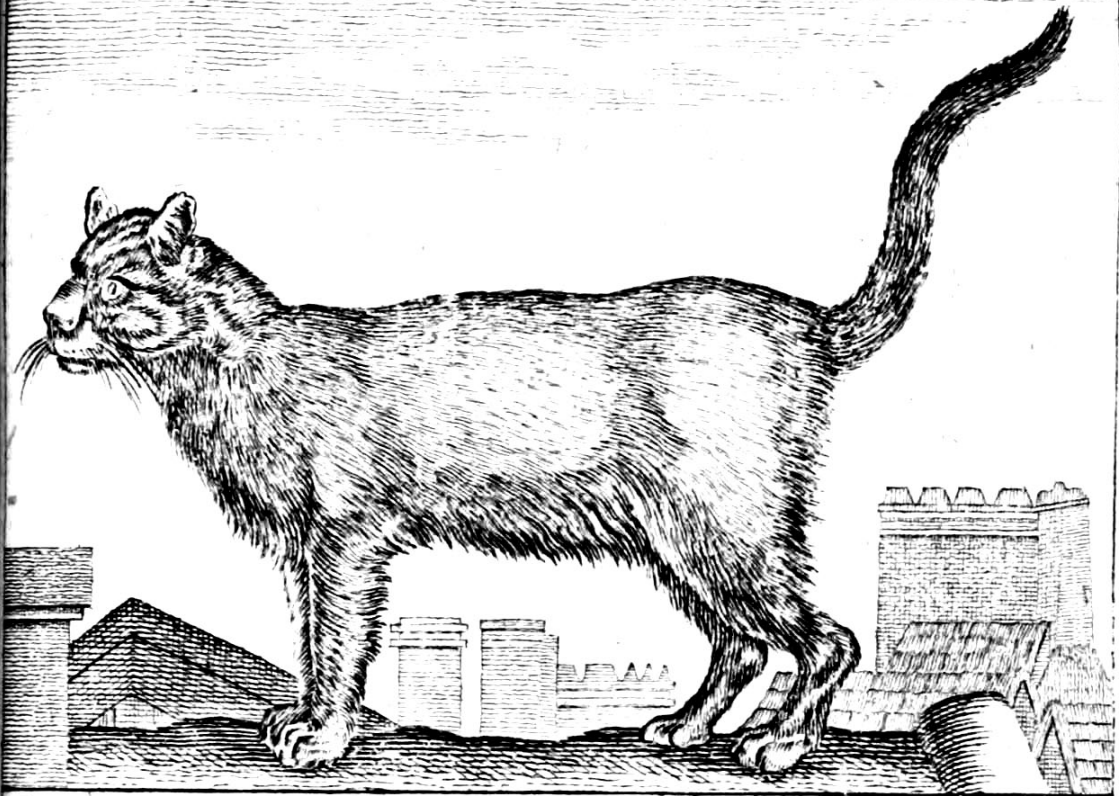
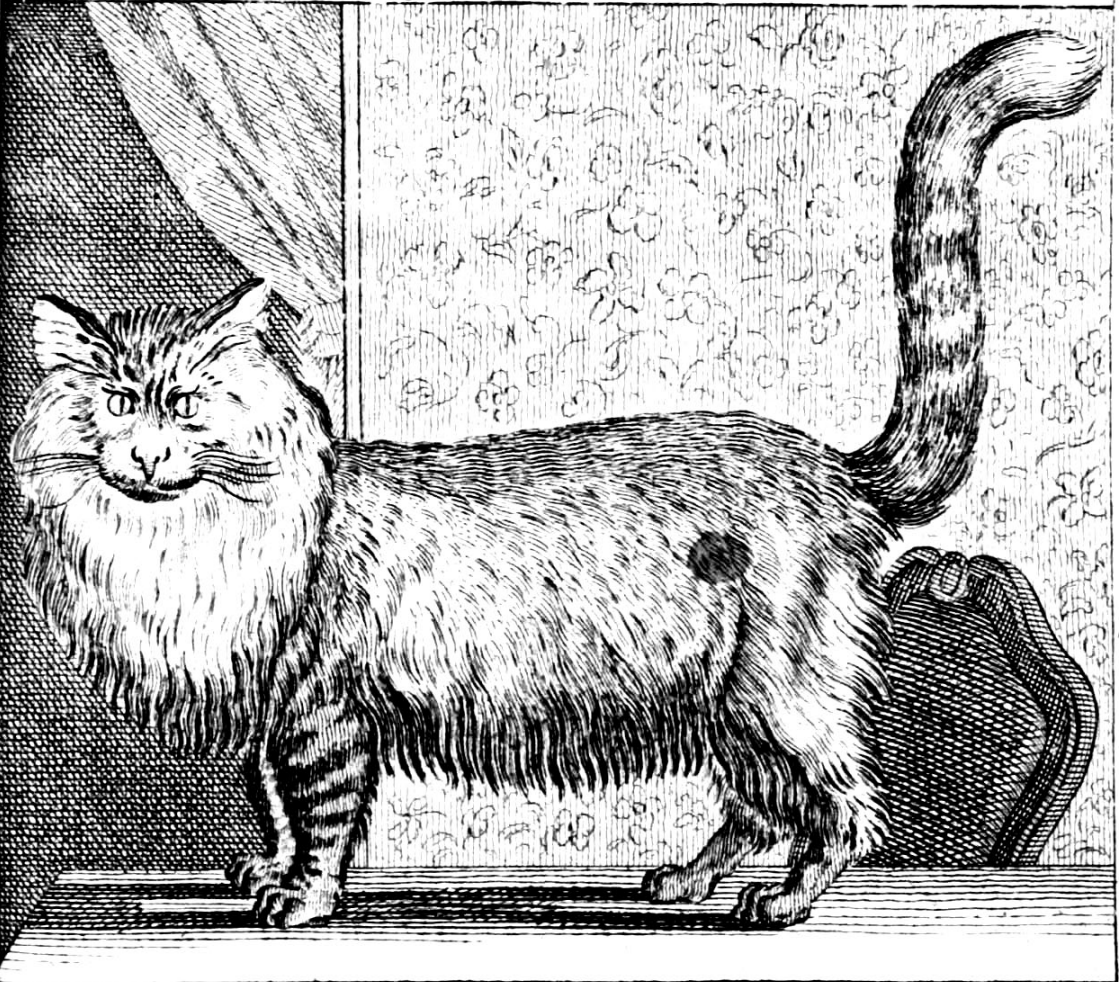


Fig. 2. die Angorische Katze. Pag. 237.



unbehaart und schwärzlich, wie die Lippen und Fußsohlen. Dem Herr Daubenton hat es geschienen, als wären diese Kazen in verschiedenen Altern mehr oder weniger grau. Ihm sind auch einige zu Gesicht gekommen, die einen schwärzlichen Streif über den Rücken und an den Füßen eben dergleichen, aber nur sehr leicht gezeichnete Ringe hatten.

VI. Die angorische Hauskaze 79).

Tab. XL. fig. 2.

Diese Art von Kazen ist wirklich aus Angora zu uns gebracht worden. Sie scheinen viel grösser, als die andern Hauskazen, sogar grösser, als die wilde Kazen, zu seyn, weil sie mit einem weit längern Haare bekleidet sind. Die meisten, welche Hr. Daubenton gesehen, waren ganz weiß, einige auch falb und braun gestreift. Die hier abgebildete falbe Kaze von Angora hatte so kurze Füße und so langes Haar, daß dieses vom Bauche bis an die Erde herab reichte. Durch das längste Haar wurde gleichsam eine Franze an den Seiten des Kopfes und Halses gebildet. Unter den untern Kinnbacken und vorn am Halse betrug es vier Zoll in der Länge. An den Lippen aber, an der Nase, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüßen, war es eben so kurz, als bey andern Kazen. Unter jedem Auge befanden sich zween Bogen von tiefer falber Farbe. Mit eben dieser Farbe waren auch der Kopf, Rücken, die Seiten des Leibes, Lenden und Füße,

079) Felis Catus β) angorensis *Linn.* l. c. p. 62. Felis pilis longissimis tuto corpore vestita Le Chat d'Angora. *Briss.* Quadr. p. 193.

Füße, die übrigen Theile des Leibes aber heller, gezeichnet.

Diese Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, grosse, nahe beisammenstehende Augen, eine hervorragende Nase, kurze Schnauze, kleines Maul und ein eben nicht besonders in die Augen fallendes Kinn. Alle diese Züge zusammen genommen, ertheilen ihr ein leutseliges Ansehen, das vornämlich von der Grösse der Augen und von der Kürze der Schnauze unterstüzet wird.

Die Nähe der beyden Augen unter sich, am Mund und an den Nasenlöchern und ihre vorwärts gerichtete Stellung, scheinen eine Spitzfindigkeit anzuzeigen, welche durch die Gestalt der Stirne und des ganzen Kopfes, auch durch die Stellung der Ohren, mehr erhöht wird.

Diese, theils leutselige, theils spitzfindige Gesichtsbildung leidet eine sehr merkliche Veränderung, wenn die Katze zu einer heftigen Leidenschaft gereizet wird. In diesem Zustand sperrt sie das Maul auf, die Augen gerathen in Feuer, sie kehrt ihre Ohren ganz nach der Seite und läßt sie herabsinken. Sie zeigt ihre Zähne, sträubet ihr Haar empor, blizet mit den funkelnden Augen und zeigt in ihrer Gesichtsbildung eine Wildheit und eine furchtbare Wuth, welche sie durch schnelle, heftige Bewegungen, durch ein klägliches und schreckliches Geschrey noch mehr zu äussern pflegt.

Das dichte Haar der angorischen Katze bedeckt die Gestalt ihres Körpers dermassen, daß man dessen

Verz

Verhältnisse gar nicht unterscheiden kann. Man sieht bloß einen länglichten Körper mit kurzen Füßen. Aus den Bewegungen des Thieres aber läßt sich abnehmen, was es für gelenke, biegsame Gliedmassen habe.

Fast alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnauze einige lange, gerade, veste Haare, beynah wie Schweinsborsten. Bey der Rake sind sie aber so stark und auf eine solche Art zusammen gesetzt, daß man sie gemeinlich einen Knebelbart nennet. Man findet auch noch andere an jeder Seite der Stirn, unter dem Vorderwinkel des Auges und auf jeder Seite des Kopfes, über die Ecken des Mundes hin. Die meisten pflegen weiß, die längsten etwa drey Zoll zu seyn.





Zwoter Anhang,

Von der Schädlichkeit der Katzen und der unerkannten Gefahr, die man von ihnen zu fürchten hat.



Das einzige Verdienst, welches man den Katzen eingestehen muß, schränkt sich bloß auf die Fähigkeit ein, unsere Wohnungen von der überhandnehmenden Menge der Mäuse und Ratten zu befreien. Aus diesem einzigen Grunde sind sie uns gewissermaßen unentbehrliche Hausgenossen. Wie viel bey gänzlicher Abschaffung derselben die Menschen verlieren, die Mäuse hingegen gewinnen würden, läßt sich aus folgender Begebenheit erweisen.

Vor ohngefähr sechszehn Jahren war ein strenges Verboth an alle Hauswirthe der Insel Placida ergangen, in ihren Wohnungen Katzen zu halten, damit sich die Fasanen, welche zum Vergnügen des Königs von Neapel geheget wurden, desto stärker vermehren könnten. Kaum war dieser Befehl zwey Jahre lang befolget worden, als die Ratten dermaßen überhand genommen hatten, daß von ihnen alles in den Häusern, Kirchen, alle Spinden und so gar die Orgelpfeifen, gänzlich zernaget wurden. Die vorrätthige Nahrungsmittel der Eigenthümer selbiger Insel, die Leichname, so gar die Kinder in
den

den Wiegen mußten endlich diesem verheerenden Schwarm zum Raube dienen. Die sämtlichen Einwohner befanden sich in der äußersten Bedrängniß. Trostlos naheten sie sich dem Thron ihres Monarchen, warfen sich demüthig zu seinen Füßen, um sein Mitleiden zu erflehen, und liessen mit ihrer ängstlichen Bitte nicht eher nach, bis der Befehl, keine Ragen halten zu dürfen, wieder aufgehoben, und hierdurch die schmere Landplage, welche sie zu dulden gehabt, wieder von ihnen genommen war.

Wenn wir diesen einzigen Dienst ausnehmen, welchen die Ragen uns, nicht so wohl aus Zuneigung für die Menschen, als aus eigenem Interesse und natürlichem Antriebe, leisten, und mit einem verachtenden Blick auf den lächerlichen Gebrauch, welchen die Alten aus dem Kopf, der Leber und Galle, dem Blute, Fett oder Schmalz, dem Harn, Roth und Nachgeburt der Ragen erzwingen wollten, herabsehen ⁸⁰⁾; so hat man übrigens von ihrer wilden, hähmückischen Gemüthsart tausend Uebel und Gefahren zu fürchten. Um hiervon einige Proben zu geben, wollen wir, zum Beschluß ihrer Geschichte, noch das

Schreiben eines Arztes an den Hrn.
von Francheville ⁸¹⁾

in einer getreuen Uebersetzung mittheilen.

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen meine Beobachtungen über einen wichtigen Gegenstand im gemeinen Leben

80) S. Merkleins Thierreich p. 103. &c.

81) S. Gaz. litt. de Berlin 1768. p. 11 — 13.

Leben mitzutheilen. Busbeck erzählet, daß der ehemalige türkische Prophet Mahomet, als er beym Essen sich mit einem Arm auf den Tisch gestüzet, und seine Kaze auf dem Urmel eingeschlafen wäre, sich, da er nach dem Tempel gehen mußte, lieber den Urmel abgeschnitten, als die Kaze aus ihrem Schlaf erwecket hätte. Ohnstreitig würde Mahomet, in ähnlichen Fällen, auch heute noch getreue Nachfolger finden; denn es giebt nur allzuvieler Menschen, welche die Kazen mit einer wirklichen Art von Leidenschaft lieben. Diese Kazenfreunde (Galeophiles) begnügen sich nicht damit, ihre Kazen auf den Schooß zu nehmen, sie aus der Hand fressen zu lassen, sie zu liebkoßen, zu streicheln oder zu küssen; vielmehr treiben sie die Zärtlichkeit bis zur äußersten Thorheit, nehmen ihre Kazen mit ins Bette und lassen sie ohne Bedenken in ihren Armen ruhen. Diese thörichte Leidenschaft wird gemeiniglich von den Aeltern auf die Kinder erblich fortgepflanzt und von diesen mit gleichem Eifer unterhalten.

Ohnstreitig wissen dergleichen Kazenpatronen wenig oder gar nichts von der Gefahr, die sie von den abgöttischen Gegenständen ihrer thörichten Leidenschaft zu befürchten haben. Ganz gewiß muß es ihnen unbekannt seyn, daß, nach dem einstimmigen Ausspruch vieler Aerzte, nicht allein das Gehirn der Kazen für diejenigen, welche davon essen, sondern auch der Harn, das Haar, die Klauen, die Zähne, der Athem und so gar der Blick derselben, ein wahres Gift ausmachen. Von der Schädlichkeit ihres Gehirns wird in den *Ephemerid. Nat. Curios* Dec. I. An. 3. Observ. 198. folgende Beobachtung aufbehalten: „Ein Mensch der über böse Augen klagte, wurde von
„jemanden

„jemanden beredet, zween Löffel voll pulverisirtes Raze-
 „hengehirn dawider einzunehmen. Er that es, ver-
 „fiel gleich darauf in Unsinnigkeit, verlor auf einmal
 „sein Gedächtniß dergestalt, daß er die bekannteste
 „Sache nicht mehr nennen konnte, und starb, ohne
 „Hülfe, in diesem kläglichen Zustand“. — In eben
 diesen Schriften liest man auch die Heilungsmethode
 und Gegenmittel, die Ambrosius Paräus denjeni-
 gen vorgeschrieben, die ohngefähr durch den Genuß des
 Razeengehirns vergiftet worden. Die Hauptsache läuft
 darauf hinaus, ihnen gleich ein gutes Brechmittel, her-
 nach aber zu wiederholtenmalen $\frac{1}{2}$ Skrupel Moschus
 in gutem Wein zu geben. Um seiner giftigen Eigen-
 schaft willen bedienten sich ehemals lüderliche Mädchen
 desselben, um Liebestränke für diejenige Mannspers-
 onen daraus zu bereiten, welche sie zu ihrer Liebe
 zwingen wollten. S. Merklein l. c. p. 104. ⁸²⁾

Mathioli hat schon Leute gekent, welche nicht
 ruhen konnten, wenn sie nicht einige Raze im Bet-
 te neben sich liegen hatten. Da sie eine Weile den
 Sauch dieser Thiere durch Einathmen in sich gezogen,
 hatten sie endlich an der Schwindsucht ihr Leben vor
 der Zeit verlieren, und ihre Thorheit mit dem Tode
 büßen müssen. Wenn aus dem Leibe der Raze nicht
 wirklich bößartige Theilchen ausdusteten, wie sollte
 man die Erscheinung erklären, die eben dieser Ma-
 thioli erzählt und welche sich oftmals ereignet hat?!

Als er sich in Deutschland aufhielt und mit guter Ge-
 sellschaft, zur Winterszeit, in einem grossen Zimmer
 speisete,

N. 2

82) Cf. *Gaz. litt. de Berlin* 1771. p. 274. und 1768. p.

speisete, hatte die Wirthin, welcher das Naturel eines ihrer damaligen Gäste schon bekannt war, in einem Kasten eine junge Kaze eingesperrt, welche sie auferztes wollte. Dieser Vorsicht ohnerachtet, steng der Gast, welchem die Kazen von Natur zu wild waren, allmählig an die Faser zu verändern, so daß, wie eine Leiche, zu werden, an allen Gliedern zu zittern, und, zum größten Erschrecken der ganzen Gesellschaft, halb ohnmächtig auszurufen, es müsse in irgend einem Winkel des Zimmers eine Kaze verborgen seyn. Die Wirthin konnte nicht, ihren kleinen Liebling aus dem Hause zu jagen, und sogleich konnte der beängstigte Gast nicht der frischen Athem schöpfen. Hr. von Francheville hat in Berlin ein ähnliches Beispiel an einem Goldschmidt erlebt, und uns ist selbst ein merkwürdiger Vorfall dieser Art vorgekommen, den wir im I Bande des Berl. Magaz. p. 228. ic. beschrieben haben.

Außerdem weiß man, daß die Kazen für Kinder sehr gefährlich werden können, weil sie sich auf ihr Verstand gelegt und selbst im Scht verstickt haben. So gar erwachsene Personen haben sich, um ihnen selbst willen, immer für diesen Thieren in Acht zu nehmen, weil sie von Natur eifersüchtig, rachgierig, hochmüthig, hähnlich und verräthlich sind. Man erzählt Beispiele der Eifersucht und Rache, wofür das Mitleiden erzittern muß. Ein einziges mag zur Warnung für alle gärtliche Kazenfreunde hinreichend seyn. Es betrifft einen französischen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen in die Zuflucht nach Engelland nahm.

Dieser Prediger hatte seinen Wohnplatz in Canterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischof daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht untersagt war, sich zu verheyrathen, war er doch nie zu einer solchen Veränderung geneigt gewesen. Sein größtes und einziges Vergnügen war eine grosse Kaze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen an sich gewöhnet hatte. Er hegte für dieses Thier außerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bey ihm speiseten, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselbe Leckerbissen, wovon er selbst speisete. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzu sehr verzärtelte Liebling, war zur Dankbarkeit allein Ursach am beklagenswürdigen Ende dieses Predigers. Un glücklichlicher Weise mußte sein Bruder, der ihn eben besuchte, einen traurigen Zeugen seines Todes abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bey seiner Zurückkunft aus Engelland, so gehöret, wie er sie mit angesehen und wie sie hier im Auszug erfolget:

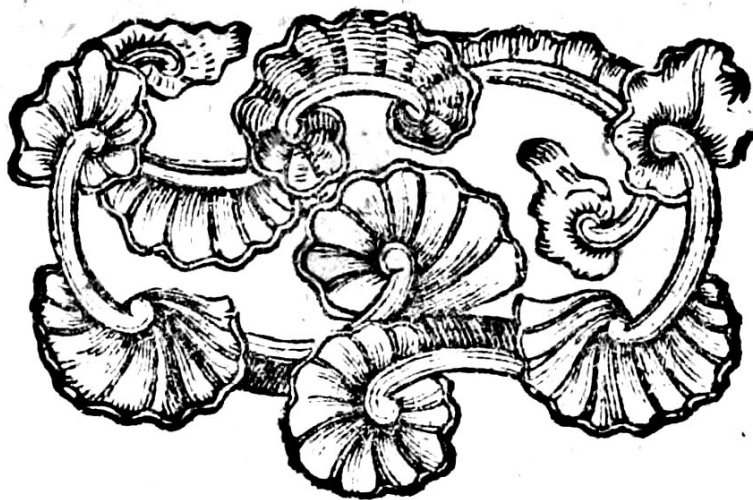
Hr. Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bey diesem Schmause zugegen. Die Gäste wurden vortreflich bewirtheet und an einem wohl genusten Ueberfluß von Wein ließ es der Wirth bey dieser Gelegenheit nicht fehlen. Die erwähnte Kaze, der verzärtelte Liebling des Hrn. Mariette, hatte die grossen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stadt mit angesehen, und geglaubt, man würde ihm auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft, zu kosten geben, als er es bisher von seinem Herrn ge-

wohnt war. Allein Hr. Mariette war entweder zu beschäftigt, an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit vor seinen Augen verbergen. Kurz, er begnügte sich diesmal damit, seine Kaze zu rufen, und ihr ein Stückchen Hünckerle über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier würdigte weder diesen Leckerbissen, ihn anzurücken, noch seinen Herrn oder einen andern Gast, sich während ihrer Mahlzeit ihnen zu nähern. Gegen vier Uhr verlies man die Tafel. Zweene von den Gästen blieben zurück, um ein wenig Mittagstische zu haben. Hr. Mariette's Bruder führte sie in eine Kammer, wo sie, auf seinem Bette zwei gute Stundenschliefen. Dem Hrn. Wirth gefiel es, ihrem Beyspiel zu folgen.

Da Hr. Mariette sich mit seinem erzürnten Liebling allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, auf einem Sopha eingeschlummert war, schien in ganzen Haus alles ruhig zu seyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gemacht. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Kanterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger des Ortes. Der Bruder eilte, den Hrn. Mariette zu wecken; allein der gute Mann war in einen ununterbrechbaren Schlaf versunken, und von seinem beleidigten Liebling erdrosselt worden. Anfanglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen seyn. Da er also die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm diese die schreckliche Spuren der Kazenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht von der Todesart seines Bruders aufsteckten.

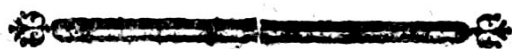
Die mörderische Kaze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schlief. Der noch lebende Hr. Mariette kam zufälliger weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in einer so bedenklichen Sache zu verschaffen. Er hat seine beyde Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Ermürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogne Kaze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen, und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, folgendes zu erwürgen. Hr. Mariette, der nun keiner weitem Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein sie entkam glücklich und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

27. . .



Inhalt.

V. Naturgeschichte der Ziege.	pag. 3
Anhang zur Geschichte der Ziege.	28
VI. — — des gemeinen, zahmen, des siamischen und wilden Schweins.	35
Anhang zur Geschichte des Schweins.	81
VII. Naturgeschichte des Hundes.	88
Erster Anhang nach Herrn von Daubenton.	152
Besondere Beschreibung der Hunderassen.	
1. Hauptraßen.	159
2. Blendlingsraßen.	183
3. Doppelte Blendlinge.	188
Zweiter Anhang vom Nutzen und Schaden, den die Hunde stiften können.	194
VIII. Naturgeschichte der Rase.	206
Erster Anhang nach Anleitung des Hrn. Daubenton.	226
Besondere Beschreibung der Rasenarten.	230
Zweiter Anhang von der Schädlichkeit der Rasen.	240



Verfolg,

derjenigen Bücher, so bey dem Verleger dieses Buches
Joachim Pauli, herausgekommen, und um bey-
gesetzte Preise in Menge zu haben sind.

Berliner Sammlungen, zur Beförderung der Arznei-
wissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushal-
tungskunst, Kameralwissenschaft, und der dahin einschla-
genden Litteratur, 2ten B. 1tes St. Berl. 1770. 5 gr.

Der Inhalt davon ist:

- I. Von der Verwandtschaft der Physick mit dem Ackerbau.
- II. Von dem Nutzen der Naturwissenschaft für die Geis-
lichen auf dem Lande.
- III. Nachrichten von dem Sibirischen Elfenbein.
- IV. Gedanken vom Bauwesen.
- V. Beschreibung einer bequemen Handmaschine zum
Steinschneiden.
- VI. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.
- VII. Fortgesetzte Anzeigen vermischter periodischer
Schriften.

Inhalt des 2ten B. 2tes St. 8. 770. 5 gr.

- I. Von dem Werthe und der Seltenheit der vorzüglich-
sten Versteinerungen.
- II. Von der Quasäia.
- III. Des Herrn Professor Schraders zu Rinteln Nach-
richt von der Quasäia.
- IV. Anmerkung von den Bäumen die am geschicktesten
sind, Landstrassen zu besetzen.
- V. Beschreibung der Hyäne, eines afrikanischen Raub-
thieres, mit einem Kupfer.
- VI. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.
- VII. Fortgesetzte Anzeige vermischter period. Schriften.
— D. Ausländische hieher gehöriger Journale.
— E. Medicinisch = periodische Schriften.
— F. Periodische Schriften vermischter Gesellschaf-
ten und grosser Akademien. 8.

Ingleichen des 2ten B. 3tes St. 8. 770. 5 gr.

Inhalt.

- I. Verzeichniß den in der Gegend um Weimar, und bes-
onders um Thangelstädt befindlichen Erdschnecken.
II. Das

- II. Haben wir auch ein vollständiges System der Natur zu hoffen? und wenn es ist, durch welchen Weg gelangen wir dazu?
- III. Gesammlete neue Heilungsmittel.
- IV. Auszug eines Schreibens aus Voronofsch vom Dohnstrohm aus der rufischen Tartaren
- V. Nachr. von Bearbeit. der Felder bey den Kosacken.
- VI. Befruchtung eines Palmbaumes.
- VII. Vorläufige und sichere Nachr. von der Bisamkatze.
- VIII. Nachr. von einem neuentdeckten besondern Thiere welches mit dem Maulwurf viel ähnliches hat.
- IX. Beschr. eines sehr vortheilhaften Stubenofens. m. N.
- X. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.

Derselben 2ten B. 4tes St. 8. 770. 5 gr.

- I. Von den Argus-Schmetterlingen.
- II. Beobachtung einer besondern Schlassucht.
- III. Magnetische Versuche mit dem Zitterraale.
- IV. Des Hrn. Hofr. Gleditsch Befruchtung der Palmbäume, und von Befr. der Gewächse überhaupt.
- V. Medicinische Merkwürdigkeiten.
 - 1. Urin durch den Nabel gelassen.
 - 2. Ein Stein unter der Zunge.
 - 3. Neues Instrument zum Aderlassen.
 - 4. Seltne Ursach einer Stummheit.
 - 5. Ueber die Einsprossung der Nasern.
- VI. Oekonomische Merkwürdigkeiten.
 - 1. Sympathetisches Mittel wider die Raupen.
 - 2. Mittel wider die W. ngen
 - 3. — die Pferde wider den Rog zu vertheidigen.
 - 4. — die Ochsen wider die Fliegen und Bremsen zu vertheidigen.
 - 5. Erfindung irdener Wasserröhren.
 - 6. Neue Wassersprühen,
 - 7. — Art Flitze zu fangen.
 - 8. Recept für die Rindviehseuche.
 - 9. Gesunde Zubereitung des Kaffee.
 - 10. Wider die Wotten im wollenen Zeuge.
 - 11. Verbesserung des Weins von unreifen Trauben.
 - 12. Künstliche Verfertigung des Wachses
- VII. Besondere Ausartung der Weidenzweige.
- VIII. Von der Kouffette, Kougette u. dem Vampir. m. N.
- IX. Vermischte Anzeigen neuer Schriften.

